J. C. Andrä

Erzählungen aus der deutschen Geschichte

Ausgabe A. [illegible]

Ausgabe ohne Bilder

Preis 1 Mark

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Geschichtliche Lehrbücher

aus

R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

In allen deutschen Staaten verbreitet. — Vorzügliche Auswahl des Stoffes, treffliche Darstellung, guter Druck, festes Papier, haltbarer Einband. — Beigaben: Geschichtskarten, Bilder zur Kultur- und Kunstgeschichte, Bearbeitungen der Landes- und Provinzialgeschichte.

Den Hauptteil der Lehrbücher bilden die allbekannten Werke von **J. C. Andrä**, die im Laufe der Zeit in Schulen aller Gattungen Eingang gefunden haben. Nach Andräs Tode (1890) übernahmen mehrere erfahrene Schulmänner die Fortführung seines Werkes. Diese Teilung der Arbeit ermöglichte es, die besonderen Bedürfnisse jeder Schulgattung mehr als bisher zu pflegen, selbstverständlich unter sorgsamster Erhaltung der Andrä eigentümlichen Vorzüge. So entstanden drei Gruppen von Lehrbüchern:

a) für Gymnasien und Realgymnasien;
b) für Real- und Bürgerschulen, sowie Lehrerbildungsanstalten;
c) für Mädchenschulen.

Die Andrä'schen Lehrbücher haben sich von je durch reichliche Beigaben an **Geschichtskarten** und **kulturgeschichtlichen Abbildungen** ausgezeichnet. Wie Andrä hierin bahnbrechend gewesen ist, so trat i. J. 1891 die Verlagshandlung als erste hervor mit planmäßigen Hilfsmitteln für die **Heimatkunde im Geschichtsunterricht.** In der Form von Anhängen zu den Geschichtslehrbüchern ihres Verlages liefert sie den Schulen die Sondergeschichte je der betreffenden engeren Heimat. Der Zweck dieser Anhänge ist nicht eine erschöpfende methodische Darstellung. Sie sollen es dem Lehrer erleichtern, den Unterricht in der allgemeinen Geschichte durch Einflechten der Sondergeschichte zu beleben. Sie enthalten erzählende Darstellungen der wichtigsten Begebenheiten und kurze Übersichten über deren Zusammenhang.

Geschichtskarten und **Bildertafeln** sind den Büchern eingeheftet, die **landesgeschichtlichen Hefte** werden, zum Einkleben in das betreffende Lehrbuch eingerichtet, unberechnet mitgeliefert.

Ein Verzeichnis dieser Beigaben folgt am Schlusse.

Eine Ergänzung zu den **Andrä**'schen Lehrbüchern, aber auch zu anderen, bilden die **Deutsche Bürgerkunde** und die **Kleine Staatskunde** von Dr. **A. Giese** und das **Geschichtliche Quellenbuch** von **L. Sevin.** Genaue Angaben ersehe man am Schlusse dieses Buches.

Fortsetzung am Schlusse des Buches.

J. C. Andrä
Erzählungen und Lebensbilder
aus der
Deutschen Geschichte

Bearbeitet von
Dr. Ernst Groth

Ausgabe A
Für evangelische Schulen

Achtzehnte Auflage
(der 14. bis 17. gleich)
Mit 4 Geschichtskarten,
8 Bildertafeln und
einem Anhange:
Landes-(Provinzial-) Geschichte

Leipzig, im Jahre 1905
R. Voigtländers Verlag
1581

Das Buch ist mit und ohne den Anhang „Das Nibelungenlied. Gudrun“ von Dr. Otto Hoffmann zu haben. Preis mit Anhang geb. 1 M. 20 Pf., ohne Anhang gebunden 1 M.

Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg, S.-A.

Inhalt.

Bildertafeln.

Geschichtskarten.

I. Alte deutsche Geschichte.

1. Die alten Deutschen.

1. **Das alte Deutschland.** Um die Zeit, da Christus geboren wurde, war Deutschland noch ein sehr rauhes unwirtbares Land. Wo jetzt die Sonne warm auf üppige Fruchtgefilde scheint, wehte damals noch feuchtkalte neblige Luft über ungeheure Wälder. Denn dichter Urwald bedeckte den größten Teil des Bodens; und die gewaltigen Eichen, Buchen und Tannen, aus denen er bestand, ließen die Strahlen der Sonne nicht durchdringen und das Erdreich erwärmen und abtrocknen. Daher war das Land weit sumpfiger, rauher und unfruchtbarer als jetzt. Edle Obstarten, Weintrauben und zarte Gartengewächse konnten nicht gedeihen. Die gewöhnliche Ackerfrucht war Hafer; auch Gerste, Roggen und Weizen wurden gebaut, und starker Flachsbau getrieben. Grasreiche Weiden nährten Rinder, Pferde und Kleinvieh in Menge; Viehbesitz war des Deutschen größter und liebster Reichtum. Im Dickicht der Wälder hausten viele wilde Tiere: Wölfe und Eber, Bären, Elentiere und riesige Auerochsen. Städte gab es nirgends im Lande; denn enges Zusammenwohnen erschien unsern Vorfahren unnatürlich. Sie lebten in Dörfern und auf einzelliegenden Höfen; Hütten aus Holz und Lehm, mit Schindeln oder Stroh gedeckt, dienten ihnen zur Wohnung (s. Tafel I).

2. **Die Germanen.** Die alten Deutschen oder, wie die Römer sie nannten, die Germanen waren ein herrlicher Menschenschlag. Groß und kraftvoll war ihr Körper, breit ihre Brust, ihr Auge blau, ihr Haar goldgelb und lang herabfallend. Als die kampfgeübten Römer, die alle Völker im südlichen Europa unterjocht hatten, zum erstenmal mit diesen Söhnen des Nordens zusammentrafen, wurden sie durch die stolze Haltung,

den kühnen, durchdringenden Blick und den brausenden Schlachtgesang dieser Feinde in Erstaunen und Schrecken gesetzt. Der Sinn der Germanen war auf Kampf und kühne Taten gerichtet. Von Jugend auf übten sie sich im Gebrauche der Waffen, im Kampfe mit wilden Tieren. Die Felle des erlegten Wildes dienten ihnen zur Kleidung; als köstlichster Schmuck galten ihnen die Waffen. Es war ein festlicher Tag, wenn der herangewachsene Jüngling vor versammelter Gemeinde für wehrhaft erklärt und vom Vorsteher mit Schild und Lanze geschmückt wurde. Von nun an trennte er sich nicht mehr von seinen Waffen: mit ihnen zog er nicht allein zum Kampf, er erschien auch bewaffnet in der Versammlung der Gemeinde und beim Festgelage.

3. **Kriegswesen.** Gab es Krieg, so wurden alle wehrfähigen freien Männer aufgeboten. Ein solches Aufgebot hieß der Heerbann. Der tapferste der Helden wurde zum Anführer oder Herzog erhoben. Kriegslustige Jünglinge schlossen sich ihm an als sein Gefolge und schwuren, vereint mit ihm zu leben und zu sterben. Vor der Schlacht erhoben sie ein furchtbares Kampfgeschrei, um ihren Mut zu entflammen. Mit unglaublicher Tapferkeit wurde gekämpft: Führer und Gefolge wetteiferten in heldenmütigen Taten. Lebendig aus der Schlacht zu weichen, wenn der Führer gefallen war, brachte Schande fürs ganze Leben. Mancher Held konnte des Kampfes gar nicht genug haben. Herrschte daheim Friede, so unternahm er mit seinem Gefolge einen Kriegszug in fremdes Gebiet und suchte dort Ruhm und Beute.

4. **Lebensart und Sitte.** In Friedenszeiten beschäftigte besonders die Jagd die freien Männer. Die Besorgung des Hauswesens und der Ackerwirtschaft blieb den Weibern und den Knechten überlassen. Die Männer lagen, wenn sie von ihren Zügen zurückgekehrt waren, daheim auf einer Bärenhaut neben dem Herde. Wer zu lange ruhte und den Sinn für große Taten verlor, hieß ein Bärenhäuter. Die Zeit verkürzten sie sich gern mit Würfelspiel, dem sie mit solcher Leidenschaft ergeben waren, daß sie oft Hab und Gut verspielten. Auch im Trunk waren sie leicht unmäßig. Zwar kannten sie noch nicht den Wein; aber sich in Bier und Met, ihren Lieblingsgetränken, zu berauschen, galt nicht für Schande. Oft besangen sie bei ihren Gelagen die Taten der alten Helden. Dann tauschten sie offenen

Herzens ihre Gedanken aus, schlossen Freundschaftsbündnisse, ratschlagten über kriegerische Unternehmungen, über Angelegenheiten der Gemeinde und der Familie. Aber am andern Tage prüften sie noch einmal nüchternen Sinnes, was sie bei der Fröhlichkeit des Mahles verabredet hatten, damit kein wichtiger Entschluß ohne reifliche Überlegung gefaßt werde.

5. **Deutsche Tugenden.** Schöne Züge in dem Wesen der alten Deutschen waren ihre Redlichkeit und Treue, ihre Gastfreundlichkeit, ihre Hochachtung vor den Frauen. Wie der Deutsche redete, so meinte er es auch: Verstellung und Hinterlist waren seinem geraden Sinne fremd. Getreu hielt er, was er versprochen hatte. „Hier hast du meine Hand darauf," sagte er und reichte die Rechte dar. Und das galt so viel wie Eidschwur: ein Mann — ein Wort. Jedem Wanderer stand seine Hütte offen; auch den völlig Unbekannten nahm er gastlich an seinen Tisch und bot ihm Schutz und Erquickung. Beim Abschied gab er ihm ein Gastgeschenk und geleitete ihn seines Weges. Hohe Ehre genossen die Frauen. Sie standen nicht nur dem Hauswesen vor, man achtete auch auf ihre Stimme im Rate der Männer. Denn verständiger Sinn zierte sie nicht minder wie züchtige Sitte. Ja, man schrieb ihnen sogar die Gabe der Weissagung zu, und einige von ihnen haben auf große Unternehmungen wichtigen Einfluß ausgeübt. Auch die Beschwerden und Gefahren des Kriegslebens teilten sie manchmal mit den Männern. Sie folgten ihnen in die Schlacht, um die Verwundeten zu pflegen und durch ihren Zuruf den Mut der Kämpfenden anzufeuern. Manche Schlachtreihe, die schon zu weichen begann, hat so die Entschlossenheit der Frauen wieder zum Stehen und Kämpfen gebracht.

6. **Bürgerliche Einrichtungen.** Das große deutsche Volk bestand aus einer Menge kleiner Stämme. Diese lebten unabhängig voneinander, hatten aber gleiche Sitten und Einrichtungen. An ihrer Spitze standen Fürsten (die Vordersten, Ersten), die aus den angesehensten und erfahrensten Männern gewählt wurden. Bei einigen Stämmen gab es auch Könige. Sie wurden aus vornehmen, durch Reichtum und Ruhm hervorragenden Geschlechtern genommen und waren die Führer des Volkes im Kriege und im Frieden. Alle wichtigen Angelegenheiten aber wurden von der Volksversammlung beraten,

die an bestimmten Tagen unter freiem Himmel zusammentrat. Ein mächtiger Baum bezeichnete die Stätte der Zusammenkunft; man nannte sie die Malstatt. Da hatte jeder freie Mann das Recht zu reden. Alle kamen bewaffnet; denn Waffen waren das Merkmal des freien Mannes. Stimmten sie dem gemachten Vorschlage zu, so schlugen sie mit den Waffen klirrend zusammen; waren sie ihm abgeneigt, so erhoben sie ein dumpfes Gemurmel. Die Ordnung bei den Versammlungen hielten Priester aufrecht, deren Anweisungen sich jeder willig fügte; denn sie waren die Diener der Gottheit und weissagten aus den Runen. Dies waren geheimnisvolle Zeichen, die auf Stäbchen aus Buchenholz eingeritzt waren. Daher kommt das Wort Buchstabe.

2. Der Götterglaube der Deutschen.

1. **Götter.** Wie alle heidnischen Völker verehrten die alten Deutschen viele Götter. Die gewaltigen Naturmächte, vor allen die Leben und Segen spendende Sonne und die fruchtbringende Erde, ferner die unbezwingliche Heldenkraft, die in den Schlachten den Sieg erkämpft, das waren des Volkes Gottheiten. — Der höchste Gott hieß Wodan oder Odin. Er regierte die Welt und lenkte der Menschen Schicksal; er verlieh den Sieg und nahm die in der Schlacht gefallenen Helden auf in seinen Himmelssaal, in Walhall. Weil er an der Spitze aller Götter stand und den Menschen jeglichen Segen spendete, führte er auch den schönen Namen Allvater. Sein heiliger Wochentag war der Mittwoch (engl. Wednesday = Wodanstag). — Wodans Sohn war Donar (Thor), der rotbärtige Donnergott, der auf einem mit Böcken bespannten Wagen in der Gewitterwolke dahinrollt, den befruchtenden Regen herniedersendet und mit seinem Steinhammer den einschlagenden Blitz. Wie Wodan der Gott der Helden und des Kampfes war, so galt Donar als Gott des Landmanns und der friedlichen Tätigkeit. Nach ihm hat der Donnerstag den Namen. — Als der dritte der großen Götter galt Ziu (Tyr), der einarmige Kriegs- und Schwertgott. Er war die ausführende Hand Wodans. Man pries ihn in Schlachtgesängen und feierte ihn in Kriegstänzen. Sein heiliger Tag ist der Dienstag. — Wodans Gemahlin war Frigga. Neben ihm thronte sie auf dem Hochsitz

in Walhall und lenkte die Schicksale der Welt. Sie war die Schutzgöttin des häuslichen Herdes und die Beschützerin der Hausfrauen; darum trug sie als Abzeichen Schlüsselbund und Spindel. — Göttin der Liebe war Freya; ihr war der Freitag geheiligt. — Die allnährende, mütterliche Gottheit war Nerthus, die Göttin der Erde. Auf einer Insel im nördlichen Meere lag ein stiller Hain, dessen uralte Buchen einen kleinen See beschatteten. In dem Haine stand ein geweihter Wagen, mit Tüchern überdeckt. Zu gewissen Zeiten, wahrscheinlich beim Beginn des Frühlings, wenn die Erde zu neuem Leben erwacht, kam — so glaubte man — die Göttin selbst dorthin. Dann fuhr der Wagen, mit geweihten Kühen bespannt, von Priestern begleitet, durch das Land. Das waren festliche Tage für alles Volk: da ruhten die Waffen, da herrschte nur Friede und Freude. Nach vollbrachtem Umzuge kehrte der Götterwagen nach dem heiligen Haine zurück, wurde in dem See gewaschen, und die Göttin verschwand wieder von der Erde. — Neben den Hauptgöttern gab es noch untergeordnete göttliche Wesen. Da war die liebliche Frühlingsgöttin Ostara. Ihr Fest, das der im Frühling wiedererwachenden Natur, war den Deutschen so lieb geworden, daß später die in diese Zeit fallende christliche Feier den alten Namen Ostern behielt. Ostaras Lieblingstier war der Hase, der schon den Kindern der alten Deutschen die Ostereier legte. — Auch glaubte man an die drei Nornen oder Schicksalgöttinnen, in deren Macht die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft liegt. — Die Walküren begleiten als Schildjungfrauen Wodan auf das Schlachtfeld, die Walstatt; sie „küren die Wal", d. h. sie bestimmen nach göttlichem Ratschluß die Helden, die in der Schlacht fallen sollen, und tragen sie auf ihren durch die Luft sausenden Rossen empor nach Walhall. — Ebenfalls in der Luft hausen die neckischen und die bösen Elben oder Elfen. In der Tiefe der Erde sitzen die Zwerge als Hüter der Schätze. Im Wasser wohnen die gefährlichen Nixen oder Wassergeister; sie lieben die Musik und mischen sich gern unter tanzende Menschen. — So sahen unsere Vorfahren im Brausen des Sturmes, in der wilden Feldschlacht und im stillen Walten der Natur überall die leitende und lenkende Hand einer Gottheit. Der Glaube an die alten Götter war ihnen so ans Herz gewachsen, daß auch das Christentum ihn nicht ganz austilgen

konnte; als Aberglaube in Sitte, Sage und Märchen lebt er still weiter bis auf den heutigen Tag.

2. **Baldur.** Ein Sohn Wodans ist der jugendlich schöne Lichtgott Baldur, der Liebling aller Götter; er mußte früh sterben. Darüber erzählt die Sage folgendes: Baldur hatte schwere Träume, die ihm Gefahr ankündigten. Um ihn zu beruhigen, nahm seine Mutter Frigga allen Geschöpfen den Eid ab, daß sie ihm nicht schaden wollten; nur die Mistel beachtete sie nicht, weil diese ihr zu ungefährlich schien. Da nun die Götter ihn gegen alle Gefahr gesichert glaubten, so warfen und schossen sie zur Kurzweil mit allerhand Gegenständen nach ihm, und das tat ihm keinen Schaden. Aber unter den guten Göttern, den Asen, war auch der böse Loki, der Gott des Feuers. Der war neidisch auf Baldur und suchte ihn zu verderben. Er gab dem blinden Hödur, dem Bruder Baldurs, den Mistelzweig und leitete ihn an, damit auf Baldur zu werfen. Hödur traf, und Baldur sank tot zur Erde; und obgleich er ein Gott gewesen war, mußte er hinab ins Totenreich zur Totengöttin Hel.

3. **Die Götterdämmerung.** Die Götter haben kein ewiges Leben, denn auch ihnen steht der Untergang bevor: in der Götterdämmerung, in der die ganze jetzige Welt nebst den Göttern untergeht. Da werden Riesen, die von den guten Göttern überwunden und gefesselt worden waren, darunter auch der böse Loki, von ihren Banden los und erheben sich zum letzten Kampf gegen die Götter. Es fallen sowohl die Himmlischen als auch die Riesen, und die ganze Welt geht in Flammen auf. Aber nach diesem Weltbrande erhebt sich aus dem Meer eine neue, schönere Erde, und ein neues, goldenes Zeitalter bricht an. Auch Baldur erwacht zu neuem Leben, und dann kommt „der Starke von oben", der unbekannte oberste Gott, der allen Streit schlichtet und heilige Gebote gibt, die ewig dauern.

4. **Götterdienst.** Wie Nerthus hatten auch die übrigen Götter ihre Heiligtümer im Dunkel der Haine und Wälder. Dorthin wallfahrtete man; unter alten geheiligten Bäumen brachte man die liebsten Tiere, die Pferde, zum Opfer dar, ja sogar Menschen; dort betete man, den Blick gen Himmel gekehrt, zu der unsichtbaren Gottheit. Tempel und Götzenbilder hatten die Deutschen nicht; die Götter erschienen ihnen zu erhaben, um in Gebäuden von Menschenhänden wohnen zu können, oder in

menschlicher Gestalt abgebildet zu werden. An ein zukünftiges Leben glaubten sie fester, als irgend ein heidnisches Volk. Darum kannten sie keine Todesfurcht. Die tapfer kämpfend in der Schlacht fielen, die kamen ja nach Walhall, der himmlischen Burg Wodans, wo sie alles in Fülle fanden, was sie auf Erden beglückte: unaufhörliche Heldenkämpfe, fröhliche Jagden, festliche Schmausereien. Die Feigen freilich und die Gottlosen waren von Walhalls Freuden ausgeschlossen: sie kamen in das Reich der Hel, die Hölle, und mußten dort in ewiger Finsternis schmachten.

3. Die Cimbern und Teutonen.

1. Wanderung der Cimbern und Teutonen (113 v. Chr.). Unsere Vorfahren lernen wir zuerst kennen durch ihre Kämpfe mit den Römern. Diese Kämpfe beginnen etwa hundert Jahre vor Christi Geburt mit dem Einfall der Cimbern und Teutonen ins römische Reich. Das waren deutsche Völkerschaften von den Ufern der Nord- und Ostsee. Durch Hunger und Überschwemmung gezwungen, waren sie mit Weib und Kind und aller Habe von ihrer Heimat ausgezogen, um sich im Süden neue Wohnsitze zu suchen. Wie ein gewaltiger Strom drangen sie gegen Italiens Grenzen heran; mehrere Heere, welche die Römer gegen sie aussandten, erlagen ihrer wilden Tapferkeit. Da ergriff ungeheure Angst das stolze Rom. Wer konnte Rettung bringen vor dem fürchterlichen Feinde, wer Italien schützen gegen die ungestüme Kraft jener Schar von Riesen, deren trotziger Blick Verderben drohte, deren Kampfgeschrei dröhnte wie Brüllen der Löwen? Nur einen Mann hatte Rom, der imstande schien, den Untergang von ihm abzuwenden. Es war Marius, der größte Kriegsmann seiner Zeit. Ihm übertrugen die Römer den gefahrvollen Krieg.

2. Untergang der Teutonen. Zuerst zog Marius gegen die Teutonen, die von dem südlichen Gallien (Frankreich) her in Italien einbrechen wollten. Am Rhoneflusse schlug er ihnen gegenüber ein verschanztes Lager auf. Dort hielt er sich lange ruhig, um seine Krieger erst an den Anblick der schrecklichen Feinde zu gewöhnen. Selbst durch den Hohn der streitlustigen Deutschen, welche die zögernden Römer der Feigheit beschuldigten, ließ er sich nicht zum Kampfe bewegen. Endlich, als die Teutonen

in langem Zuge an seinem Lager vorüber nach Italien zogen, folgte er und lieferte ihnen an einem günstig gelegenen Orte eine Schlacht. Die römische Kriegskunst erfocht über die ungezügelte Tapferkeit der Deutschen den Sieg: die Teutonen wurden gänzlich geschlagen.

3. **Untergang der Cimbern.** Unterdessen waren die Cimbern über die Alpen in Italien eingedrungen. Kecken Mutes waren sie auf ihren großen, hölzernen Schilden von den steilen, schnee- und eisbedeckten Gipfeln der Berge hinabgefahren, hatten Felsen losgebrochen, Bäume ausgerissen und in die Alpenströme geschleudert, um sich Übergänge zu bahnen, und ergossen sich jetzt verheerend über die herrlichen Gefilde Oberitaliens. Da kam Marius und führte sein siegreiches Heer auch gegen sie. Er stellte seine Soldaten so, daß die glühende Sommersonne den Feinden ins Gesicht brannte und der Wind ihnen Sand und Staub in die Augen jagte. Das wirkte. Obgleich die vorderen Reihen der Cimbern sich Mann an Mann mit Ketten gebunden hatten, um nicht vom Platze zu weichen, obgleich die Weiber hinter den Reihen jeden Flüchtling mit Beilen niederhieben: das deutsche Heer wurde gänzlich aufgerieben. So rettete Marius sein Vaterland aus einer Gefahr, in der die Römer zuerst die kriegerische Kraft des deutschen Volkes hatten kennen lernen.

4. Cäsar und die Deutschen.

1. **Cäsar und Ariövist** (58 v. Chr.). Fünfzig Jahre nach dem Cimbernkriege traf der große Römerheld Julius Cäsar in Gallien, wo er glückliche Eroberungskriege führte, von neuem mit deutschen Völkerschaften zusammen. Ariövist, ein deutscher Fürst, war mit einer tapfern Kriegerschar ins Land gekommen, hatte sich dort festgesetzt und drohte, seine Herrschaft weiter auszubreiten. Cäsar beschloß, ihn nach Deutschland zurückzutreiben. Als es zum entscheidenden Kampfe kommen sollte, ängstigten sich wieder die römischen Soldaten vor der Wildheit und gewaltigen Kraft der Deutschen, also daß sie dem Feldherrn nicht ins Gefecht folgen mochten. Doch Cäsar verstand es, ihr Ehrgefühl zu entflammen; angeführt von einem so großen Meister in der Kriegskunst, gewannen sie den Sieg. Ariovist floh mit wenigen, die dem Tode entgangen waren, über den Rhein.

2. **Cäsar in Deutschland.** Darauf unterwarf Cäsar durch Gewalt und List alle deutschen Völkerschaften, die sich auf der linken Rheinseite angesiedelt hatten. Zweimal ging er sogar über den Rhein, um in das innere Deutschland vorzubringen; allein er wagte es doch nicht, das mutige Volk in seinen dichten unwegsamen Wäldern anzugreifen, und kehrte daher bald zurück.

5. Armin, Deutschlands Befreier.

1. **Drusus in Deutschland.** Durch die Eroberungen des großen Cäsar war der Rhein die Grenze geworden zwischen dem römischen Reich und dem Lande der Deutschen. Aber die Römer erkannten in ihrer Herrschsucht diese Grenze nicht an, auch die Deutschen sollten unter das römische Joch gebeugt, auch ihr Land dem ungeheuern Reiche einverleibt werden. Als nicht lange nach Cäsars Tode der Kaiser Augustus im römischen Reiche herrschte, sandte er mächtige Heere über den Rhein, und sein Stiefsohn, der tapfere Feldherr Drusus, unternahm mehrere Kriegszüge, auf denen er bis an die Weser und Elbe vorrückte. Zwar starb Drusus bald; aber die Unterjochung Deutschlands wurde fortgesetzt. Schon schien das Land zwischen Rhein und Weser ganz im Besitze der Römer zu sein: römische Legionen hatten dort ihre festen Lagerplätze, römische Statthalter schalteten wie in einer eroberten Provinz.

2. **Varus.** Besonders drückte der Statthalter Varus das deutsche Volk durch schimpfliche Behandlung. Er forderte von den freien Deutschen Abgaben, als wären sie die Untertanen der Römer; er suchte ihnen die römischen Sitten und Gesetze, ja sogar die römische Sprache aufzudrängen; er ließ Ruten und Beile vor sich hertragen zum Zeichen, daß er die Macht habe, körperliche Züchtigungen und selbst die Todesstrafe zu verhängen. Solche Knechtschaft empfanden die Deutschen als die äußerste Schmach. Aber wer sollte das Vaterland aus der Hand des mächtigen Unterdrückers befreien?

3. **Der Cherusker Armin.** Unter den Cheruskern, einer deutschen Völkerschaft, die am Weserstrome ihre Wohnsitze hatte, lebte damals ein junger Fürst von schöner Gestalt, scharfem Verstande, tapferem Arm und Herzen. Sein Name war Armin (Hermann). Um die Kunst des Krieges zu erlernen, hatte er, wie mancher andre deutsche Jüngling, im römischen Heere gedient,

und die Römer hatten den edeln Fürstensohn mit Ehren und Würden reich belohnt. Doch ihn konnte römisches Wesen nicht verführen, römische Sittenlosigkeit nicht verderben. Mit tiefem Unwillen sah er die Schmach seines Vaterlandes, und seine Seele erfüllte der Gedanke, dessen Retter zu werden. Kein Römer ahnte sein Vorhaben. Auch als ein Verräter den Varus vor ihm warnte, wollte der sorglose Statthalter an keine Gefahr glauben.

4. **Die Schlacht im Teutoburger Walde** (9 n. Chr.). Armin aber gewann in der Stille einen der deutschen Fürsten nach dem andern und wartete nur der günstigen Stunde. Da brach bei einer entfernt wohnenden deutschen Völkerschaft ein Aufstand aus. Ihn rasch zu unterdrücken, begab sich Varus mit seinem zahlreichen wohlgerüsteten Heere auf den Marsch. Den drei römischen Legionen folgten deutsche Hilfsscharen unter ihren Fürsten. Auf schlechten Wegen, durch dichtverwachsenes Gehölz ging der Zug durch den Teutoburger Wald (in Westfalen). Bald vermehrte arges Unwetter die Anstrengungen des Marsches. Heftiger Regen rauschte nieder, machte den Boden schlüpfrig und alle Tritte unsicher. Immer schwieriger wurde den schwer bewaffneten, erschöpften römischen Kriegern das Vorwärtsschreiten. Jetzt schien Armin die Zeit zum Kampfe gekommen. Unter seiner Führung stürzten die Deutschen aus ihren Wäldern mit furchtbarem Schlachtgeschrei auf die entsetzten Römer los. Den ganzen Tag hindurch wird gestritten. Am Abend gelingt es den Römern, einen freien Platz zu gewinnen und ein festes Lager aufzuschlagen. Doch ohne Nahrungsmittel und von den Feinden umringt, verbrennen sie in der Frühe des nächsten Morgens alles entbehrliche Gepäck und ziehen durch den unwegsamen Wald weiter. Aber das Unwetter dauert fort, und die Deutschen fallen mit um so größerem Ungestüm über sie her. Noch einmal unterbricht die Nacht den Kampf, noch einmal wird es Morgen. Kein Ausweg, keine Rettung mehr! Auch den Tapfersten entsinkt der Mut, und Varus tötet sich selbst. Nur wenige seiner Krieger können noch entfliehen; alle andern werden erschlagen oder gefangen. Das ganze große, tapfere Römerheer ist vernichtet.

5. **Folgen der Schlacht.** Während die Deutschen ihren Göttern Dankopfer darbrachten für den errungenen herrlichen

Sieg, verbreitete die Botschaft von der furchtbaren Schlacht in Rom Trauer und Schrecken. Der Kaiser Augustus legte Trauerkleider an und ließ sich monatelang Haar und Bart wachsen. Von Schmerz überwältigt, rief er: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Allgemein herrschte die Furcht, die Deutschen würden wieder in Italien einbrechen, wie zur Zeit der Cimbern und Teutonen. Eilig wurden die größten Rüstungen gemacht, um die Grenzen gegen ihren Andrang zu verteidigen. Allein diese Besorgnis war unbegründet: Armin dachte nicht daran, auf Eroberungen auszuziehen; er war zufrieden, den vaterländischen Boden von den Feinden befreit zu haben.

6. **Armins Ende.** Diese Freiheit seinem Volke zu bewahren, war sein Bemühen, so lange er lebte. Vergeblich machten die Römer neue Versuche, in Deutschland festen Fuß zu fassen. Drusus Sohn Germanicus drang zwar weit in Deutschland ein und nahm Armins Gemahlin, die heldenmütige Thusnelda, gefangen, aber Armin schirmte sein Vaterland mit starkem Arm. Zwölf Jahre lang war er noch des Volkes oberster Führer und Feldhauptmann. Da fiel der edle Held durch schmachvollen Meuchelmord. Das deutsche Volk aber sang seinen Ruhm Jahrhunderte hindurch, und die dankbare Nachwelt feiert ihn mit Recht als Deutschlands Befreier. Im Teutoburger Walde bei Detmold ist ihm jetzt ein großes Denkmal errichtet worden.

7. **Römische Kultur in Deutschland.** Während ihrer Herrschaft in den deutschen Gauen hatten die Römer an allen wichtigen Verkehrsstraßen Burgen oder befestigte Lager errichtet. So entstanden z. B. die Orte Köln, Bonn, Koblenz, Trier. Am Rhein und an der Mosel führten die Römer den Obst- und Weinbau ein; hier entwickelten sich auch die ersten Anfänge des deutsch-römischen Handels. Bald zogen römische Kaufleute durch die deutschen Lande und betrieben einen lebhaften Tauschhandel mit römischen Waren, vor allem mit Waffen, Schmucksachen, Metallwaren, römischen Kleidern und Wein, während ihnen die Deutschen dafür die Erzeugnisse ihres Landes lieferten, besonders Felle, Pelze, Bernstein, Vieh, Feldfrüchte und das von römischen Frauen begehrte deutsche Frauenhaar; selbst deutsche Sklaven wurden im Tauschhandel vergeben oder gegen römische Münzen und Schmucksachen verkauft. Die Deutschen lernten

von den Römern den Bau von festen Häusern, Brücken und Wegen, auch eigneten sie sich bald die Grundzüge der römischen Kriegskunst an und wurden im römischen Waffendienste so erfahren, daß die Römer sie gern in ihre Heere aufnahmen.

6. Die Völkerwanderung. Die Hunnen.

1. **Deutsche Völkerbündnisse.** Seit Armins Siege konnten die Römer nicht mehr daran denken, Deutschland zu bezwingen. Sie suchten nur noch ihr Gebiet vor dem Eindringen der deutschen Völker zu sichern. Darum stellten sie an den deutschen Grenzen ihre besten Heere als Wache auf und zogen Wälle, Gräben und Mauern von gewaltiger Stärke. Die Überreste dieser Befestigungen, des Pfahlgrabens, haben sich zum Teil bis zum heutigen Tage erhalten. Dennoch ließen sich die kriegerischen Deutschen nicht von Angriffen auf das römische Reich zurückschrecken. Die fortwährenden Kämpfe belehrten sie, daß Eintracht stark macht. Daher schlossen sich die zahllosen kleinen Völkerschaften immer mehr zusammen und bildeten größere Vereinigungen. So entstanden die vier großen Völkerbündnisse der Alemannen am Oberrhein, der Franken am Niederrhein, der Sachsen zwischen Rhein und Elbe und der Goten im östlichen Deutschland. Besonders mächtig wurden die Goten, die ihre Herrschaft weit hin nach Osten bis zum Schwarzen Meere ausbreiteten. Sie teilten sich in Westgoten und Ostgoten. Immer gefährlicher wurde die Macht dieser streitbaren Völker dem sinkenden römischen Reiche, das sich damals in zwei Teile geschieden hatte, in das oströmische und das weströmische Reich. Endlich trat ein Ereignis ein, das diese Völker alle in mächtige Bewegung setzte: es begann die große Völkerwanderung (375 n. Chr.).

2. **Einfall der Hunnen in Europa.** Den Anstoß zu der Völkerwanderung gab ein wildes Nomadenvolk, das von Asien her in Europa einbrach. Es waren die Hunnen, Leute mit schwarzem, struppigem Haare, schmutziggelber Gesichtsfarbe, schiefen Augen, breitschulterig und klein, aber wild und furchtbar. Sie lebten von Wurzeln und von Fleisch, das sie nicht kochten, sondern wie einen Sattel aufs Pferd legten und durch einen tüchtigen Ritt mürbe machten. Feste Wohnsitze kannten sie nicht; von Kindesbeinen an schweiften sie im Freien, in Bergen und

Wäldern umher und lernten Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertragen. Ihre Kleider waren leinene Kittel oder Pelze von Waldmäusen, die Beine umwickelten sie mit Bockfellen. Von ihren Pferden waren sie unzertrennlich: sie aßen, tranken und schliefen darauf. Ihre Weiber und Kinder führten sie auf Karren mit sich. Krieg war ihre größte Lust. Mit schrecklichem Geheul begannen sie die Schlacht; ohne Ordnung, aber mit großer Schnelligkeit stürzten sie sich auf den Feind. Wich er ihren Pfeilen und Säbelhieben aus, so warfen sie ihm Schlingen um den Hals und schleppten ihn mit sich fort. Nichts kam ihrer Raubsucht und Grausamkeit gleich. So zogen sie jetzt raubend, sengend und mordend von Land zu Land und trieben die Völker vor sich her.

3. **Alarich, der Westgote.** Zuerst stießen die Hunnen auf die Goten. Die Ostgoten wurden besiegt und mußten sich den Hunnen unterwerfen. Die Westgoten aber drangen in hellen Haufen über die Donau in das oströmische Reich, besiegten den Kaiser und eroberten sich neue Wohnsitze. Später fiel ihr tapferer König Alärich auch in Italien ein und rückte siegreich bis vor die Tore der Stadt Rom. Angst und Entsetzen überfiel die Römer, denn seit vielen Jahrhunderten war kein Feind der Stadt nahe gekommen. Eilig schickte man Gesandte an Alarich, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. „Unzählbar," prahlten diese vor dem Westgotenkönig, „sind die Bewohner Roms, beherzt und in den Waffen wohlgeübt." Alarich aber lachte laut und rief: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!" Und er forderte, daß ihm alles ausgeliefert werde, was Rom an Gold, Silber und kostbarem Geräte besaß. „Was willst du uns denn übrig lassen?" fragten die bestürzten Römer. „Euer Leben," lautete die Antwort. Und die stolze Stadt mußte sich fügen; mit einer unermeßlichen Geldsumme erkaufte sie sich Schonung, und Alarich mit seinen Westgoten zog ab. Aber im folgenden Jahre kehrte er wieder, eroberte die Stadt und plünderte sie aus (410). Mit Beute beladen, brach er dann nach Süditalien auf, um von dort nach Sizilien und Afrika überzusetzen. Da ereilte ihn der Tod in der Blüte seiner Jahre. Die Goten begruben ihren König in großartiger Weise. Sie leiteten einen Fluß (Busento) ab, mauerten in dem trockenen Bett ein Grab aus und senkten den toten König mit der Rüstung auf seinem Streit-

rosse hinab. Dann bedeckten sie das Grab mit Erde und leiteten den Fluß wieder darüber, damit niemand erfahre, wo der große Alarich liege, und niemand seine Ruhestätte störe. Der neue König führte darauf das Volk durch Italien zurück nach Gallien und gründete dort ein großes Westgotenreich. Dieses breitete sich bald auch über Spanien aus und hat noch drei Jahrhunderte bestanden, bis es von den aus Afrika stammenden Mauren zerstört wurde (711).

4. **Geiserich, der Vandale.** Gleich den Westgoten brachen andere deutsche Völker in das römische Reich ein; denn die Römer waren nicht mehr imstande, ihre weit ausgedehnten Grenzen zu beschützen. Nicht einmal das Meer hemmte das Vordringen deutscher Völkerstämme. Nordafrika wurde die Beute der Vandalen, eines Volkes, das seine Sitze einst in Deutschland zwischen Weichsel und Oder gehabt hatte. Von ihrem Könige Geiserich geführt, eroberten sich die Vandalen ein Reich in Afrika mit der Hauptstadt Karthago (429). Wie vor 600 Jahren von Rom aus Zerstörung und Untergang über Karthago gekommen war, so unternahm jetzt der Vandalenheld von Afrika aus einen Kriegszug nach Italien. Alle Kostbarkeiten, die seit der Verheerung durch Alarich noch in Rom vorhanden waren, Bildsäulen und sonstige Kunstschätze in Tempeln und Palästen, wurden zu Schiffe gebracht und fortgeschleppt. Tausende der angesehensten Römer gerieten in Gefangenschaft und Sklaverei. Etwa hundert Jahre hat die Herrschaft der Vandalen in Afrika gedauert. Ihr Reich wurde durch den oströmischen Kaiser Justinian zerstört (534).

5. **Die Angelsachsen.** Auch die Nordsee hielt die Deutschen nicht von Wanderzügen ab. So fuhren die Angeln und Sachsen (449) nach Britannien und eroberten das Land, das nach ihnen Angelland oder England genannt wurde.

7. Attila, der Hunnenkönig.

1. **Der Hunnenschrecken.** Furchtbarer als alle Verwüstung, welche die Züge deutscher Völker anrichteten, war die Not und Zerstörung, die von den Hunnen ausging. Nicht allein dem römischen Reiche, auch den neu gestifteten deutschen Staaten schien von ihnen der Untergang zu drohen. Am gefährlichsten wurde ihre Macht unter dem König Attila (Etzel).

2. **Attila, die Gottesgeißel.** Dieser gewaltige Kriegsheld war von Gestalt klein und häßlich. Aber an dem stolzen Gange, der würdevollen Haltung erkannte man sogleich den Herrscher. Ein Haufe von Königen und Fürsten unterjochter Völker umgab ihn; sie erschienen wie seine Diener, zitterten bei seinen Winken und eilten, seine Befehle zu vollziehen. Um sich her liebte er die Pracht; seine Gäste aßen aus goldnen und silbernen Gefäßen; er selbst duldete auf seiner Tafel nur hölzerne Schüsseln und war in Speise, Kleidung und Pferdeschmuck sehr einfach. Bei Gastmählern hörte er gern Gesang und heiteren Scherz; doch verlor er dabei nie den strengen Ernst. Sein Wohnsitz lag in Ungarn. Dort erhob sich in einem sehr großen Dorfe sein Palast, wie die andern Häuser nur aus Holz erbaut, doch mit weiten Hallen umgeben und prächtig ausgestattet. Von hier aus verbreiteten seine Befehle Schrecken über ferne Nationen. Man sagte, wenn er sein Schwert in die Erde stieße, so hätten hundert Völker gebebt und Rom und Konstantinopel in ihren Grundfesten gezittert. Er selbst nannte sich Gottesgeißel. Und wahrlich: alles Land, das er betrat, erfuhr es, daß er wirklich eine Geißel Gottes, eine Zuchtrute der Völker war.

3. **Attilas Verheerungszug.** Attilas Herrschaft reichte von den Grenzen Asiens bis tief in Deutschland hinein. Aber das genügte ihm nicht: auch den Westen von Europa bis zum Ozean hin wollte er besitzen. Darum brach er mit einem Heere von mehr als einer halben Million Streiter auf, zog, alles vor sich niederwerfend, durch Österreich und Bayern und ging dann über den Rhein nach Gallien. Sein Zug glich dem der Heuschreckenschwärme, welche die Saatfelder in wenigen Stunden zur Wüste machen. Eine Menge blühender Städte sank in Schutt und Asche. Plünderung, Mord und Brand herrschten überall, wo sich die wilden Scharen hinwälzten.

4. **Die Hunnenschlacht** (451). In dieser Not verbanden sich Römer und deutsche Völker (Westgoten, Franken ꝛc.), dem Weltstürmer gemeinsam entgegenzutreten. Auf den catalaunischen Ebenen in Gallien, wo jetzt die Stadt Chalons liegt, stießen die feindlichen Heere aufeinander. Hier fand die große Hunnenschlacht statt, die entschied, ob Europa hinfort den kräftigen deutschen Völkern oder den hunnischen Barbaren gehören sollte. Es war ein fürchterlich blutiger Kampf, ein grauenvolles Würgen.

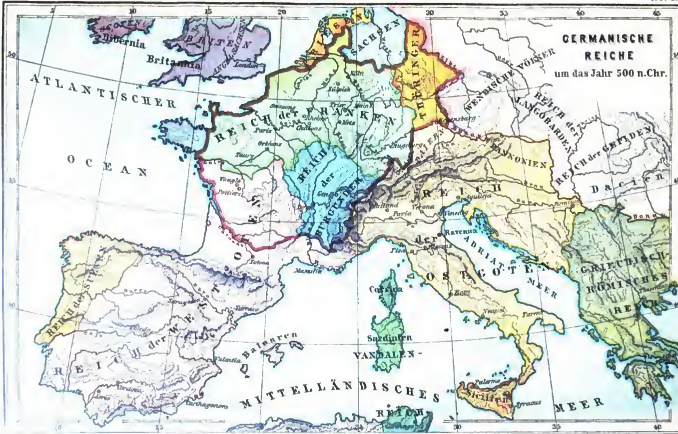
So grimmig war die Wut der Streitenden, daß die Sage erzählt, noch drei Tage nachher hätten die Geister der Erschlagnen in den Lüften miteinander gerungen. Gegen 200 000 Tote deckten das Schlachtfeld. Aber der Hunnenkönig ward geschlagen und mußte mit den Überbleibseln seines Heeres nach Ungarn zurückkehren.

5. **Attilas Ende.** Freilich war Attila noch stark genug, im nächsten Jahre einen Einfall in Italien zu machen. Doch das war seine letzte Heerfahrt. Bald darauf starb er. Sein Leichnam wurde in einen goldnen Sarg gelegt, den ein silberner und zuletzt ein eiserner umschloß. Waffen, Pferde und Kostbarkeiten wurden mit ihm begraben, die Gefangnen aber, die das Grab gemacht hatten, getötet, damit die Ruhestätte des Hunnenhelden nicht verraten werde. Nach Attilas Tode zerfiel sein Reich: die unterjochten Völker machten sich wieder frei, und die Hunnen verschwanden allmählich aus Europa.

8. Untergang des weströmischen Reiches.

Die Deutschen hatten den Römern nach und nach fast alle ihre Länder entrissen; das weströmische Reich bestand zuletzt nur noch aus Italien. Auch dieses fiel zuletzt in der Deutschen Hände. Odoaker, ein Fürst deutscher Stämme von der Ostsee, hatte anfänglich mit seinen Scharen im Dienste der Römer gestanden. Da sah der tapfere Mann, wie morsch und jämmerlich der römische Kaiserthron geworden war, und wie leicht er da herrschen könne, wo er nur diente. Ohne Schwierigkeit stieß er den schwachen Kaiser Romulus Augustulus vom Throne und machte sich zum Könige von Italien. — Das war das Ende des einst so mächtigen, weltbeherrschenden Römerreiches. Die Deutschen hatten den langen Kampf mit ihm siegreich ausgefochten. Gott hatte sie dazu berufen, eine alte, faule und verdorbene Welt zu zertrümmern und durch ihre frische Kraft neue Staaten auf diesen Trümmern zu gründen (s. Karte I).

No. 1.



R. Voigtländer's Verlag in Leipzig.

Druck von Rudolf Loës in Leipzig.

II. Das Mittelalter.

Vom Untergange des weströmischen Reiches bis zur Reformation, 476—1517.

9. Chlodwig, der Frankenkönig.

1. **Die Franken.** Während zur Zeit der Völkerwanderung viele deutsche Völker ihre Heimat verließen und in fremden Ländern neue Reiche gründeten, waren die Franken in ihren Wohnsitzen am Niederrhein geblieben, hatten sich aber von dort immer weiter nach Westen ausgedehnt. Ihr König Chlodwig (seit 481), aus dem Geschlecht der Merowinger, stiftete durch große Eroberungen ein mächtiges Reich. Fast ganz Gallien brachte dieser Frankenkönig unter seine Herrschaft. Daher hat es den Namen Frankreich erhalten. Auch den Alemannen (am oberen Rhein) entriß er einen großen Teil ihres Gebietes und besiegte sie bei Zülpich in einer blutigen Schlacht. Dieser Sieg hatte wichtige Folgen.

2. **Chlodwigs Bekehrung.** Chlodwig war nämlich bis dahin ein Heide; seine Gemahlin Clotilde aber bekannte sich zum Christentum. Vergeblich hatte sie ihn oft ermahnt, seinen nichtigen Göttern zu entsagen und den Christenglauben anzunehmen. Als nun bei Zülpich sich der Sieg schon auf die Seite der Alemannen neigte, da gedachte er, was ihm seine Gemahlin von dem mächtigen Christengotte erzählt hatte, und er rief in seiner Angst: „Hilf mir, Jesus Christus, denn meine Götter verlassen mich. Wenn du mir den Sieg schenkest, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen!" Und wirklich wandte sich bald der Kampf: die Franken drangen vor, die Feinde wichen und flohen. Chlodwig erfüllte sein Gelübde. Am nächsten Weihnachtsfeste ließ er sich in der Stadt Rheims taufen und mit ihm viele seiner Franken. Der Papst in Rom war sehr erfreut über die Bekehrung des mächtigen Königs. Er nannte ihn den allerchristlichsten König, und diesen Beinamen haben seitdem alle

seine Nachfolger auf dem fränkischen Throne als Ehrentitel getragen. Chlodwig jedoch hatte das Christentum nur sehr äußerlich angenommen. Er blieb auch als Christ, was er als Heide gewesen war: ein ungerechter, tückischer, grausamer Herrscher. Um seine Macht zu vermehren, zog er nicht allein auf Krieg und Eroberungen aus, er übte auch schändlichen Verrat gegen seine eigenen Verwandten. Damit keiner ihm die Alleinherrschaft streitig mache, räumte er sie alle durch heimtückischen Mord aus dem Wege.

10. Theodorich der Ostgote. Die Langobarden.

1. Theodorich der Ostgote. Der germanische Heerführer Odoaker, der das weströmische Reich in Italien gestürzt hatte (s. 8, 2), herrschte nur kurze Zeit unbehelligt, denn die Eroberungszüge anderer Stämme dauerten fort. Schon nach einigen Jahren kamen die Ostgoten nach Italien gezogen; ihr König Theodorich (Dietrich) der Große besiegte Odoaker und nahm das ganze Land in Besitz (493). Italien hatte unter der Regierung dieses deutschen Fürsten, der Gerechtigkeit und Milde übte und mit Kraft den Frieden schützte, eine glücklichere Zeit, als es seit Jahrhunderten gesehen hatte.

2. Die Langobarden. Doch nach sechzig Jahren wurde das Ostgotenreich wieder zerstört, der Kaiser Justinian unterwarf das Land und machte es zu einer oströmischen Provinz. Darauf erschien ein anderes deutsches Volk, die Langobarden, und setzte sich in Italien fest (568). Von ihnen hat der nördliche Teil des Landes den Namen Lombardei, d. i. Land der Langobarden.

11. Karl Martell. Pippin der Kleine.

1. Die Hausmeier. Chlodwigs Nachkommen auf dem fränkischen Throne waren ihm gleich an Grausamkeit, aber nicht an Herrscherkraft. Ja, durch ihre Laster gerieten sie endlich in solche Erschlaffung, daß sie sich gar nicht mehr um die Regierung kümmerten. Nur bei der großen Heerschau, die jedes Frühjahr gehalten wurde, bekam das Volk seinen König zu sehen. Da fuhr er nach alter Sitte auf einem von Ochsen gezognen Wagen nach der Versammlung, setzte sich auf den Thron und ließ sich von dem Volke das herkömmliche Geschenk reichen. Die Regierung des

Reiches überließ er ganz seinem obersten Diener, der **Hausmeier** genannt wurde.

2. **Karl Martell.** Manche dieser Hausmeier waren sehr tüchtige Männer. Besonders ragte unter ihnen hervor **Karl** mit dem Beinamen **Martell** oder **Hammer**, weil er wie ein Hammer alle Feinde niederschlug. Als die Araber von Spanien aus in Frankreich eindrangen, zog Karl mit seinen Franken gegen sie aus und schlug sie bei **Tours** und **Poitiers** in einer gewaltigen Schlacht (732). Hunderttausende der Araber wurden getötet, die übrigen flohen nach Spanien zurück. Es war ein herrlicher, wichtiger Sieg. Wäre das Christenheer erlegen, wer kann sagen, wie weit sich die Araber Europa unterworfen hätten, und ob nicht der Islam an die Stelle der göttlichen Lehre Jesu Christi getreten wäre.

3. **Pippin der Kleine.** Auf Karl Martell folgte als Hausmeier sein Sohn **Pippin der Kleine.** Der besaß trotz seines kleinen Wuchses eine ungewöhnliche Körperstärke. Als einst bei einem Tiergefechte die Großen des Reiches über seine Gestalt scherzten, trat er auf den Kampfplatz, zog sein Schwert und schlug einem Löwen, der einen Stier zu Boden geworfen hatte, mit einem einzigen Hiebe den Kopf ab. Und wiederum mit *einem* Streiche trennte er auch den Kopf des Stieres vom Rumpfe. „David war klein," sagte er stolz, „und doch erschlug er den hochmütigen Riesen, der es gewagt hatte, ihn zu verhöhnen." Mit kräftiger Hand und klugem Sinne lenkte Pippin das Reich. Der schwache König dagegen saß untätig in seinem Palaste und war in völlige Verachtung gesunken. Da dachte Pippin daran, die Königskrone auf sein eignes Haupt zu setzen. Er sandte an den Papst und ließ ihn fragen: „Wer verdient König der Franken zu sein: der das Reich regiert, oder der nur den Königsnamen trägt?" Der Papst antwortete: „Wer regiert, soll auch König heißen." Pippin schickte darauf den unfähigen Fürsten als Mönch in ein Kloster und ließ sich auf einem Reichstage feierlich zum König ausrufen (751). Dem Papste bewies er sich dankbar. Mit starker Heeresmacht zog er nach Italien, eroberte ein Stück Land in der Nähe von Rom und machte es dem Papste zum Geschenk. So wurde der Papst **weltlicher Herrscher**, und es entstand der **Kirchenstaat**, der bis in unsere Tage gedauert hat. Pippin starb nach ruhmvoller Regierung; die von ihm

abstammenden Könige heißen von seinem großen Sohne Karl die Karolinger.

12. Bonifatius, der Apostel der Deutschen.

1. **Das Christentum in Deutschland.** Zur Zeit Pippins herrschte das Christentum bereits bei den meisten deutschen Völkern. Die Deutschen, die in fremde Länder eingewandert waren, hatten es durch die Römer kennen gelernt und sich leicht und rasch von ihren alten Göttern zum christlichen Glauben bekehrt. Unter den Franken war das Christentum seit Chlodwig verbreitet. Im Innern Deutschlands dagegen dauerte es noch lange, bis das Licht des Evangeliums das Heidentum verdrängte. Über das Meer her, aus Irland und England kamen Glaubensboten, die hier das Wort vom Kreuze verkündeten. Auf jenen Inseln hatte das Christentum kräftig Wurzel gefaßt: es blühten dort zahlreiche Kirchen und Klöster, und in den Mönchen lebte ein heiliger Eifer, die Segnungen des Evangeliums auch andern Völkern zu bringen. So zogen viele von ihnen nach Deutschland, wanderten unter mancherlei Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren durch die dunkeln Wälder, verkündeten den rohen Volksstämmen die Lehre von Christo und legten in der Wildnis Klöster an, damit in ihnen das christliche Leben feste Stätten habe, von denen aus es immer weiter dringe.

2. **Die Donnereiche.** Der tätigste unter allen diesen Männern war der englische Mönch Winfrid, der den kirchlichen Namen Bonifatius erhalten hat. Mit Recht wird er als der eigentliche Apostel der Deutschen gepriesen. Er kam nach Deutschland zur Zeit des Hausmeiers Karl Martell. Zuerst wirkte er unter dem wilden Friesenvolke in Holland; dann ging er nach Hessen und Thüringen, lehrte und taufte viele Tausende. Voll kühnen Mutes zertrümmerte er die Altäre der heidnischen Götter und fällte die heiligen Bäume, unter denen das Volk ihnen Opfer darbrachte. Bei dem Dorfe Geismar im Hessenland stand eine uralte, wunderbar große Eiche; die war dem Donnergotte geheiligt und galt für unverletzlich. Bonifatius aber ergriff selbst die Axt und half den Baum fällen. Erschrocken standen die Heiden umher und meinten, der Zorn ihres Gottes werde alsbald Feuer auf den Verwegenen herabschleudern. Die Eiche stürzte krachend nieder, aber Bonifatius blieb unverletzt. Da

erkannte das Volk die Ohnmacht seiner Götter, sagte sich von ihnen los und nahm willig die Taufe an. Bonifatius ließ aus dem Holze der Eiche eine Kapelle bauen, die er dem Apostel Petrus weihte.

3. **Bonifatius wird Bischof.** Das Werk der Bekehrung gewann immer größere Ausdehnung. Eine Menge von Gehilfen sammelte sich um Bonifatius, die ihn in seiner Arbeit unterstützten. Keine Beschwerde, keine Gefahr konnte seine Wirksamkeit hemmen. Vom Papste zum Erzbischof von Deutschland erhoben, errichtete er in den bekehrten Gegenden eine Anzahl Bischofsitze und gründete Kirchen und Klöster zur Befestigung des neuen Glaubens. Seine Lieblingsstiftung war das Kloster F u l d a, wo unter einem seiner Schüler eine berühmte Pflanzstätte für Geistliche aufblühte. Er selbst hatte später seinen Sitz in M a i n z, und alle Bistümer Deutschlands waren ihm untergeordnet.

4. **Märtyrertod.** Aber nicht in äußerem Glanze suchte Bonifatius seine Ehre, sondern einzig in der Ausbreitung des christlichen Glaubens. Daher entsagte er als siebzigjähriger Greis dem erzbischöflichen Stuhle, um noch einmal zu den Friesen zu gehen und ihre Bekehrung zu vollenden. Von einer Anzahl Gehilfen begleitet, kam er in ihr Land, und seine Predigt wirkte Wunder. Tausende von Männern, Frauen und Kindern wurden getauft. An einem festgesetzten Tage sollten die Neubekehrten von ihm den bischöflichen Segen empfangen. Er erwartete sie in seinem Gezelt, das auf freiem Felde aufgeschlagen war. Kaum dämmerte der Morgen, da strömte eine große Menschenschar herbei. Aber es waren nicht die erwarteten Freunde; es waren wilde Heiden, die mordgierig ihre Waffen schwangen. Die Begleiter des Bonifatius wollten sich zur Wehre setzen, aber er rief ihnen zu: „Lasset ab vom Kampfe; denn die Schrift sagt: vergeltet nicht Böses mit Bösem. Der Tag ist gekommen, den ich lange erwartet habe; hoffet auf den Herrn, er wird eure Seelen erretten.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so stürzten die Feinde vor und erschlugen Bonifatius mit seinem ganzen Gefolge (754). Seine Leiche wurde später nach dem Kloster Fulda gebracht, das er sich selbst zur letzten Ruhestätte auserkoren hatte.

13. Karl der Große. Seine Kriege.

1. **Karls Bedeutung.** Dem kleinen Pippin, der mit so kräftiger Hand das Reich der Franken regiert hatte, folgte auf dem Throne sein Sohn Karl der Große (768—814). Mit Recht führt er diesen ehrenvollen Beinamen. Denn er ist einer der größten Männer in der ganzen Weltgeschichte. Nicht allein als Kriegsheld hat er sich hervorgetan und seine Herrschaft durch Eroberungen weit ausgedehnt; er hat auch die verschiedenen Völker, die er unterwarf, zu einem friedlichen, wohlgeordneten Ganzen verbunden, hat das mächtige Reich mit Weisheit gelenkt, durch treffliche Einrichtungen beglückt und seine Untertanen gleich einem sorgsamen Vater zu christlicher Frömmigkeit und Bildung erzogen. Bis in ferne Länder drang sein Ruf, über Europas Grenzen hinaus strahlte der Glanz seines Namens, und Jahrhunderte hindurch haben sich die Völker von dem großen Karl erzählt und seinen Ruhm in Liedern gesungen.

2. **Der Sachsenkrieg.** Fast während seiner ganzen Regierung hat Karl Krieg geführt. Sein schwerster Krieg war gegen die Sachsen gerichtet. Dreißig Jahre hat er gedauert. Denn die Sachsen waren ein tapferes Volk, das seine Freiheit, seine Götter und alten Sitten hochhielt und einem fremden Herrn und dem Christengott nicht dienen mochte. Sie wohnten im nördlichen Deutschland, von den Grenzen des Frankenreiches in der Nähe des Rheins bis zur Elbe und Nordsee hin. Von jeher hatten sie mit den Franken in Streit gelegen; fortwährend machten sie verheerende Einfälle ins Frankenland. Um sein Reich gegen diese lästigen Nachbarn zu sichern, beschloß Karl, sie seiner Herrschaft mit Gewalt zu unterwerfen und zum Christentum zu bekehren. Aber erst nach vielen Feldzügen, nach mancher blutigen Schlacht konnte er dieses Ziel erreichen. Da beugte sich der streitbare Sachsenherzog Widukind vor dem mächtigen Frankenkönig, da unterwarfen sich die oftmals besiegten Sachsen der fränkischen Herrschaft und ließen sich taufen. Die Franken und Sachsen wurden Brüder und ein Volk durch den christlichen Glauben.

3. **Das Langobardenreich.** Einen zweiten Krieg führte Karl gegen die Langobarden in Italien, deren König Desiderius ihn beleidigt hatte. Mit einem wohlgerüsteten, statt-

lichen Heere überstieg er die Alpen. Ein Spielmann, erzählt man, zeigte ihm den Weg übers Gebirge und erhielt dafür soviel Land zum Geschenk, als man rings im Umkreise das Blasen seines Hornes hörte. Den Langobardenkönig befiel große Angst, als der gewaltige Held gegen seine Hauptstadt heranzog. Begleitet von einem vornehmen Franken, der vor Karls Ungnade zu ihm geflohen war, bestieg er seinen höchsten Turm und schaute weithin nach der Ankunft des Feindes. Als der Troß sich zeigte, fragte er: „Ist Karl in dem großen Heere?" „Noch nicht," erwiderte der Franke. Darauf kam der fränkische Landsturm. „Hierunter befindet sich Karl aber gewiß," sagte der König. „Noch nicht, noch nicht," lautete die Antwort. Dann erschienen neue Haufen. Und der erschreckte König rief wieder: „Das ist Karl selbst." Aber es hieß von neuem: „Noch immer nicht." Nächstdem erblickte man in langem Zuge die Bischöfe, Äbte und die ganze Geistlichkeit mit ihren Dienern. Des Königs Angst wuchs. „O, laß uns niedersteigen," stammelte er, „und uns unter die Erde verbergen vor dem zornigen Antlitz eines so furchtbaren Feindes!" Der Franke aber sprach: „Wenn du eine Saat von Eisen in dem Felde aufstarren siehst, dann gewarte, daß Karl kommt." Kaum hatte er dies gesagt, als sich im Westen eine finstere Wolke zeigte. Sie kam näher und näher; endlich sah man den eisernen Karl in einem Eisenhelm, in eisernen Schienen, eisernem Panzer um die breite Brust, eine eiserne Lanze hoch in der Linken und das mächtige Schwert in der Rechten. Auch sein Schild war ganz aus Eisen, und selbst sein Streitroß schien ehern zu sein. Fast ebenso war auch sein ganzes Heer gerüstet. Die Straße, das ganze Feld war mit eisernen Männern bedeckt, und die Schwerter blitzten in der Sonne. „Siehe, da ist er, nach dem du so viel gefragt hast," rief der Franke. Wie hätte der Langobardenkönig einem solchen Feinde widerstehen können? Karl eroberte seine Hauptstadt, nahm ihn gefangen und schickte ihn als Mönch in ein Kloster. Das langobardische Reich aber vereinigte er mit dem fränkischen.

4. Zug nach Spanien. Auch gegen die Araber in Spanien zog Karl zu Felde und entriß ihnen das Land nördlich vom Ebrostrome. Als er aber aus dem siegreichen Kampfe wieder heimkehrte, überfielen Feinde plötzlich in einem engen Gebirgstale sein Heer, und viele seiner Krieger wurden niedergehauen. Da

fiel auch sein berühmter Feldherr, der wackere Held **Roland**, über dessen Tod die Sage folgendes erzählt: Von vier Speeren zu Tode verwundet, nahm er sein herrliches, leuchtendes Schwert und schlug es aus allen Kräften auf einen Marmorstein; denn er wollte es lieber zertrümmern, als den Arabern überliefern. Aber das Schwert spaltete den Stein und zerbrach doch nicht. Alsdann ergriff er sein Horn und stieß mit solcher Kraft hinein, daß es zersprang und die Adern an Rolands Halse zerrissen. König Karl, der schon acht Meilen voraus war, vernahm den gewaltigen Schall und kehrte wieder um; aber er fand den Helden tot daliegen und beweinte ihn bitterlich.

5. **Weitere Kriege.** Alsdann unterwarf Karl die **Bayern**, die sich seiner Herrschaft nicht fügen wollten, und schickte ihren Herzog in ein Kloster. Durch ihr Gebiet rückte er weiter gen Osten vor und machte sich alles Land bis tief nach Ungarn hinein untertänig. Auch die **Dänen** im Norden, die damals argen Seeraub trieben, bekamen die Stärke seines Armes zu fühlen. So wurde das Reich, das Karl beherrschte, durch seine Eroberungen das mächtigste in ganz Europa: der größte Teil von Deutschland und Italien, ganz Frankreich und selbst ein Stück von Spanien gehörten ihm an (s. Karte II).

6. **Kaiserkrönung.** Wie schon sein Vater Pippin, so stand auch Karl mit dem Papste stets in guter Freundschaft. Gegen Feinde leistete er ihm seinen machtvollen Schutz, und der Papst war ihm dafür dankbar. Als Karl einst am Weihnachtsfeste in Rom war und in festlichem Schmucke am Altare der Peterskirche zum Gebet niederkniete, da setzte der Papst dem Könige eine goldene Kaiserkrone aufs Haupt. Das versammelte Volk aber rief mit lautem Jubel: „Heil und Sieg **Karl dem Großen**, dem von Gott gekrönten, friedebringenden **römischen Kaiser**!" So wurde die römische Kaiserwürde, die seit dem Untergange des alten Römerreiches vor mehr als dreihundert Jahren aufgehört hatte, wieder hergestellt (800). Diese Würde machte Karl zum obersten Herrscher in der ganzen Christenheit.

14. Karl der Große als Landesvater.

1. **Landesverwaltung.** Karl, der große Kriegsmann, war auch ein weiser Landesvater. Damit alles wohl verwaltet werde, teilte er das ganze Reich in viele kleine Bezirke oder Gaue, an

deren Spitze er angesehene und erfahrene Männer stellte, die Grafen genannt wurden. Strenge hielt er darauf, daß überall im Reiche sein Wille gelte. Sein Petschaft war in seinen Degenknopf gegraben. Hatte er einen Befehl an einen halsstarrigen Großen untersiegelt, so pflegte er wohl zu sagen: „Hier ist mein Befehl, und hier — indem er das Schwert schüttelte — ist die Waffe, die ihm Gehorsam verschaffen wird."

2. **Kirche und Schule.** Die christliche Religion und Kirche lag ihm sehr am Herzen. Er sorgte, wo er nur konnte, für gute Geistliche und erwies ihrem heiligen Berufe große Achtung. Um den Kirchengesang zu verbessern, ließ er Sänger und Orgelspieler aus Italien kommen; denn seine Franken hatten gar rauhe Kehlen, so daß die Italiener von ihrem Gesange sagten, er gliche dem Geheul wilder Tiere oder dem Rumpeln eines Frachtwagens, der über einen Knüppeldamm fährt. Die Erziehung der Jugend hielt er für eine seiner wichtigsten Aufgaben. Daher stiftete er viele Schulen und stellte geschickte Männer als Lehrer an. An seinem Hofe mußten alle seine Diener, hohe und niedere, ihre Söhne in die Schule schicken. Eines Tages trat er selbst in die Schulstube, hörte eine Zeitlang zu und sah dann die schriftlichen Arbeiten der Schüler durch. Die gelobten mußten alle auf seine rechte, die getadelten auf seine linke Seite treten. Da fand es sich, daß die faulen meist die Söhne vornehmer Eltern waren. Karl wandte sich zu den fleißigen, aber armen Knaben und sagte: „Ich freue mich, liebe Kinder, daß ihr so wacker seid; bleibet dabei und werdet immer vollkommener. Zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen." Zornig sah er dann auf die trägen Knaben zu seiner Linken und rief: „Ihr aber, ihr Söhne der Vornehmen, ihr feinen Püppchen, die ihr des Wissens nicht not zu haben meinet, weil ihr reich seid, ihr faulen, unnützen Buben, ich sage euch, bei Gott! euer Adel und eure zarten Gesichter gelten nichts bei mir; von mir habt ihr nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut machet!"

3. **Handel und Landwirtschaft.** Auch für Handel und Verkehr, für Ackerbau und Landwirtschaft war der sorgsame Kaiser ungemein tätig. Zur Hebung des Verkehrs hatte er den Plan, durch einen Kanal den Rhein mit der Donau zu verbinden, ein Werk, das freilich zu jener Zeit noch nicht glücken wollte. Um

den Ackerbau zu fördern, ließ Karl Dörfer anlegen, Wälder ausrotten, Sümpfe trocknen und öde Strecken in fruchtbare Gefilde umwandeln. In der Pflege der Landwirtschaft ging er selbst mit dem besten Beispiele voran. Auf seinen Gütern herrschte die größte Ordnung. Der Ackerbau wurde dort nach seinen eigenen Anordnungen musterhaft betrieben; denn er selbst war ein sehr kundiger Landwirt. Er erteilte seinen Verwaltern die trefflichsten Vorschriften über die Zucht der Haustiere und Bienen, über die Bereitung von Wein und Bier, von Honig und Wachs, sowie über den Feld- und Obstbau, über die Gärtnerei und Fischerei. Die Verwalter mußten zu Weihnachten ein genaues Verzeichnis von dem ganzen Bestande an Vieh, Getreide, Wein, Honig, Eiern, Wolle ꝛc. einreichen, am Palmsonntag den Geldertrag abliefern und alle Rechnungen vorlegen. Wenn Karl seine Güter besuchte, was sehr oft geschah, so nahm er alles selbst in Augenschein, ordnete Verbesserungen an und sah die Rechnungen nach, in die alles bis aufs kleinste, sogar jedes verkaufte Ei, eingetragen sein mußte.

15. Karls des Großen Lebensweise und Tod.

1. **Karls äußere Erscheinung** (s. Bildertafel VII). Karl war von starkem Körperbau und hoher Gestalt. Er hatte eine gewölbte Stirn, große lebhafte Augen, blondes Haar und freundliche heitere Gesichtszüge. Mochte er stehen oder sitzen, stets war seine Erscheinung voll Hoheit und Würde. Unablässig übte er sich im Reiten und Jagen, und im Schwimmen tat's keiner ihm zuvor. Seine Kleidung war einfach: auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd, das von seinen Töchtern gesponnen und gewebt worden war, darüber ein Wams mit Seidenbesatz, im Winter auch noch um Schultern und Brust einen Überwurf von Otterfell. Sein Oberkleid war ein kurzer dunkelgrüner Mantel. Immer sah man ihn mit dem Schwerte umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Silber oder Gold war. Bei besondern Festlichkeiten trug er einen reich mit Edelsteinen besetzten Degen. Von ausländischer Kleidung, mochte sie noch so kostbar sein, wollte er nichts wissen. An hohen Festen erschien er in einem golddurchwirkten Kleide, in Schuhen mit Edelsteinen besetzt, in einem Mantel, den eine goldne Spange zusammenhielt, das Haupt geschmückt mit einer goldnen Krone, die von Diamanten

erstrahlte; an den Werktagen aber unterschied er sich in seiner Tracht kaum von dem übrigen gewöhnlichen Volke.

2. **Karls Lebensweise.** Speise und Trank genoß Karl mäßig; vor Trunkenheit hatte er den größten Abscheu. Gastereien gab er sehr selten. Seine gewöhnliche Mahlzeit bestand aus vier Gerichten, außer dem Braten, den die Jäger an Spießen auf die Tafel brachten. Das war seine Lieblingsspeise. Während des Mahles hörte er gern ein Musikstück; gewöhnlich ließ er sich aus einem Buche von den Taten der alten Könige vorlesen. Nach Tische ruhte er zwei Stunden, dagegen unterbrach er den Nachtschlaf vier- oder fünfmal. Da stand er wohl vom Lager auf, trat ans Fenster und schaute voll Andacht zu den Sternen hinauf, die am dunklen Himmel glänzten. Beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, ließ auch wohl Geschäftsleute oder Kläger vor und entschied ihre Händel auf der Stelle. Er sprach viel und gern und wußte sich über alles sehr klar und gut auszudrücken.

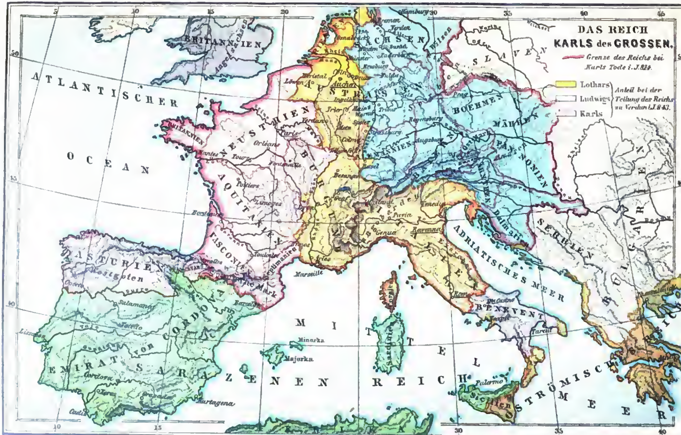
3. **Karls geistige Bestrebungen.** Rastlos war Karl bemüht, seinen Geist auszubilden. Da er als Knabe nicht schreiben gelernt hatte, so setzte er sich als Mann noch hin, um die Buchstaben nachmalen zu lernen; ja er hatte in seinem Bett unter dem Kopfkissen Tafeln und Blätter liegen, auf denen er sich nachts, wenn er aufwachte, im Schreiben übte. Doch seine des Schwertes gewohnte Hand brachte es darin nie zu großer Fertigkeit. Eifrig las er fromme Bücher und Heldengeschichten. Seine Muttersprache war ihm teuer. Die alten deutschen Volks- und Heldenlieder ließ er sammeln. Doch sprach er auch ganz geläufig lateinisch, und im Griechischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen. Wie sehr er die Wissenschaften liebte, zeigte er durch die hohe Achtung und Ehre, die er gelehrten Männern erwies. Manche zog er an seinen Hof und verkehrte mit ihnen wie mit Freunden. Sie waren zugleich die Lehrer seiner Söhne; denn er hielt darauf, daß diese nicht nur alle ritterlichen Übungen lernten, sondern auch in den Wissenschaften unterrichtet wurden. Seine Töchter mußten sich nach guter alter Sitte mit Wollarbeiten, Spinnen und Weben beschäftigen; dabei wurde ihre geistige Bildung nicht vergessen. Seine Tochter Emma vermählte er sogar mit dem gelehrten Geschichtschreiber Einhard.

4. **Karls Wirken in der Ferne.** Frommen Sinnes, wie

er war, besuchte Karl täglich, früh und nachmittags, die Kirche. In Aachen baute er einen prachtvollen Dom. Seine Wohltätigkeit erstreckte sich nicht allein auf die eignen Untertanen, sondern seine milden Gaben gingen sogar über das Meer, nach Jerusalem und nach Afrika hin, wo er von notleidenden Christen hörte. Darum hauptsächlich unterhielt er Freundschaft mit den Königen jener entfernten Länder, daß diese Wohltaten den armen Christen unter ihrer Herrschaft desto sicherer zukämen. Und die Könige der Araber in Asien und Afrika ehrten den großen Christenkaiser, schickten Gesandte an ihn und brachten Geschenke dar. Der mächtigste Herrscher des Morgenlandes schickte ihm einen Elefanten von wunderbarer Größe, köstliche Gewürze, ein prächtiges Zelt und eine Uhr, die durch ihre künstliche Einrichtung in Erstaunen setzte. War es 12 Uhr mittags, so sprangen an der einen Seite Türen auf; 12 Reiter ritten hervor und an der andern Seite wieder hinein. Karls Gegengeschenke bestanden in Pferden, trefflichen Jagdhunden, feiner Leinwand und andern Weberarbeiten, welche die fränkischen Frauen sehr geschickt zu fertigen verstanden.

5. **Karls Pfalzen.** Karl hatte keine bestimmte Residenz. Er war bald hier, bald dort; am liebsten jedoch wohnte er zu Aachen und zu Ingelheim am Rhein. Dort hatte er sich prachtvolle Schlösser (Pfalzen) erbaut. Aachen schätzte er wegen der warmen Bäder, die schon den alten Römern bekannt waren. Während seiner letzten Lebensjahre wohnte er beständig dort.

6. **Karls Ende.** Die letzten Jahre des großen Kaisers waren durch schmerzliche Verluste getrübt. Zwei treffliche Söhne starben ihm, nur sein jüngster Sohn Ludwig blieb übrig. Als nun der Kaiser fühlte, wie seine Kräfte abnahmen und sein Ende herannahte, versammelte er in Aachen die Großen seines Reiches und stellte ihnen seinen Sohn als Nachfolger in der Kaiserwürde vor. Dann begab er sich in vollem Kaiserschmucke, die Krone auf dem Haupte, mit Ludwig und der ganzen Versammlung in die Kirche und kniete in stillem, andächtigem Gebete vor dem Altare, auf dem eine goldene Krone lag. Dann ermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme vor allem Volke, Gott zu fürchten und zu lieben, für die Kirche zu sorgen, sich gegen seine Schwestern allezeit gütig zu erweisen, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, die Armen zu unterstützen, getreue und gottesfürchtige Beamte



R. Voigtländer's Verlag in Leipzig.

Druck von Rudolf Loes in Leipzig.

anzustellen, sich selbst aber vor Gott und Menschen jederzeit vorwurfsfrei zu halten. „Willst du das alles erfüllen, mein Sohn?" fragte zuletzt der Greis. Ludwig versprach es mit Tränen. „Wohlan denn, so setze dir selbst die Krone auf, und stets möge sie dich an dein Versprechen erinnern." Ludwig tat es unter lautem Weinen des Volkes. Nicht lange danach ward Karl krank und starb (814). „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist," waren seine letzten Worte. Im Dome zu Aachen wurde er bestattet. Man setzte den Leichnam auf einen goldnen Stuhl, hing ihm ein goldnes Kreuz und eine Pilgertasche um, schmückte sein Haupt mit der Krone, gab ihm einen Kelch in die Hand und legte ein goldnes Evangelienbuch auf seine Kniee. 72 Jahre war der Kaiser alt, als er starb, 46 Jahre hatte er regiert.

16. Deutschland unter den Karolingern.

1. **Teilung des fränkischen Reiches.** Unter Karls Nachkommen, die nach ihm die Karolinger heißen, wurde das große fränkische Reich bald in mehrere Teile zersplittert. Deutschland und Frankreich trennten sich für immer voneinander (843) und bildeten eigene Staaten. In Deutschland herrschten die Karolinger nach Karls Tode noch beinahe hundert Jahre (843—911). Aber den meisten Königen gebrach es an der nötigen Herrscherkraft; immer mehr sank ihr Ansehen. An der Spitze der einzelnen Völkerschaften (der Sachsen, Bayern 2c.) erhoben sich Herzöge, die ihre Macht beständig zu vermehren suchten und dem Könige nicht gehorchen wollten. Da riß Unordnung und Zwietracht im Reiche ein, und der innere Unfriede machte Deutschland schwach und wehrlos auch gegen äußere Feinde. So kam es, daß es sich nicht mehr gegen die fortwährenden Einfälle räuberischer Nachbarvölker zu schützen vermochte.

2. **Äußere Feinde.** Von Norden her, aus Dänemark und Norwegen, kamen auf leichten Schiffen die beutelustigen Normannen (Nordmänner) in die Mündungen der Flüsse hereingefahren, schleppten Menschen und alle Habe fort und verheerten Städte und Länder mit Feuer und Schwert. Von Osten suchten die Slaven oder Wenden die deutschen Gaue heim. Das waren Völkerschaften, die aus Rußland stammten und zur Zeit der Völkerwanderung, als so viele deutsche Stämme von ihrer

Heimat ausgezogen waren, die verlassenen Gegenden östlich von der Elbe in Besitz genommen hatten. Eine furchtbare Geißel für Deutschland waren endlich die räuberischen Ungarn. Auf ihren schnellen Pferden stürmten sie ins Land herein, trieben den Bauern das Vieh weg, sengten und plünderten, wohin sie kamen. Sammelte sich endlich ein Haufe deutscher Krieger gegen sie, dann waren sie samt ihrer Beute längst wieder verschwunden.

3. **König Konrad I.** Aus so großer Not konnte nur ein recht kräftiger Herrscher das arme Volk befreien. Das sah auch Konrad I., den sich die Deutschen nach dem Aussterben der Karolinger zum König erwählt hatten, wohl ein. Sein Arm war zu schwach, das Reich zu schützen. Als er daher auf dem Sterbebette lag, riet er den deutschen Fürsten, die um ihn versammelt waren: „Setzet den Sachsenherzog Heinrich zum König ein; der ist tapfer und klug und allein imstande, das Land in dieser schweren Zeit mit starker Hand zu regieren." Und die Fürsten taten also. Nach Konrads Tode sandten sie die Königskrone mit dem Purpurmantel und Reichsschwert an Heinrich und riefen ihn aus zum Könige von Deutschland.

17. Heinrich I., der Finkler.

1. **Heinrichs Wahl. Die Ungarn.** Die Sage erzählt, die ausgesandten Boten hätten den Sachsenherzog auf der Jagd gefunden, als er gerade mit Finkenfang beschäftigt war. Daher hat man ihm den Beinamen der Finkler oder Vogelsteller gegeben. Aber er verdiente noch eher der Große zu heißen. Denn dieser Heinrich I., mit dem nun die Reihe der Kaiser aus dem Stamme der Sachsen (919—1024) beginnt, war ein vortrefflicher Herrscher. Er wußte die widerspenstigen Herzöge bald zum Gehorsam zu zwingen. Dann galt es, die äußeren Feinde des Reiches zu bekämpfen, vor allen die gefürchteten Ungarn. Aber dazu war Heinrichs Macht anfänglich noch zu gering; er mußte sein Volk erst zu dem schweren Kampfe tüchtig machen. Daher schloß er zunächst einen neunjährigen Waffenstillstand mit den Ungarn, wobei er sich freilich zu einem jährlichen Zins an die Feinde verstehen mußte. Allein nun hatte er doch fürs erste Ruhe, und diese Zeit benutzte er aufs beste.

2. **Städtegründungen.** Es fehlte damals in Deutschland noch an festen Plätzen. Die Orte lagen offen da, ohne Mauern,

ohne Gräben; niemand konnte beim Eindringen der Feinde seine Habe in Sicherheit bringen. Daher legte Heinrich befestigte Städte an; man nannte sie Burgen und ihre Bewohner Bürger. Aber es hielt schwer, Leute zu finden, die in diesen Städten wohnen mochten. Denn die Deutschen liebten von alters her das Wohnen auf dem Lande und sagten: „Sollen wir uns ins Gefängnis setzen? Die Städte mit ihren engen Mauern sind nichts anders, als Gefängnisse." Da befahl Heinrich, die Leute sollten losen, und jeder neunte Mann mußte vom Lande in die Stadt ziehen. In der Stadt aber wurde ein Teil des Ertrages der Felder in Speichern aufbewahrt und dem Landmanne in Kriegszeiten eine sichere Zuflucht gewährt. Allmählich blühten diese Städte empor. Die Bürger, die im Kriege die Waffen zu führen hatten, trieben im Frieden Handel und allerlei Gewerbe, und so fanden sie hinter ihren Stadtmauern nicht nur Schutz vor Gefahr, sondern gelangten auch nach und nach zu Wohlstande.

3. **Errichtung einer Reiterei. Slaven und Normannen.** Heinrich wollte aber sein Land nicht durch Festungen vor den Räubereien der Ungarn schützen; er wollte den wilden Feinden auch eine wohlgerüstete Kriegsmacht entgegenstellen. Deshalb übte er seine Scharen aufs eifrigste in den Waffen, namentlich schuf er eine tüchtige Reiterei. Denn gerade durch ihre raschen Pferde waren die Ungarn am meisten gefährlich. Nachdem sich Heinrich so auf den Krieg vorbereitet hatte, zog er, noch ehe der Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen war, zuerst gegen die Slaven aus. Mitten im Winter rückte er über das Eis gegen ihre Hauptstadt Brennabor (jetzt Brandenburg) an der Havel und eroberte sie samt dem umliegenden Lande. Zum Schutze der deutschen Grenze gegen die Einfälle der Slaven gründete er die Nordmark (auf der linken Seite der Elbe; s. Nr. 28, 1). Dann zog er gegen die Normannen, besiegte sie und nahm ihnen das Land Schleswig weg.

4. **Die große Ungarnschlacht** (933). Nach diesem glücklichen Erfolge fühlte sich Heinrich stark genug, den Kampf mit den gefürchteten Ungarn aufzunehmen. Der neunjährige Waffenstillstand war zu Ende. Sogleich kamen ungarische Gesandte und forderten wieder den alten Zins. Aber Heinrich wies sie zurück. Ja man erzählt, er habe ihnen einen räudigen, an Schwanz und

Ohren verstümmelten Hund reichen lassen, um die Übermütigen recht zu verhöhnen. Bald brachen nun die räuberischen Feinde in zahlloser Menge, gleich einem Heuschreckenschwarm, ins Land ein. Aber die Bauern konnten jetzt ihr Vieh und ihre sonstigen Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten, wo die Ungarn nicht einzudringen vermochten. König Heinrich sammelte schnell seine mutigen Krieger und feuerte sie zur Schlacht an. „Gedenket des Elends," rief er, „das die wilden Feinde über euch gebracht haben; gedenket daran, wie sie eure Hütten verbrannt, eure Habe geraubt, eure Frauen und Kinder gemordet, eure Kirchen und Altäre zerstört haben. Krieger! der Tag der Vergeltung ist gekommen. Seid Männer und betet zu dem dort oben, der Hilfe sendet in der Stunde der Not." Nicht weit von der Stadt Merseburg kam es zur Schlacht. Der König selbst führte seine Scharen zum Kampfe; vor ihm flatterte die Reichsfahne mit dem Bilde des Erzengels Michael. Als nun das wohlbewaffnete, stattliche Heer mutvoll gegen die Raubhorden losstürmte, da war der Sieg bald entschieden. So schnell sie konnten, ergriffen die geschlagenen Feinde die Flucht. Aber Heinrich war rasch hinter ihnen her; die Widerstand leisteten, ließ er niederhauen, die Gefangnen aber als Räuber und Mörder hängen. Das Lager der Ungarn mit allem Raube, den sie zusammengeschleppt hatten, fiel in die Hände der Deutschen. Da sank der fromme Heinrich mit seinem ganzen Heere auf die Kniee und dankte Gott für den herrlichen Sieg. Das deutsche Volk aber frohlockte; es pries seinen König als Retter und Schützer des Vaterlandes, und durch alle Lande verbreitete sich der Ruf von Heinrichs Tugend und Tapferkeit. Denn er war es, der Deutschland aus schwerer Bedrängnis wieder aufgerichtet und zu Macht und Ehren gebracht hatte.

5. **Heinrichs Ende und seine Gemahlin Mathilde** (936). Die Früchte dieses großen Sieges hat Heinrich nur wenige Jahre genossen. Als er im Schlosse Memleben an der Unstrut sein Ende nahe fühlte, ließ er seine fromme, ihm treu ergebene Gemahlin Mathilde zu sich kommen und sprach zu ihr: „Du mir immer Treue, mit Recht so innig Geliebte! Ich danke Christo, daß ich dich lebend zurücklasse. Keiner hatte wohl je ein treueres, in allem Guten erprobteres Weib. Habe Dank, daß du mich im Zorne gemäßigt, mich stets weise beraten, von Unbillig-

keit mich oft zur Gerechtigkeit zurückgeführt und mich gelehrt hast, mich der mit Gewalt Unterdrückten zu erbarmen. Jetzt empfehle ich dich und unsere Kinder und meine schon scheidende Seele dem Schutze des allmächtigen Gottes und dem inbrünstigen Gebete der Auserwählten des Herrn." Alsbald starb er. Seine sterbliche Hülle wurde in der Schloßkirche zu Quedlinburg beigesetzt, neben ihm später Mathilde, die ihrem Gemahl eine unvergleichliche Stütze, ihren Söhnen eine vortreffliche Mutter und ihrem Volke eine mildtätige Königin gewesen ist.

18. Kaiser Otto der Große.

1. **Ottos Krönung.** Auch Heinrichs Sohn Otto regierte tatkräftig und ruhmvoll. Man nennt ihn den Großen, weil er durch tapfere Taten des Reiches Ansehen und Größe gemehrt hat. In der Stadt Karls des Großen, in Aachen, ließ er sich krönen, nachdem ihn die deutschen Fürsten zu ihrem Oberhaupte erwählt hatten. Bei dem glänzenden Krönungsfeste bedienten die Herzöge den neuen König. Der eine sorgte für Wohnung und Bewirtung der Festgäste, das war der Erzkämmerer; ein zweiter war der Erztruchseß, der setzte die Speisen auf den Königstisch; ein dritter, der Erzschenk, schenkte den Wein ein. Ein vierter endlich verrichtete das Amt des Erzmarschalls; seine Pflicht war es, für den Marstall des Königs zu sorgen. Stets war Otto eifrig darauf bedacht, die königliche Macht zu vermehren. Wer von den stolzen Großen des Reiches dem Könige nicht gehorchen wollte, den demütigte er mit gewaltiger Hand.

2. **Otto und sein Bruder Heinrich.** An solchen Empörungen der Großen hatte sich auch Ottos Bruder Heinrich beteiligt, in der Hoffnung, selbst König zu werden. Als aber der Hauptanstifter des Aufstandes in einem Kampfe gefallen war, bat Heinrich voll Reue seinen Bruder um Verzeihung, und Otto gewährte sie ihm großmütig. Allein die Reue war von kurzer Dauer; bald ließ sich Heinrich wieder in eine Verschwörung ein, die den Zweck hatte, den König während des Osterfestes im Dome zu Quedlinburg zu töten. Doch dieses frevelhafte Vorhaben wurde verraten, und die Haupträdelsführer wurden verhaftet und hingerichtet. Auch Heinrich ward eingekerkert. Jetzt endlich kam der verirrte Jüngling zu dem Bewußtsein seiner abscheulichen Handlungsweise. Er floh aus dem Gefängnis und

begab sich barfuß und in härenem Büßergewande am Weihnachtsfeste in den Dom zu Frankfurt, wo er sich um Verzeihung flehend dem zürnenden Bruder zu Füßen warf. Der Fürsprache seiner frommen Mutter Mathilde und dem edlen Gemüte Ottos verdankte es Heinrich, daß ihm zum zweitenmal Verzeihung gewährt wurde. Ja, Otto gab ihm sogar das Herzogtum Bayern, und seit dieser Zeit war Heinrich sein treuester Anhänger und seine zuverlässigste Stütze.

3. **Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde** (955). Siegreich kämpfte Otto gegen alle Feinde des Reiches. Er entriß den Slaven das ganze Land bis an die Oder und führte dort das Christentum ein. Er drang gegen die Dänen in Jütland vor und errichtete auch in ihrem Lande christliche Bischofsitze. Einen heißen Kampf hatte auch er wider die Ungarn zu bestehen. In unabsehbaren Scharen zogen die wilden Räuber abermals heran und prahlten: „Unsere Rosse werden die deutschen Flüsse und Seen austrinken und mit ihren Hufen die Städte zerstampfen. Stürzt nicht der Himmel auf uns herab, tut nicht die Erde sich auf, uns zu verschlingen — wer vermag uns zu besiegen?" Im Bayernland auf dem Lechfelde, einer weiten Ebene, die der Lech durchströmt, stieß Otto mit seinen Deutschen auf die furchtbaren Feinde. Sein Heer war nicht zahlreich; doch er setzte seine Hoffnung auf Gott. Vor dem Kampfe empfing er das heilige Abendmahl und betete zu dem Herrn der Heerscharen um Hilfe und Sieg. Und alle seine Krieger beteten mit ihm und gelobten, treu bei einander zu halten bis in den Tod. Dann ging's in die Schlacht. Die Deutschen kämpften voll Löwenmutes. Haufenweise erlagen die Ungarn ihren grimmigen Hieben: was von ihnen der Schlacht entfloh, wurde auf der Flucht erschlagen. Nur sieben Mann, heißt es, ließ Otto mit abgeschnittenen Nasen und Ohren nach dem Ungarnlande heimkehren, um dort von ihrer schmählichen Niederlage zu erzählen. Seitdem wagten es die Ungarn nie wieder, in Deutschland einzufallen. Auch nahmen sie bald darauf das Christentum an, das sie an mildere Sitten gewöhnte.

4. **Das römische Reich deutscher Nation.** Otto unternahm mehrere Züge nach Italien, wo große Unordnung eingerissen war. Dort hatte sich der Markgraf Berengar der Herrschaft bemächtigt. Um sich darin noch mehr zu befestigen, wollte er

die rechtmäßige Erbin der italienischen Krone, Adelheid, zwingen, sich mit seinem Sohne zu vermählen. Das wollte die Fürstin aber nicht. Daher ward sie in ein festes Schloß am Gardasee gesperrt, wo ihr die grausamste Behandlung zuteil wurde. Mit Hilfe eines Klosterbruders floh sie durch einen unterirdischen Gang, fuhr über den See und fand Zuflucht in der Hütte eines armen Fischers. Endlich entkam sie glücklich nach dem Schlosse Canossa; von hier schrieb sie an König Otto und bat um seine Hilfe. Otto war sogleich dazu bereit, eilte mit seinem Heere nach Italien und vertrieb Berengar. Da er seine erste Gemahlin Edith a verloren hatte, so vermählte er sich mit der jungen, schönen Erbin des Landes. So brachte er das Land, das einst zum Reiche Karls des Großen gehört hatte, unter seine Herrschaft und ließ sich zum Könige von Italien krönen. In Rom setzte ihm der Papst die römische Kaiserkrone aufs Haupt (962), wie sein Vorgänger einst Karl dem Großen. Von nun an verblieb die Kaiserwürde den deutschen Königen. Hierdurch erhoben sie sich über die andern christlichen Herrscher: diese alle neigten sich vor des Kaisers Majestät. Das Deutsche Reich aber führte fortan den Namen heiliges römisches Reich deutscher Nation. — Kaiser Otto starb, nachdem er 37 Jahre regiert hatte. Auf ihn folgten noch drei Kaiser aus dem sächsischen Hause, das im ganzen 105 Jahre über das Deutsche Reich geherrscht hat.

19. Kaiser Heinrich IV.

1. **Heinrichs Jugend.** Nachdem das sächsische Kaiserhaus ausgestorben war, wählten die Deutschen ihre Herrscher aus dem Stamme der Franken. Man nennt daher diese Fürsten die fränkischen Kaiser (1024—1125). Die beiden ersten (Konrad II. und Heinrich III.) waren ausgezeichnete kraftvolle Männer, unter denen sich das Deutsche Reich zu hoher Macht erhob. Als dritter Kaiser folgte Heinrich IV., der ein sechsjähriges Kind war, als er auf den Thron gelangte. Anfänglich stand er unter der Leitung seiner Mutter Agnes, die für ihn das Reich verwaltete. Aber die deutschen Fürsten mochten nicht einem Weibe untertänig sein. Der ehrgeizige Erzbischof Anno von Köln ging sogar darauf aus, den jungen Heinrich seiner Mutter zu entreißen und die Regierung des Reiches in seine

eignen Hände zu bringen. Er lud die Kaiserin mit ihrem Sohne zu einem Fest ein, das er zu Kaiserswerth am Rhein veranstaltete. Nach der Mahlzeit beredete er den heitern Knaben, sein prächtiges Schiff zu beschauen. Aber kaum hatte Heinrich das Schiff betreten, so stießen die Ruderer vom Ufer ab und erreichten bald die Mitte des Stromes. Der Knabe ahnte Verrat, schrie und sprang ins Wasser, um schwimmend das Ufer zu erreichen; aber man zog ihn wieder heraus, gab ihm viele gute Worte und brachte ihn nach Köln in die Wohnung des Erzbischofs. Alle Bemühungen der Mutter, ihren Sohn wieder zu erhalten, waren vergeblich. Anno machte sich zum Vormund des königlichen Knaben und erzog ihn mit größter Strenge. — Nach einigen Jahren jedoch gelang es einem anderen Kirchenfürsten, sich der Reichsverwaltung zu bemächtigen. Das war der Erzbischof A d a l b e r t von Bremen, der nun Heinrichs weitere Erziehung übernahm. Ganz verschieden von dem harten finstern Anno, ließ er seinem Zögling freien Willen und gab seinen Begierden und Leidenschaften freien Spielraum. Diese Behandlung hatte sehr verderbliche Folgen. Heinrich lernte nicht sich selbst beherrschen, wurde leichtsinnig und hochmütig, und glaubte ganz nach Willkür und Laune leben zu dürfen.

2. **Heinrich und die Sachsen.** Als der junge Fürst, erst 15 Jahre alt, für mündig erklärt worden war, trat er sogleich als stolzer Herrscher auf. Insbesondere drückte er den Stamm der Sachsen, die ihm sein Erzieher Adalbert als ein trotziges widerspenstiges Volk geschildert hatte. Allenthalben in ihrem Lande legte er Burgen an und besetzte sie mit seinen Dienstleuten, um durch sie das Volk besser zügeln zu können. Von den Burgen aus durchstreiften die rohen Kriegsknechte das umliegende Land, trieben die Herden weg, erpreßten in des Königs Namen schwere Abgaben und zwangen die freien Männer zu harten Frondiensten bei dem Schlösserbau. Von Heinrich selbst erzählt man sich, er habe einst, von einem Berge herabschauend, ausgerufen: „Sachsen ist ein schönes Land, aber seine Bewohner sind nichtswürdige Knechte.“ Das bedrängte Volk klagte laut über die harte Behandlung; aber seine Beschwerden fanden kein Gehör beim Kaiser.

3. **Der Sachsenkrieg.** Da kam es zu offenem Aufstande. Ein Haufe von 60 000 Sachsen rückte plötzlich mit den Waffen

in der Hand gegen die Harzburg an, wo Heinrich sich eben aufhielt. Nur schleunige Flucht konnte den König retten. Bei Nacht und Nebel entwich er aus der Burg, irrte mehrere Tage lang ohne Obdach mit wenigen Dienern durch Wald und Gebirge und gelangte erst am Rheine in Sicherheit. Die Sachsen zerstörten unterdes alle königlichen Burgen von Grund aus. Ihre Wut kannte keine Grenzen. Auf der Harzburg, die dem König am teuersten war, plünderten sie sogar die Kirche und steckten sie in Brand; ja sie scheuten sich nicht, die Gebeine von Heinrichs Bruder und Söhnlein, die dort bestattet lagen, auszugraben und umherzustreuen. Diese Schandtaten empörten die deutschen Fürsten, so daß sie dem König Beistand gegen die Sachsen gelobten. Bald kam ein starkes Heer zusammen, mit dem Heinrich die Aufständischen in blutiger Schlacht besiegte. Unkluger Weise behandelte er die Sachsen von neuem mit der größten Härte. Da verklagten ihn diese in Rom beim Papste.

20. Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII.

1. Papst Gregor VII. Auf dem päpstlichen Stuhle saß damals Gregor VII. Er war der Sohn eines Handwerkers in Italien und hatte eine Zeitlang als Mönch in einem Kloster gelebt. Durch Klugheit und Kraft ausgezeichnet, war er allmählich zum mächtigen Ratgeber der Päpste emporgestiegen und hatte endlich selbst die päpstliche Würde erhalten. Mit allem Eifer war er darauf bedacht, die Macht des Papsttums zu erhöhen. „Zwei Lichter," sagte er, „regieren am Himmel: die Sonne und der Mond. Die päpstliche Gewalt ist wie die Sonne, die königliche Macht gleicht dem Monde. Wie der Mond sein Licht von der Sonne hat, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, der Gottes Stellvertreter und Christi Statthalter auf Erden ist. Also ist die Macht des päpstlichen Stuhles weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papste untertan und Gehorsam schuldig." Um die päpstliche Herrschaft recht fest zu gründen, erließ Gregor mehrere wichtige Gesetze. Die kirchlichen Würden sollten durch den Papst und dessen Bevollmächtigte, nicht mehr durch die Fürsten vergeben werden. Und damit die Geistlichen nicht durch die Sorge für Weib und Kind gebunden, sondern unabhängig von der weltlichen Gewalt

ganz dem Papste ergeben seien, führte Gregor das Verbot der Priesterehe mit aller Strenge durch. Jedem, der sich diesen Anordnungen widersetzen würde, drohte er mit dem Banne.

2. **Streit zwischen Kaiser und Papst.** Heinrich IV. dachte nicht daran, des Papstes Befehle auszuführen. Da versuchte Gregor, ihn zum Gehorsam zu zwingen. Als die Sachsen Klage über des Kaisers Härte erhoben, schrieb ihm der Papst: „Künftige Fasten stellst du dich vor mir hier in Rom, um dich wegen der Verbrechen, die dir zur Last gelegt werden, zu verantworten. Erscheinst du nicht, so strafe ich dich mit dem Banne.“ Diese Drohung erwiderte Heinrich mit der Aufforderung an Gregor, von dem päpstlichen Stuhle herabzusteigen. Da sprach der Papst den Bann über Heinrich aus und entband alle seine Untertanen vom Eide der Treue. Dieser Spruch des Papstes tat eine gewaltige Wirkung. Die meisten deutschen Fürsten wollten dem Kaiser nicht mehr gehorchen und drohten einen neuen Kaiser zu wählen, wenn Heinrich nicht binnen kurzer Zeit des Bannes ledig sei.

3. **Heinrich in Canossa** (1077). Heinrich war in einer gefährlichen Lage. Er beschloß, sich vor dem Papste zu beugen. Mitten im härtesten Winter wanderte er, nur von seiner treuen Gemahlin Bertha und einigen Dienern begleitet, über die Alpen nach Italien. Es war eine höchst mühselige Reise. Auf dem steilen, mit tiefem Schnee und weiten Eisfeldern bedeckten Gebirge drohte jeder Schritt Lebensgefahr. Bald kroch man auf Händen und Füßen, bald glitt man auf dem Rücken einen schlüpfrigen Abhang hinunter; die Kaiserin mußte in eine Ochsenhaut eingewickelt und an Seilen hinabgelassen werden. So erreichte man endlich Italien. Der Papst befand sich gerade auf dem Schlosse Canossa. Dorthin begab sich der Kaiser. Aber Gregor ließ ihn nicht gleich vor sich kommen, sondern erlaubte nur, daß er im Bußkleide den Schloßhof betrete. Da stand denn der deutsche Kaiser barfuß, entblößten Hauptes, nur mit einem wollenen Hemde angetan, , drei Tage vom Morgen bis zum Abend gnadeflehend auf dem Burghofe. Nie hatte ein Kaiser solche Demütigung erduldet. Endlich, am vierten Tage, sprach ihn der Papst unter strengen Bedingungen vom Banne los.

4. **Ein Gegenkönig, Gregors Tod.** Heinrich kehrte nun nach Deutschland zurück. Allein die Buße in Canossa hatte ihm

nicht einmal genützt; die Fürsten waren ihm dennoch untreu geworden und hatten den Herzog Rudolf von Schwaben zum Könige gewählt. Zwischen diesem und Heinrich kam es nun zum Kriege. Anfangs schien Rudolf Glück zu haben: schon übersandte ihm der Papst eine Krone und tat Heinrich von neuem in den Bann. Bald aber starb Rudolf an einer Wunde, die er in einer Schlacht erhalten hatte. Als man ihm vor seinem Ende die Hand vorzeigte, die ihm im Kampfe abgehauen worden war, sprach er wehmütig: „Das ist die Hand, mit der ich meinem Kaiser Heinrich Treue geschworen habe.“ — Nach Rudolfs Tode wandte sich Heinrich gegen Gregor. Mit einem mächtigen Heere zog er über die Alpen und eroberte nach langer Belagerung die Stadt Rom. Gregor rettete sich nach Unteritalien, wo er im nächsten Jahre starb.

5. **Empörung des jungen Heinrich.** So war zwar der Kaiser seines furchtbaren Gegners entledigt, allein er sollte nicht zur Ruhe kommen. Gregors Nachfolger auf dem römischen Stuhle erneuerte gegen ihn den Bann; ja des Kaisers eigner Sohn, der junge Heinrich, lehnte sich wider den Vater auf. Er erklärte: „Einem Vater, auf dem der Bannfluch ruht, bin ich keinen Gehorsam schuldig,“ und ging darauf aus, sich selbst zum Kaiser wählen zu lassen. Als aber der alte Heinrich mit einem ansehnlichen Heere gegen ihn zog, ward ihm bange: er eilte zu dem Vater, warf sich ihm zu Füßen und bat ihn unter vielen Tränen um Verzeihung. Der Kaiser glaubte den Schwüren des Heuchlers und entließ seine Kriegsleute.

6. **Heinrichs IV. Ende.** Bald aber ward der Verrat offenbar. Der Empörer nahm den wehrlosen Vater gefangen, ließ ihn nach Ingelheim am Rhein bringen und zwang ihn hier, im Palaste Karls des Großen, in Gegenwart mehrerer Fürsten der Regierung zu entsagen. Weder Bitten noch Tränen des Vaters rührten des entarteten Sohnes Herz. Bald darauf starb der alte Kaiser vor Gram. Fünf Jahre noch mußte die Leiche des Gebannten an ungeweihtem Orte über der Erde stehen. Da erst wurde der Bann aufgehoben und der Kaiser feierlich im Dome zu Speyer bestattet. — Mit seinem Sohne, der als Heinrich V. 19 Jahre regierte, starb das Geschlecht der fränkischen Kaiser aus.

21. Der erste Kreuzzug.

1. **Die Not der Pilger in Jerusalem.** Schon in früher Zeit war es Sitte, Pilgerreisen nach dem gelobten Lande zu unternehmen, um an den heiligen Stätten zu beten, wo der Heiland gelebt hatte und gestorben war. Besonders häufig wurden die Reisen, die man auch Wallfahrten nannte, seit der Zeit Konstantins, des ersten christlichen Kaisers. Dieser hatte in Jerusalem die prachtvolle heilige Grabeskirche erbaut, und seine Mutter Helena, die noch in hohem Alter nach Palästina gepilgert war, hatte dort an mehreren Orten Kirchen und Kapellen gestiftet. Von nun an war Jerusalem nie leer an Pilgern. Auch als die Araber das Land in Besitz genommen hatten, dauerten die Wallfahrten fort, und die Christen wurden in ihren Andachtübungen nicht gestört. Erst als die rohen Türken Jerusalem eroberten, änderte sich das. Die Christen wurden schnöde mißhandelt, die heiligen Orte entweiht und geplündert. Wehklagend kamen die Pilger nach Europa zurück und erzählten von dem Jammer in Jerusalem.

2. **Peter von Amiens.** Keiner verstand diese Not so feurig zu schildern, als der französische Einsiedler Peter von Amiens. Auf einer Wallfahrt nach Jerusalem hatte er selbst die Greuel angesehen, welche die Türken verübten. Er begab sich nach Rom zum Papste und sprach: „Heiliger Vater, immer ärger werden in Jerusalem die Drangsale, welche die Ungläubigen uns Christen bereiten. Der Herr Christus will aber solche Schmach nicht länger dulden. Er ist an seinem Grabe mir im Traume erschienen und hat zu mir gesagt: Auf, Peter, eile in deine Heimat und verkünde die Leiden meines Volkes, auf daß ihm geholfen und die heilige Stadt von den Ungläubigen befreit werde!" Der Papst antwortete: „So gehe hin, mein Sohn; erzähle allerorten, was du gesehen und gehöret hast, und rufe die Christen auf, Jerusalem den Türken zu entreißen." Da zog Peter in grobem wollenen Mönchsrock, einen Strick um den Leib, barfuß und mit einem Kruzifix in der Hand, auf einem Esel reitend von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Das Volk lief zusammen, wenn es ihn sah. Begeistert redete er zu der Menge: „Auf, ihr Christen, der Heiland ruft euch! Ich selbst habe in Jerusalem gehört, wie aus allen Winkeln der heiligen Stätte der Weheruf erscholl:

Rettet, ach rettet uns! Und ihr wollt noch zaudern, ihr wollt nicht hören auf die Stimme des Herrn?" Die Wirkung dieser Predigt war gewaltig. Das Volk sah in dem bleichen abgezehrten Pilger, dessen Augen wie Feuer glänzten, einen von Gott gesandten Boten. Alle Herzen wurden ergriffen von der Macht seiner Worte; allenthalben regte sich ein glühender Eifer, zum Kampfe gegen die Ungläubigen auszuziehen.

3. **Die Kirchenversammlung zu Clermont.** Zugleich berief der Papst eine Kirchenversammlung nach der Stadt Clermont in Frankreich. Eine zahllose Menge Volkes strömte dort zusammen, und Peter wiederholte seine Schilderungen vom Elende der Christen in flammender Rede. Dann sprach der Papst: „Sollen wir noch länger die heiligen Orte den Ruchlosen zum Raube lassen? Auf, kehret die Schwerter gegen die Feinde des christlichen Namens. Ihr werdet als Sieger zurückkehren oder die Märtyrerkrone erlangen. Wer mitzieht in den heiligen Kampf, dem sind seine Sünden erlassen, der ist der ewigen Seligkeit gewiß." So ermahnte der Papst, und alles Volk rief: „Gott will es! Gott will es!" Wer an dem Heerzuge teilnehmen wollte, heftete sich ein rotes Kreuz auf den Rock. Daher wurden die Mitziehenden Kreuzfahrer und die Kriege Kreuzzüge genannt.

4. **Der Zug unter Gottfried von Bouillon** (1096—99). Mit großem Eifer wurde nun allerorten gerüstet, und im Herbste des nächsten Jahres setzte sich ein wohlgeordnetes Heer von Kreuzfahrern in Bewegung. Der Zug glich einer Völkerwanderung: mehr als eine halbe Million Menschen zog gegen Osten. Der Hauptführer des Zuges war Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, durch fromme Tugend und ritterliche Tapferkeit das Musterbild eines christlichen Helden. Bis Konstantinopel ging alles glücklich. Aber sobald das Heer nach Kleinasien übergesetzt war, begannen Not und Trübsal. Denn die Kreuzfahrer fanden an den Türken einen ebenso tapfern, als listigen Feind; sie mußten monatelang einzelne Städte belagern und litten durch Sonnenglut, Hunger und Seuchen ungeheure Verluste.

5. **Die Eroberung Jerusalems** (1099). Endlich, im dritten Jahre nach dem Aufbruch, näherten sich die Kreuzfahrer dem Ziele ihrer Sehnsucht. Als sie von einer Anhöhe die heilige

Stadt im Glanze der Abendsonne vor sich liegen sahen, sanken alle auf die Kniee, Freudentränen entflossen ihren Augen, und der tausendstimmige Jubelruf: „Jerusalem! Jerusalem!" erschütterte die Luft. Aber die Eroberung der Stadt kostete noch einen langen heißen Kampf. Denn sie war von festen Mauern umgeben und wurde durch ein starkes Türkenheer verteidigt. Die Zahl der Kreuzfahrer aber war auf 20000 Mann zusammengeschmolzen. Doch ihre Begeisterung half ihnen zum Siege. Nach fünfwöchiger mühevoller Belagerung drangen sie unter dem Rufe: „Gott will es!" in die Stadt ein. Ein furchtbares Blutbad begann. Weder Greise, noch Weiber, noch Kinder fanden Schonung; bald glich die ganze Stadt einem großen Leichenfelde. Nur Herzog Gottfried hielt sich frei von den entsetzlichen Greueln, die das Kreuzheer verübte. Aus dem Mordgetümmel eilte er in die Kirche des heiligen Grabes, kniete barfuß und im wollenen Büßerhemde an der geweihten Stätte nieder und dankte Gott, daß er ihm den Sieg verliehen habe. Auch den übrigen Kreuzfahrern kehrte allmählich die Besinnung zurück. Sie reinigten sich vom Blute der Erschlagnen, wallfahrteten in feierlichem Zuge zum Grabe des Erlösers und sangen Loblieder zu Ehren des Allerhöchsten. Dann wählten sie Gottfried zum Könige. Aber der demütige Held sprach: „Ich will nicht da die Königskrone tragen, wo mein Heiland unter der Dornenkrone geblutet hat," und nannte sich nur Beschützer des heiligen Grabes. Schon im folgenden Jahre starb er, und sein Bruder Balduin wurde König von Jerusalem.

22. Die Zeit der Hohenstaufen.

1. **Kaiser Konrad III.** Den fränkischen Kaisern (Nr. 19 u. 20) folgten Herrscher aus dem Hause der Hohenstaufen auf dem deutschen Kaiserthrone (1183—1254; vgl. Karte VI). Sie führen diesen Namen von ihrer Stammburg, die auf dem hohen Staufen lag, einem Berge in Schwaben. Nach ihrer Burg Waiblingen hieß der Hohenstaufen auch Waiblinger. Ueber ein Jahrhundert lang hat dieses Herrscherhaus regiert und dem Deutschen Reiche sechs Kaiser gegeben. Der erste war Konrad III.

2. **Welfen und Waiblinger; die Weiber von Weinsberg.** Jedoch der Herzog Heinrich der Stolze von

Bayern, aus dem alten Hause der Welfen, war unzufrieden, daß nicht er, sondern ein Hohenstaufe Kaiser geworden war. Er empörte sich gegen Konrad, und so begann eine langwierige Zwietracht der Welfen gegen die Waiblinger, die Hohenstaufen. In dem Kampfe gegen Herzog Heinrich siegte der Kaiser in der Schlacht bei dem Städtchen Weinsberg. Die Stadt selbst verteidigte sich aber wacker. Konrad war über den hartnäckigen Widerstand ergrimmt und gelobte, die schwerste Strafe über die Einwohner zu verhängen. Endlich konnte sich die kleine Feste nicht mehr halten. Da kamen Frauen aus der Stadt heraus zum Kaiser und baten demütig um Gnade. „Mit Weibern führe ich keinen Krieg," sprach der Kaiser; „sie mögen frei abziehen und von dem, was ihnen am liebsten ist, so viel mitnehmen, wie ihre Schultern tragen können." Da öffneten sich am andern Morgen die Tore, und es erschien ein seltsamer Aufzug. In langen Reihen kamen die Weiber aus der Stadt, jede ihren Mann auf dem Rücken. Konrad lachte über die Klugheit der Frauen; als seine Räte meinten, das sei Betrug und der Vertrag dürfe ihnen nicht gehalten werden, erwiderte er: „Ein Kaiserwort soll man nicht drehen noch deuteln." Um der treuen Weiber willen schenkte er auch den Männern Leben und Freiheit.

3. **Friedrich Barbarossa.** Konrads Nachfolger in der Kaiserwürde war sein Neffe Friedrich I., wegen seines rötlichen Bartes Barbarossa, d. i. Rotbart, genannt. Der hatte sich Karl den Großen zum Vorbilde genommen; ihm nachstrebend suchte er das Deutsche Reich vor allen Reichen der Erde groß und herrlich zu machen. Aber Friedrich hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Italien wollte ihm nicht Gehorsam leisten; der Papst, der sich als den Oberherrn aller weltlichen Herrscher betrachtete, verlangte vom Kaiser, daß er sich vor seiner Gewalt beuge. Sechsmal zog Friedrich mit Heeresmacht nach Italien, um das kaiserliche Ansehen in dem aufständischen Lande zu wahren.

4. **Kämpfe in Italien.** Diese Kriege in Italien beschäftigten den Kaiser mehr, als für Deutschland gut war. Oft geriet er selbst in große Gefahr, denn die Italiener übten Verrat und Hinterlist, als sie sahen, daß sie die Deutschen in offnem Kampfe nicht bezwingen konnten. Am Tage der Kaiserkrönung überfielen die Römer Friedrichs Heerlager. Im Getümmel stürzte er vom Pferde und wäre in die Hände der Verräter gefallen,

wenn nicht der Herzog **Heinrich der Löwe**, Heinrichs des Stolzen Sohn, ihn mit wuchtigen Hieben befreit hätte. — Auch auf dem Rückzuge nach Deutschland wäre er beinahe einem verräterischen Überfall erlegen. In einer Gebirgsschlucht im Tale der Etsch wurde er plötzlich von Veronesern umzingelt. Die Ausgänge aus der Schlucht waren versperrt, und oben auf dem Felsen lag eine gewaltige Burg, von wo die Feinde Friedrichs mächtige Steine und Bäume hinunterschleuderten. Da rettete ihn sein Bannerträger **Otto von Wittelsbach**. Hinter dem Felsenschloß erhob sich eine schroffe unzugängliche Felswand. Diese erkletterte Otto mit zweihundert Bewaffneten, indem sie Stufen in den Felsen schlugen, sich Leitern aus ihren Lanzen machten und einer auf die Schultern des andern stieg. Endlich war die tapfere Schaar oben und eroberte die gefährliche Burg. So kam Friedrich mit seinem Heere glücklich aus der Veroneser Klause heraus. Ein tiefer Groll erfüllte ihn fortan gegen die verräterischen Städte Oberitaliens. Vor allem wagte es die Stadt **Mailand** immer wieder, sich seinen Befehlen zu widersetzen. Und als selbst der Papst auf die Seite der Mailänder trat, da beschloß der Kaiser, diese Stadt zu vernichten. Die Mailänder setzten ihm einen entschlossenen Widerstand entgegen, aber Friedrich hatte geschworen, sich nicht eher die Krone wieder aufs Haupt zu setzen, bis Mailand dem Boden gleich gemacht sei. Endlich nach zwei Jahren (1162) mußte sich die Stadt ergeben. Sie wurde von Grund aus zerstört, und die Bewohner wurden gezwungen, sich in vier offnen Marktflecken anzusiedeln. Doch wurde die Stadt bald wieder aufgebaut und abermals groß und mächtig.

5. **Heinrich der Löwe.** Auch in Deutschland hatte der Kaiser mit einem gefährlichen Gegner zu kämpfen. Das war sein früherer Kampfgefährte **Heinrich der Löwe**. Durch den Besitz zweier Herzogtümer, Sachsen und Bayern, unter allen Fürsten Deutschlands der mächtigste, hatte er seine Herrschaft durch glückliche Kriege gegen die Wenden noch erweitert, so daß sie sich von den Ufern der Nord- und Ostsee bis über die Donau in die Alpen erstreckte. Während der Kaiser fast immer in Italien beschäftigt war und den deutschen Landen nur einen Teil seiner Macht widmen konnte, verbreitete Heinrich der Löwe das Deutschtum mit starker Hand bis nach Mecklenburg und Holstein. Er

unterstützte in seinen Landen vor allem das Bürgertum, kümmerte sich um Handel und Verkehr und förderte die Künste und die Gelehrsamkeit. Aber Übergriffe gegen den reichsunmittelbaren Adel verschafften ihm viele Feinde. So hielt Heinrich der Löwe es für besser, von den Kämpfen in Italien fern zu bleiben und auf sein Land zu achten. Da er dazu dem Kaiser wegen einer Erbschaft grollte, so ließ er ihn im Stich, gerade als Friedrich seiner Hilfe in Italien am meisten bedurfte. Der Kaiser bat ihn dringend um Beistand; er fiel ihm zu Füßen und flehte, in der Stunde der Gefahr nicht von ihm zu gehen. Umsonst: Heinrich blieb unerbittlich. Da trat die Kaiserin Beatrix hinzu und sagte: „Stehet auf, lieber Herr! Gott wird Euch helfen, wenn Ihr einst dieses Tages und dieses Hochmuts gedenkt." Und der Kaiser erhob sich; Heinrich aber warf sich auf sein Pferd und sprengte davon. Friedrich wurde bei Legnano (1176) geschlagen und kehrte voll Groll gegen Heinrich nach Deutschland zurück. Hier lud er den Herzog wegen seines Ungehorsams vor einen Reichstag. Da Heinrich nicht erschien, wurde er in die Reichsacht erklärt und verlor seine beiden Herzogtümer. Sachsen wurde an mehrere Fürsten verteilt; Bayern erhielt der tapfere Otto von Wittelsbach, der Stammvater des jetzigen bayrischen Fürstenhauses. Zwar griff nun Heinrich der Löwe zu den Waffen, um sich seine Besitzungen zu erhalten; allein er vermochte sich gegen den Kaiser nicht zu behaupten und bat diesen endlich fußfällig um Gnade. Friedrich hob den gedemütigten Mann großmütig auf und umarmte ihn voll Rührung. „Du bist selbst die Ursache deines Falles," sprach er. Heinrich blieb zwar der beiden Herzogtümer verlustig und mußte auf drei Jahre Deutschland verlassen; doch behielt er seine Stammlande Braunschweig und Lüneburg.

6. **Das Pfingstfest zu Mainz.** Der Kaiser aber war mächtiger als zuvor. Die ganze Hoheit seiner Stellung zeigte sich besonders an dem Feste zu Mainz (1184), wo er seine beiden Söhne zu Rittern schlug, und ihm die Fürsten und das ganze Volk jubelnde Huldigungen darbrachten. Aus allen Teilen der christlichen Welt waren zu dieser Feier, dem Pfingstfeste, Fürsten und Ritter, Bischöfe, Äbte und Priester geströmt, aus Frankreich, England, Italien und selbst aus Spanien. Und da die Stadt Mainz die mehr als vierzigtausend zählende Fremdenschar nicht

unterbringen konnte, so wurden auf einer Ebene am Rhein prächtige Wohnungen für die Fürsten und große Zelte für die übrigen Gäste aufgebaut. Auch Künstler und Dichter waren aus fernen Landen herbeigeeilt, um das Kaiserfest zu verherrlichen. Der Kaiser bewirtete alle Teilnehmer auf seine Kosten und nahm selbst an den Turnieren der Ritter teil. Alles war begeistert für den großen Kaiser, und die Dichter priesen ihn als den mächtigsten der Herrscher und als die Zierde der christlichen Ritterschaft. Das Pfingstfest zu Mainz war der Höhepunkt des Hohenstaufischen Glanzes.

23. Weitere Kreuzzüge. Untergang der Hohenstaufen.

1. **Barbarossas Kreuzzug und Tod** (1190). Am Abend seines Lebens unternahm der ritterliche Kaiser noch einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande. Das Königreich Jerusalem hatte seit seiner Gründung (s. Nr. 21, 5) harte Kämpfe mit den Ungläubigen zu bestehen gehabt. Besonders brachten es die muhammedanischen Herrscher von Ägypten in große Bedrängnis. Zwar kamen der Stadt Jerusalem von Zeit zu Zeit neue christliche Heere zu Hilfe; aber die Not der Christen in Palästina wurde immer größer. Endlich eroberte der tapfere Sultan Saladin von Ägypten die heilige Stadt und machte der christlichen Herrschaft ein Ende, nachdem sie 88 Jahre bestanden hatte (1187). Nun rüsteten sich die mächtigsten Könige in Europa, das gelobte Land wieder zu gewinnen. Auch der greise Barbarossa zog an der Spitze eines zahlreichen Heeres nach dem Morgenlande. Aber er sollte das Ziel seiner Kreuzfahrt nicht erreichen. Als er in Kleinasien auf seinem Streitrosse einen Fluß durchschwimmen wollte, rissen ihn die Wellen fort. Leblos brachten ihn seine Gefährten ans Ufer. So beschloß Friedrich seine Heldenlaufbahn. Unbeschreiblich war die Trauer des Heeres, unbeschreiblich die Trauer des ganzen Volkes, als die Kunde seines Todes nach Deutschland gelangte. Das Volk konnte und wollte es nicht glauben, daß sein großer Kaiser, der gewaltige Barbarossa, wirklich gestorben sei. Er lebte fort in der Sage. Im Thüringerland, erzählte man sich, tief unten im Kyffhäuserberge sitze er schlafend, das Kinn gestützt auf einen steinernen Tisch, durch den sein Bart gewachsen sei. Den Gipfel des Berges umkreisen

Raben; endlich aber werde ein Adler kommen und sie hinwegscheuchen. Dann erwache der alte Barbarossa aus seinem Schlummer und bringe die alte Macht und Herrlichkeit des Deutschen Reiches wieder.

2. **Konradin.** Dem höchsten Glanze des deutschen Kaisertums folgte bald der Verfall. Die letzten vier hohenstaufischen Kaiser, Heinrich VI., Philipp von Schwaben, Friedrich II. und Konrad IV., kämpften fortwährend in Italien, namentlich mit den Päpsten. Es war ein langes furchtbares Ringen, in dem die kaiserliche Macht der stärkeren päpstlichen Gewalt zuletzt erlag. Nach Konrads IV. Tode war von dem hohenstaufischen Hause nur noch ein unmündiger Knabe übrig, Konradin, d. i. der kleine Konrad. Dessen Erbland, das Königreich Neapel, gab der Papst einem französischen Prinzen. Sobald Konradin in Deutschland zum Jüngling herangewachsen war, zog er mit einem Heere aus, um sein väterliches Erbe wieder zu erobern. Allein er ward geschlagen, gefangen genommen und in Neapel mit seinem treuen Freunde Friedrich von Baden hingerichtet. So unglücklich endete das glorreiche Geschlecht der Hohenstaufen (1268).

3. **Ende und Folgen der Kreuzzüge.** Nach Barbarossas verhängnisvollem Zuge in das heilige Land wurden noch mehrere Kreuzzüge unternommen, allein sie hatten keinen dauernden Erfolg. Nach und nach kamen alle christlichen Besitzungen in Palästina wieder in die Hände der Türken. Das war der Ausgang der Kreuzzüge, die beinahe 200 Jahre gedauert und sechs Millionen Christen das Leben gekostet haben. Trotzdem waren diese Heereszüge von den wichtigsten Folgen für ganz Europa. Durch sie lernte man viele bis dahin ganz fremde Länder kennen und mit diesen zugleich die Sitten, Gebräuche und Einrichtungen andrer Völker. Manche Erzeugnisse des Morgenlandes wurden nach Europa gebracht, manche Kunst dahin verpflanzt. Besonders wichtig wurde der Handelsverkehr, der seit jener Zeit von den europäischen Ländern am Mittelmeere mit Asien getrieben wurde. Von den Seestädten Italiens, namentlich von Venedig, der Königin des Meeres, gingen ganze Flotten nach dem Morgenlande, führten Kriegsheere dahin und versorgten die Kreuzfahrer mit Lebensmitteln. Dabei nahm der Handel einen mächtigen Aufschwung, und zahlreiche Städte gelangten durch

ihn zu blühendem Wohlstande. — Vor allem aber förderten die Kreuzzügedie Macht der Kirche und des Papstes. Sie wurden ja von der Kirche angeregt, zu ihrer Ausbreitung und Verherrlichung unternommen, und die Päpste galten als ihre obersten Leiter. Hierdurch wurde erreicht, was Gregor VII. erstrebt hatte: der Glanz der päpstlichen Gewalt verdunkelte alle weltliche Macht und Herrschaft, der Papst erschien als der gemeinsame höchste Herrscher der gesamten Christenheit, vor dem sich Kaiser und Könige beugten. — Endlich hatten die Kreuzzüge eine große Bedeutung für das Ritterwesen.

24. Das Ritterwesen. Die Städte.

1. **Entstehung des Rittertums.** Das Rittertum hatte sich seit der Zeit König Heinrichs I. aus dem Reiterdienste entwickelt, der als besonders ehrenvoll galt. Ihm widmeten sich die Reichen und Adeligen, die den Kriegerstand zu ihrem Lebensberufe machten. Schwer gerüstet, von Kopf bis zu Füßen mit Eisen bedeckt, von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt, waren sie den gemeinen Kriegern, die zu Fuße dienten, weit überlegen: fast einzig auf ihrer Anzahl beruhte die Stärke des Heeres. Von ihrem Reiterdienst erhielten sie den Namen Ritter. Die Ritter wohnten in Burgen, die meist auf Berghöhen, aber auch auf ebenem Lande erbaut waren (s. Tafel II u. III).

2. **Edelknabe, Knappe und Ritter.** Die Zeit der Kreuzzüge war die Blütezeit des Rittertums. Um diese Zeit bildeten die Ritter einen besondern Stand mit besondern Pflichten. Der Ritter mußte seine Ehre unbefleckt erhalten, der Kirche gehorsam sein und ihre Diener beschützen, den Schwachen und Bedrängten Beistand leisten und den Frauen Hochachtung und Höflichkeit erweisen. Die Aufnahme in den Ritterstand erfolgte erst nach langjähriger Vorbereitung. Vom siebenten Jahre an trat der Knabe als Edelknecht oder Page in den Dienst eines Ritters. Hier lernte er Zucht und Gehorsam, namentlich im Dienste der Edelfrau, wartete bei der Tafel auf und begleitete die Herrin auf die Jagd und auf Reisen. Daneben übte er sich fleißig im Reiten und in den Waffen. In seinem vierzehnten Jahre wurde der Edelknabe Knappe und empfing das Schwert, um fortan den eigentlichen Waffendienst in strengeren Übungen zu erlernen. Als Waffenträger folgte er jetzt seinem Herrn überall

hin, zum heitern Kampfspiel und in den Ernst der Schlacht. Dem Herrn treu anzuhangen, im Kampfe sein Leben für ihn einzusetzen, das galt ihm als die erste seiner Pflichten. Nach siebenjährigem Knappendienste wurde der Jüngling zum Ritter geschlagen. Das war ein hohes Fest. Am Tage zuvor mußte der Knappe fasten und die Nacht unter andächtigem Gebete in der Kirche zubringen. Am Festtage leistete er dann vor einer glänzenden Versammlung von Rittern und Edelfrauen das feierliche Gelübde, der Ritterpflichten stets eingedenk zu sein, worauf ihm ein bewährter Ritter mit der flachen Klinge drei leichte Schläge auf die Schulter gab. Das nannte man den Ritterschlag. Nun wurden dem jungen Ritter außer dem Schwerte die übrigen Waffenstücke überreicht: die Lanze, der Helm mit Visier und Helmbusch, der Panzer, der gestickte Waffenrock, die farbige Schärpe, Handschuhe und goldne Sporen. Ein festliches Gelage beschloß den Tag.

3. **Turniere.** Zur Erhaltung ritterlichen Sinnes dienten besonders die Turniere. Das waren festliche Waffenspiele, die den Rittern Gelegenheit gaben, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen und Ruhm und Beifall von einer schaulustigen Menge öffentlich einzuernten. Nur Ritter von untadeligen Sitten durften daran teilnehmen. Der Turnierplatz war von Schranken umgeben, hinter denen das Volk stand. Die Fürsten und Edelfrauen saßen auf reichverzierten Schaubühnen. Unter Trompetenklang und Paukenschlag ritten die ganz in Eisenpanzer gehüllten Ritter paarweise in die Schranken. Nun rief ein Herold das erste Fechterpaar zum Lanzenstechen auf. Mit eingelegter Lanze stürmten die beiden Kämpfer gegeneinander an, jeder suchte den andern vom Rosse zu werfen. Saßen sie beide fest im Sattel, so zersplitterten oft die Lanzen an den stählernen Brustharnischen; zuweilen flogen beide Ritter zur Erde, zuweilen wurde einer samt seinem Pferde rücklings zu Boden geworfen. Mancher brach dabei Arm und Bein oder gar den Hals. Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte, vierte, und so ging es tage-, ja wochenlang fort. Manchmal rückten die Ritter auch in ganzen Scharen gegeneinander los. Nach dem Lanzenstechen folgte der Schwertkampf zu Fuß und zu Roß. Den Schluß machte ein sogenanntes Gesellenstechen zur Übung der Knappen.

4. **Der Sieger Lohn.** Wer sich beim Turnier am meisten hervorgetan hatte, erhielt aus den Händen der vornehmsten und schönsten Dame den Dank oder Preis, der in wertvollen Waffenstücken, einer goldnen Kette, einem kostbaren Ringe und dergleichen Schmuck bestand. Dann ward der Sieger feierlich in das Schloß geleitet. Hier nahmen ihm die Edelfrauen die schwere Rüstung ab und schmückten ihn mit Prachtkleidern. Bei dem Festmahle erhielt er den Ehrenplatz, und später beim Tanz eröffnete er den Reigen. Fürsten und vornehme Ritter entfalteten bei den Turnieren oft einen außerordentlichen Glanz. So setzte einst ein Graf als ersten Preis 100000 Goldstücke aus, die der Sieger sogleich unter 100 Ritter verteilte. Ein anderer ließ auf dem Turnierplatze einen ganzen Baum von Silber mit goldnen Blättern aufpflanzen. Jeder Ritter, der seinen Gegner aus dem Sattel hob, erhielt zum Dank ein goldenes Blatt.

5. **Die Ritterfrauen. Die heilige Elisabeth.** Die Frauen der Fürsten und Ritter führten auf den einsamen Burgen ein ziemlich einförmiges Leben. An den ritterlichen Unterhaltungen und Belustigungen konnten sie nur selten teilnehmen; der Besuch eines Turniers war schon der umständlichen, oft gefährlichen Reise wegen eine schwierige Sache. Wohl aber ritten sie viel zur Jagd, den Falken auf der Faust, um mit diesem abgerichteten Raubvogel Reiher zu fangen (Reiherbeize). Sonst erzogen sie in der Abgeschlossenheit ihrer Frauengemächer (Kemnate) die Töchter, beaufsichtigten die weibliche Dienerschaft, übten sich in kunstvollen Stickereien und ließen sich von fahrenden Sängern Geschichten und Lieder vortragen. Auch der des Lesens und Schreibens kundige Burggeistliche war ihnen eine wichtige Persönlichkeit. Manche Frauen führten ein frommes, ganz der Nächstenliebe gewidmetes Leben. Unter diesen frommen Frauen ist besonders bekannt die h e i l i g e E l i s a b e t h, Landgräfin von Thüringen. Sie war die Tochter eines ungarischen Königs und kam als Kind nach der Wartburg, an den heitern liederreichen Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen, um zur Gemahlin seines Sohnes erzogen zu werden. In früher Jugend schon spendete sie Verlassenen und Hungrigen reiche Gaben, verschmähte für sich alle irdischen Genüsse und unterwarf sich frommen Bußübungen, ja schmerzhaften Geißelungen. Armen

verfertigte sie Gewänder, Kranke pflegte sie. Nach ihres Gemahls Tode vom Schlosse vertrieben, ging sie mit ihren Kindern betteln. Sie starb, erst 24 Jahre alt, in Marburg (1231), wo über ihrem Grabe die schöne Elisabethkirche erbaut wurde.

6. **Die geistlichen Ritterorden.** Zur Zeit der Kreuzzüge, bei denen sich die Ritter besonders auszeichneten, entstanden in Palästina Vereinigungen, in denen sich das Rittertum mit dem Mönchwesen verband. Das waren die sogenannten geistlichen Ritterorden der Johanniter, der Tempelherren und der Deutschherren. Die Ordensherren legten die Klostergelübde der Armut, der Ehelosigkeit und des Gehorsams ab; als Ritter verpflichteten sie sich zur Verteidigung der Pilger und zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Diese Ritterorden waren eine Zeitlang die Hauptstütze des Königreichs Jerusalem. Als das heilige Land den Christen verloren ging, siedelten sie nach Europa über, wo sie zum Teil noch lange fortbestanden. Am wichtigsten für uns Deutsche wurde der Orden der Deutschherren, die das heidnische Preußen eroberten (s. Nr. 28, 6).

7. **Die Raubritter.** Nach den Kreuzzügen geriet das Ritterwesen allmählich in Verfall. An die Stelle edler Rittersitte traten Gewalttätigkeit und wüste Händelsucht. Manche Ritter lebten nur von Streit und Fehde, ja sie schämten sich selbst des Raubes nicht. Aus ihren festen, auf steilen Felsenhöhen gelegnen Burgen überfielen sie mit ihren Reisigen die Kaufleute, die zu Märkten und Messen zogen, und raubten ihnen alles, was sie hatten. An den Ufern der Flüsse forderten sie von den vorüberfahrenden Schiffen willkürliche Zollabgaben. Ihre unaufhörlichen Fehden gegeneinander zerrütteten den Wohlstand ganzer Gegenden. Die Städte konnten sich zwar hinter ihren Mauern und Gräben gegen Angriffe verteidigen, aber die Fluren des Landmannes wurden schonungslos verwüstet. Gegen solche Ungebühr gab es lange Zeit hindurch keine Abhilfe; denn die übermütigen Ritter wagten sogar, den Befehlen des Kaisers zu trotzen. Was der Stärkere durchsetzen könne, meinten sie, das dürfe er sich auch erlauben; der stärkern Faust müßten sich die Schwächern fügen. Man nennt diesen traurigen Zustand der Gesetzlosigkeit das Faustrecht. Das Rittertum verlor durch solche Ausartung seinen alten Ruhm. Erst als das Schießpulver erfunden und dadurch das Kriegswesen völlig verändert wurde,

hörte die Bedeutung des Ritterwesens im Kriege nach und nach auf. Als Adelstand dagegen hat es sich bis heute erhalten.

8. **Die Städte.** Während das Rittertum sank, wurden die Städte größer und mächtiger. Um gegen Überfälle geschützt zu sein, waren sie mit starken turmgekrönten Ringmauern, mit Wall und Graben umschlossen. Die Straßen waren meist krumm und wegen ihrer Enge düster und schmutzig; die Häuser, anfänglich nur aus Holz und Lehm gebaut, bestanden aus mehreren übereinander gegen die Gasse vorragenden Stockwerken; sie waren einfach eingerichtet, wie es der herrschenden mäßigen Lebensweise entsprach. Im Gegensatz zu der Schlichtheit der Wohnhäuser stand nicht selten die Großartigkeit der öffentlichen Gebäude: der Rathäuser, Kaufhallen, Stadttore, vor allem der Kirchen. Indes besserte der zunehmende Wohlstand auch den Bau der Privathäuser; man begann allmählich, sie aus Stein aufzuführen, sie reicher und kunstvoller einzurichten und auszuschmücken. Auch die Straßen wurden allmählich breiter angelegt und gepflastert. Städte wie Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Köln und Wien wurden nicht allein wegen der Zahl und Macht ihrer Bevölkerung, sondern mit Recht auch wegen ihrer Schönheit gepriesen (s. Tafel III—VI).

25. Rudolf von Habsburg.

1. **Die kaiserlose Zeit.** Mit dem Tode des letzten hohenstaufischen Kaisers begann für Deutschland eine traurige Zeit. Kein deutscher Fürst trug Verlangen nach der Kaiserkrone, die ihrem Träger nur Kampf und Untergang zu bringen schien. So geschah es denn, daß man die Kaiserwürde zwei Ausländern übertrug, einem englischen Prinzen und einem König in Spanien. Aber diese erlangten gar kein Ansehen; der eine kam niemals, der andere nur selten nach Deutschland. In dieser Zeit der fremden Zwischenherrschaft oder des Interregnums brach allenthalben im Reiche Unordnung und Verwirrung aus. Kein Gesetz galt mehr; das rohe Faustrecht, der Speer der Raubritter herrschten ungehemmt. Ein solcher Zustand konnte nicht fortdauern, wenn das Reich sich nicht völlig auflösen sollte. Das fühlten endlich auch die deutschen Fürsten; sie beschlossen, wieder einen Kaiser zu wählen, der Recht und Gerechtigkeit handhaben und die zerstörte Ordnung wiederherstellen sollte.

2. **Der Graf von Habsburg.** Als die Fürsten zur Wahl versammelt waren, schlug der Erzbischof von Mainz den schwäbischen Grafen Rudolf von Habsburg vor. Der war nicht mächtig an Land und Leuten, aber ein tapferer, kluger und biedrer Herr. Auch rühmte man seine Frömmigkeit. Einst ritt er von seinem Stammschloß, der Habsburg im heutigen Schweizerkanton Aargau, zur Jagd aus. Da begegnete ihm ein Priester, der einem Sterbenden das heilige Abendmahl reichen wollte. Sein Weg führte über einen Bach, dessen Steg durch die Gewalt des angeschwollenen Wassers weggerissen war. Kaum sah Rudolf, wie der Priester sich anschickte, den Bach zu durchwaten, als er vom Pferde stieg und den Priester mit seinen Weihegeräten aufsitzen ließ. Am nächsten Tage brachte dieser das Tier dem Grafen zurück; der aber sprach: „Das sei ferne, daß ich zu Jagd und Streit das Roß wieder besteige, das den Leib meines Heilandes getragen hat. Es gehöre dir fortan zu ähnlichen Diensten." — Auch der Erzbischof von Mainz hatte Rudolfs Freundlichkeit erfahren. Als er in jenen gefahrvollen Zeiten eine Reise nach Rom machte, geleitete ihn der Graf sicher über die Alpen. Da sprach der Erzbischof beim Abschied: „Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte noch so lange, daß ich Euch den mir geleisteten Dienst vergelten könnte!" Jetzt gedachte der Erzbischof dieses Versprechens. Auf seinen Vorschlag wurde Rudolf zum Kaiser erwählt (1273).

3. **Rudolf und Ottokar.** Die Krönung geschah zu Aachen. Als die Fürsten dem neuen Kaiser Treue schwören wollten, fehlte zufällig das Reichsscepter, auf das der Eid geleistet zu werden pflegte. Da ergriff Rudolf rasch ein Kruzifix und sagte: „Dies Zeichen, in dem die Welt erlöset ist, wird die Stelle des Scepters vertreten können." Und die Fürsten leisteten darauf die Huldigung. Nur einer war nicht in Aachen erschienen und weigerte sich, Rudolf als Kaiser anzuerkennen. Das war der mächtige Böhmenfürst Ottokar, der den Königstitel führte und seine Herrschaft weithin über die österreichischen Länder ausgebreitet hatte. Dem stolzen Manne schien es schimpflich, einem armen Grafen, wie er Rudolf spottend nannte, Gehorsam zu leisten. Aber Rudolf, besonders unterstützt von dem tapfern Friedrich von Hohenzollern, bezwang den Widerspenstigen in der blutigen Schlacht auf dem Marchfelde (1278) und entriß ihm

Österreich. Er gab dieses Land seinen eignen Söhnen und wurde dadurch der Gründer des habsburg-österreichischen Herrscherhauses.

4. **Rudolf und die Raubritter.** Nach der Besiegung Ottokars richtete sich des Kaisers Sorge vor allem darauf, Ruhe und Ordnung in das Reich zurückzuführen. Er durchzog Deutschland von einem Ende bis zum andern, saß oft selbst zu Gericht und verhängte strenge Strafen gegen die Frevler und Friedenstörer. Die übermütigen Raubritter bekamen seinen starken Arm zu fühlen. Ihre Schlösser wurden zerstört und viele der gefangnen Räuber gehängt. So folgte auf Zwietracht und Zerrüttung Ruhe und Sicherheit. Der Landmann baute wieder friedlich seine Felder, die nicht mehr von den Hufen der Streitrosse zertreten wurden, und der Kaufmann zog sicher seines Weges.

5. **Rudolfs Tod.** Achtzehn Jahre lang hat Rudolf dem Deutschen Reiche vorgestanden. Nach Italien zog er nie. Er verglich das Land, in dem so viele deutsche Kaiser nutzlos gekämpft hatten, mit der Höhle des Löwen, in die viele Spuren hineingingen aber wenige herausführten. Dagegen wirkte er mit Kraft und Weisheit für Deutschlands Wohlfahrt bis zu seinem Ende. Eine treue Stütze besaß er in seiner Gemahlin Gertrud. Er hatte zwei Söhne und sechs Töchter, und sein Familienleben war heiter und glücklich. Als Rudolf, ein Greis von 73 Jahren, seinen Tod nahe fühlte, eilte er nach Speyer, um dort an der Grabstätte der Kaiser zu sterben. Doch kam er nur bis Germersheim; von da wurde seine Leiche in den Dom zu Speyer gebracht. Das deutsche Volk aber ehrte noch lange das Andenken dieses guten Kaisers.

26. Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Österreich.

1. **Zwietracht im Deutschen Reiche.** Es war für das Deutsche Reich sehr verhängnisvoll, daß die Kaiserkrone nicht vom Vater auf den Sohn forterbte, sondern daß die Fürsten jedesmal den Kaiser wählten. Ja, hätten sie immer den Tüchtigsten auf den Thron erhoben, hätten sie stets Herrscher gefunden, wie Friedrich Barbarossa oder Rudolf von Habsburg! Aber um selbst mächtiger zu werden, wollten die Fürsten

gar keinen starken Kaiser; ein schwacher war ihnen lieber, als ein starker; denn je kraftloser der Kaiser war, desto unabhängiger wurden die Fürsten. Durch die zunehmende Fürstengewalt erlitt aber die Einheit und Macht des Reiches Abbruch. Dazu kam, daß bei der Wahl des Kaisers nicht selten Uneinigkeit entstand. Es bildeten sich Parteien unter den Fürsten, und jede wählte einen andern Kaiser. Dies führte zum Bürgerkriege und brachte das Reich in große Verwirrung.

2. **Der fromme Schweppermann.** Ein solcher Bürgerkrieg erhob sich, als 23 Jahre nach dem Tode des Kaisers Rudolf von Habsburg ein Teil der deutschen Fürsten Rudolfs Enkel, Friedrich den Schönen von Österreich, ein andrer den Herzog Ludwig von Bayern zum Kaiser wählte. Beide wurden gekrönt; keiner wollte nachgeben. Acht Jahre lang kämpften sie gegeneinander um die Alleinherrschaft. Endlich kam es zu der großen entscheidenden Schlacht bei Mühldorf (1322). Ludwig siegte durch die Kriegskunst seines erfahrenen Feldhauptmannes Schweppermann, und Friedrich der Schöne wurde sein Gefangener. Die ganze Gegend, in der die Schlacht getobt hatte, war verwüstet worden, und nichts als ein Korb voll Eier wurde aufgefunden, die dem Kaiser Ludwig und seinen Begleitern zur Stillung des Hungers dienen sollten. Ludwig zählte die Eier und fand, daß ihrer nur eins mehr waren, als Ritter umherstanden. Da nahm er selbst ein Ei und gebot, die übrigen auszuteilen, indem er rief: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" Der alte Kriegsheld hielt dies ehrende Wort seines Kaisers so wert, daß er verordnete, es ihm dereinst auf den Grabstein zu setzen.

3. **Deutsche Treue.** Ludwig hatte jedoch durch seinen Sieg noch nicht alles gewonnen. Zwar hielt er seinen Gegner Friedrich auf einem festen Schlosse in Haft; aber Friedrichs Anhänger setzten den Krieg gegen ihn fort, und der Papst, der den Österreicher begünstigte, belegte Ludwig mit dem Banne. Da dachte Ludwig: „Was nützt mir Friedrichs Gefangenschaft? Ich will mich mit ihm aussöhnen, damit des Haders ein Ende werde." Und er ritt eines Tages nach dem Schlosse, wo Friedrich gefangen saß, und sprach zu ihm: „Wenn du versprichst, der Kaiserkrone zu entsagen und deine Anhänger zu bewegen, daß sie vom Kriege gegen mich ablassen, so schenke

ich dir die Freiheit. Kannst du den Frieden nicht bewirken, so kehrst du in die Gefangenschaft zurück.“ Friedrich gab das Versprechen und ward aus der Haft entlassen. Als er aber zu den Seinen heimgekehrt war, wollte sein stolzer Bruder den Frieden mit dem Kaiser Ludwig nicht annehmen. Da gedachte Friedrich seines Wortes und kehrte in die Gefangenschaft zurück. Von solcher Treue wurde Ludwig tief gerührt. „Komm,“ rief er, „edler Fürst, sei mein Bruder und teile mit mir die Regierung des Reiches!“ So lebten sie von Stund an wie Brüder beisammen, aßen an einem Tisch, schliefen in einem Bett, und wenn einer abwesend war, besorgte der andre die Regierungsgeschäfte und behütete das Land.

27. Kaiser Sigismund und die Hussiten.

1. **Die Goldene Bulle** (1356). Weil unter den deutschen Fürsten oft Streit entstand, wer von ihnen berechtigt sei, an der Wahl des Kaisers teilzunehmen, gab der Nachfolger Ludwigs von Bayern, Kaiser Karl IV., ein wichtiges Reichsgesetz, das diesen verderblichen Streitigkeiten ein Ende machen sollte. Man nannte dies Gesetz nach der goldnen Siegelkapsel, die an dem Schriftstück hing, die Goldene Bulle. Darin wurde bestimmt, daß sieben Fürsten allein das Recht haben sollten, den Kaiser zu wählen, nämlich drei Erzbischöfe und vier weltliche Fürsten. Diese sieben hießen daher Kurfürsten, d. h. Wahlfürsten, und waren von allen die angesehensten. Trotzdem kam es auch noch bei spätern Kaiserwahlen manchmal zu Zwietracht und Parteiung. Nicht lange nach Karls IV. Tode hatte das Reich sogar eine Zeitlang drei Kaiser, bis endlich Karls Sohn, Sigismund, allgemein anerkannt wurde.

2. **Johann Huß.** Zur Zeit dieses Kaisers Sigismund herrschte in der christlichen Kirche ein großer Zwist. Drei Päpste stritten sich um die Herrschaft; jeder von ihnen tat seine beiden Widersacher samt ihren Anhängern in den Bann, und so lag die ganze Christenheit unter Fluch und Zwietracht. Dazu kam noch, daß die Priester und Mönche in tiefe Unwissenheit und Sittenverderbnis versunken waren. Was Wunder, daß alle Welt dringend nach einer Verbesserung der kirchlichen Zustände verlangte! Am eifrigsten erhob sich gegen die Schäden in der Kirche der fromme und gelehrte Johann Huß, Prediger und Professor

an der Hochschule zu Prag in Böhmen. Er predigte ohne Scheu gegen das hoffärtige und zuchtlose Leben der Bischöfe und Priester, gegen die übermäßige Macht und die Anmaßungen des Papstes und gegen die kirchlichen Satzungen, die sich nicht auf die heilige Schrift gründeten. Seine Lehre fand großen Beifall bei dem Volke, und obgleich der Papst ihn in den Bann tat, so mehrte sich doch stets die Zahl seiner Anhänger.

3. **Die Kirchenversammlung zu Konstanz** (1414—18). Dem Kaiser Sigismund lag es sehr am Herzen, die Einigkeit und Ordnung in der Kirche wiederherzustellen. Er bewirkte, daß eine große Kirchenversammlung zu Konstanz (am Bodensee) zusammentrat. Diese war außerordentlich zahlreich besucht von Bischöfen, Äbten und Priestern, wie auch von weltlichen Fürsten und Herren aus fast allen Ländern Europas. Eines Tages sollen sogar 115 000 Fremde und 30 000 Pferde gezählt worden sein; die gewöhnliche Zahl der Anwesenden betrug 80 000. Zuerst wurden alle drei Päpste zur Abdankung bewogen oder abgesetzt. Dann sollte, namentlich auf Verlangen der Deutschen, eine gründliche Kirchenverbesserung vorgenommen werden, eine Reformation an Haupt und Gliedern, wie man es nannte. Allein der neue Papst, der von der Versammlung gewählt worden war, wußte die Reformation schlau zu hintertreiben: es blieb bei den bisherigen Mißständen. Ja die Versammlung lud noch eine schwere Schuld auf sich durch den Frevel, den sie an dem frommen Huß verübte.

4. **Huß auf dem Scheiterhaufen** (1415). Huß war vor die Versammlung geladen worden, um sich wegen seiner Lehre zu verantworten. Der Kaiser hatte ihm einen Geleitbrief erteilt, der ihm Schutz auf der Reise und sichere Heimkehr versprach. So zog er festen Mutes nach Konstanz. Aber kaum war er dort angekommen, als er auch schon ins Gefängnis geworfen wurde. Der Kaiser gedachte seines Wortes und verlangte Hussens Befreiung. Aber die Bischöfe bestanden darauf, daß er gefangen gehalten würde. „Huß," antworteten sie, „ist ein Ketzer, und einem Ketzer darf man nicht das Wort halten." Das Wort „Ketzer" schreckte den deutschen Kaiser, und er ließ seinen Schützling im Stich. Bald darauf wurde Huß vor die Versammlung geführt. „Deine Lehre ist ketzerisch," rief man man ihm zu, „schwöre sie ab!" Aber Huß erwiderte: „Wenn ihr mich aus der heiligen

Schrift eines Irrtums überführet, so will ich gern widerrufen; wo nicht, so bleibe ich meinem Glauben getreu bis in den Tod." Darauf wurde das Urteil gefällt; es lautete: Tod auf dem Scheiterhaufen! Man zog ihm seine Priesterkleidung aus und setzte ihm eine papierne Mütze auf, darauf waren drei Teufel gemalt mit der Umschrift: „Erzketzer". Doch Huß sprach: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich armen sündigen Menschen eine noch viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode am Kreuze getragen." Nun wurde er auf den Richtplatz vor die Stadt geführt. Betend näherte er sich dem Holzstoß. „Herr Jesu," sprach er laut, „ich leide demütig diesen grausamen Tod um deinetwillen und bitte dich, allen meinen Feinden zu vergeben." Dann wurde er an einen Pfahl gebunden und bis an den Hals mit Stroh und Holz umlegt. Als der Holzstoß angezündet war, betete er zweimal: „Jesus Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein!" Das waren seine letzten Worte; denn der Wind trieb ihm den Rauch so sehr ins Gesicht, daß er rasch erstickte. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut. Im folgenden Jahre starb an demselben Orte, wo Huß verbrannt worden war, auch sein Freund und Anhänger Hieronymus von Prag den Feuertod.

3. **Der Hussitenkrieg.** Das schreckliche Schicksal dieser beiden Glaubenshelden brachte ihre Anhänger in Böhmen, die sich Hussiten nannten, in furchtbare Aufregung. Sie gelobten einander, für Hussens Lehre Gut und Leben zu lassen. Voll Erbitterung erhoben sie sich gegen Geistliche und Mönche und ergriffen selbst gegen den Kaiser die Waffen. So entstand der Hussitenkrieg, der 16 Jahre lang mit wilder Wut geführt wurde. Wiederholt zog der Kaiser mit Heeresmacht gegen die Hussiten; aber sie schlugen unter ihrem kühnen Anführer Zizka alle Angriffe siegreich zurück. Bald wagte kein Feind mehr, Böhmen zu betreten. Da fielen sie in die benachbarten Länder ein, plünderten und verbreiteten Schrecken weit umher. Allmählich jedoch wurden sie unter sich selbst uneinig, und damit war ihre Kraft gebrochen. Dem Kaiser gelang es, eine ihrer Parteien für sich zu gewinnen und durch sie die übrigen zu überwältigen. Aus den wilden Hussiten ging die friedliche Gemeinde der Böhmischen Brüder hervor, die unter mancher Bedrängnis ihre Lehre noch Jahrhunderte hindurch bewahrte.

28. Brandenburg und die Hohenzollern.

1. **Die Mark Brandenburg** (Karte III). Während das Deutsche Reich unter schwachen Kaisern immer mehr sank, stieg einer der deutschen Staaten, die Mark Brandenburg, zu immer größerer Bedeutung empor. Dieser Staat, der einst für die Zukunft Deutschlands so wichtig werden sollte, ist aus kleinen Anfängen emporgewachsen. Wie der Name „Mark" andeutet, war die Mark Brandenburg ursprünglich ein deutsches Grenzland. Die deutschen Volksstämme, die in den ältesten Zeiten hier ihre Wohnsitze gehabt hatten, waren bei der großen Völkerwanderung aus dem Lande gezogen, und an ihre Stelle waren slavische Stämme getreten, besonders die Wenden. Kaiser Heinrich I. besiegte diese (s. Nr. 17, 3), errichtete die Nordmark und setzte Markgrafen oder Grenzstatthalter ein, um die Grenzen des Reiches vor ihren Angriffen zu schützen. Heinrichs Sohn, Otto der Große (s. Nr. 18, 3), stiftete zur Bekehrung der Wenden christliche Bistümer; aber das Christentum konnte unter dem rohen Volke noch keine sichere Stätte finden und wurde in langen hartnäckigen Kämpfen wieder verdrängt.

2. **Albrecht der Bär.** Fast zwei Jahrhunderte später (1134) wurde Graf Albrecht Markgraf. Er stammte aus dem Hause Ballenstädt oder Askanien und wurde wegen seiner Tapferkeit der Bär genannt. Er entriß den Wenden einen großen Teil ihres Gebietes, eroberte ihre Stadt Brandenburg an der Havel und nannte sich seitdem Markgraf von Brandenburg. Dazu verlieh ihm der Kaiser die Würde eines Erzkämmerers des Deutschen Reiches. In dem neugewonnenen Lande führte Albrecht das Christentum ein und verpflanzte viele deutsche Bauern und Handwerker dahin, die Dörfer und Städte anlegten und deutsche Sprache verbreiteten. So wurde die Mark Brandenburg ein christliches und deutsches Land.

3. **Die bayrischen und luxemburgischen Markgrafen.** Die Markgrafen von Brandenburg gelangten bald zu großem Ansehen im Reiche. Sie gehörten zu den sieben mächtigsten deutschen Fürsten, die durch die Goldene Bulle das Recht erhielten, die Kaiser zu wählen, zu den Kurfürsten (s. Nr. 27, 1). Indes hatte die Mark, nach dem Aussterben des Hauses der

Askanier, unter den bayrischen und luxemburgischen Markgrafen (1324—1415) eine sehr trübe Zeit. Das Unwesen der Raubritter nahm auf eine furchtbare Weise überhand und brachte das arme Land in die äußerste Not. Nirgends herrschte Ruhe, nirgends Sicherheit. Selbst die größeren Städte konnten sich kaum vor den Überfällen der adeligen Räuber und Landschädiger schützen. Da kam ein edles Fürstenhaus zur Regierung, unter dem die Mark Brandenburg sich nicht allein aus ihrer Zerrüttung wieder erheben, sondern zu immer höherer Macht emporblühen sollte. Das war das Geschlecht der Hohenzollern.

4. **Die Hohenzollern.** Die Hohenzollern stammen aus Süddeutschland. In Schwaben, auf einem hohen Bergkegel unfern des Städtchens Hechingen, liegt ihr Stammschloß. Ein Zweig dieses alten Grafenhauses erhielt unter den hohenstaufischen Kaisern die Burggrafenwürde von Nürnberg. Die Burggrafen erwarben sich allmählich beträchtlichen Länderbesitz und leisteten den Kaisern ausgezeichnete Dienste (vgl. Nr. 25, 3). Darum wurden sie in den Reichsfürstenstand erhoben. Und als unter Kaiser Sigismund die Mark Brandenburg, die zu seinen Erblanden gehörte, eines starken Armes bedurfte, da konnte der Kaiser keinen tüchtigern Statthalter für das Land finden, als den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg. Er setzte ihn zum „vollmächtigen Verweser und obersten Hauptmann" ein, der „mit Gottes Hilfe die Mark aus ihrer jammervollen Lage erretten sollte".

5. **Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg.** Friedrich war einer der trefflichsten Fürsten seiner Zeit. Seine Gerechtigkeit und Leutseligkeit gewann ihm in dem neuen Lande bald die Herzen des Volkes; seine Tapferkeit warf die trotzigsten Raubritter zu Boden, von denen die von Quitzow die gefährlichsten waren. Beim Kampfe gegen die Friedenstörer bediente er sich einer gewaltigen Donnerbüchse, der „Faulen Grete". Die pflanzte er vor den Raubschlössern auf und zerschmetterte mit ihren dicken Kugeln die starken Mauern. So bezwang Friedrich die Widerspenstigen und verschaffte, von seiner vortrefflichen Gemahlin, der „schönen Else", unterstützt, dem Lande Ruhe und Sicherheit. Für diese Verdienste verlieh ihm der Kaiser Sigismund die Mark als erbliches Eigentum. Das geschah auf der

großen Kirchenversammlung zu Konstanz (s. Nr. 27, 3). Hier wurde Friedrich von Hohenzollern feierlich zum Kurfürsten von Brandenburg erhoben (1415). Mit ihm beginnt die Reihe der Kurfürsten aus dem hohenzollernschen Hause.

6. **Das Ordensland Preußen.** Neben Brandenburg ist ein andrer norddeutscher Staat, der sogar außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches lag, für die Erhaltung und Ausbreitung deutschen Wesens besonders wichtig geworden: das Ordensland Preußen. Die Preußen, die an der untern Weichsel und Memel wohnten, hatten lange am Heidentum festgehalten und allen Versuchen, sie zum christlichen Glauben zu bekehren, hartnäckig widerstanden. Endlich kam der zur Zeit der Kreuzzüge in Palästina gestiftete deutsche Ritterorden (s. Nr. 24, 6) in ihr Land und unterwarf es in fünfzigjährigen blutigen Kämpfen. Das Christentum gewann jetzt festen Boden, und einwandernde Ansiedler gründeten deutsche Städte und verbreiteten deutsche Sitte. Sitz des Ordens wurde die Stadt Marienburg. Etwa zwei Jahrhunderte dauerte seine Herrschaft. Dann mußte er sich nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg (1410) der polnischen Oberhoheit unterwerfen und die Hälfte seines Gebietes, Westpreußen, an Polen abtreten.

29. Das Schießpulver.

1. **Das frühere Kriegswesen.** Das frühere Kriegswesen war von dem heutigen sehr verschieden, denn man kannte noch nicht die furchtbaren Waffen, die heutzutage die Schlachten entscheiden. Man kämpfte mit Schwert und Lanze oder mit andern Hieb- und Stichwaffen. Die Kraft und die Geschicklichkeit des Armes entschied den Kampf. Daher war der mutige, durch seinen Panzer geschützte Ritter beim Handgemenge stets im Vorteil. Wer ihn angreifen wollte, mußte an ihn herankommen, und war der Angreifer nicht ebenso gerüstet, so unterlag er im Nahkampfe. Die Ritterburgen, die auf unzugänglichen Felsen standen, galten als uneinnehmbar, denn aus der Ferne konnte man sie nicht angreifen und zerstören. Diese Kampfesweise änderte sich, als das Schießpulver erfunden war.

2. **Das Schießpulver.** Die Chinesen sollen das Pulver schon vor 1600 Jahren gekannt haben. Von ihnen soll es zu den Arabern gekommen und durch diese nach Europa gebracht

worden sein. Allein man verstand wohl, schöne Feuerwerke damit abzubrennen, wußte es aber noch nicht für den Krieg zu benutzen. Diesen Gebrauch entdeckte erst der deutsche Mönch Berthold Schwarz, der daher als der Erfinder des Schießpulvers gilt. Er beschäftigte sich, heißt es, in seinem Kloster zu Freiburg (in Baden) gern damit, allerlei Stoffe miteinander zu mischen, um dadurch auf neue Entdeckungen geleitet zu werden. Einst stampfte er Salpeter, Schwefel und Holzkohle in einem Mörser und legte einen Stein darauf. Indes war es Abend geworden, und der Mönch wollte sich mit Hilfe von Feuerstein und Zunder Licht machen, um besser sehen zu können. Da mit einem Male blitzte und knallte es ihm um die Ohren, und der Stein vom Mörser schlug heftig gegen die Decke; ein Funken war in den Mörser gefallen. Erschrocken stand Berthold da und staunte über das wunderbare Ereignis. Er wiederholte seine Versuche, und die Wirkung war immer dieselbe. Jetzt machte er die Erfindung bekannt und zeigte, wie man das Pulver im Kriege zur Zerstörung von Festungsmauern gebrauchen könnte. Man fertigte mörserähnliche Röhren an, die daher auch Mörser genannt wurden, schüttete in die Mündung Pulver, schob Steine davor und entzündete das Pulver durch ein kleines Loch im Boden. Noch jetzt gebraucht man solche Mörser. Allmählich verlängerte man sie zu Kanonen, und in diese Donnerbüchsen, wie sie genannt wurden, lud man später statt der Steine eiserne Kugeln von gewaltiger Schwere. Später goß man auch dünne Rohre, die ein einzelner Mann tragen und nach Willkür regieren konnte. So entstanden die Handfeuerwaffen, die Büchsen und Flinten, die nach und nach immer mehr vervollkommnet wurden.

3. **Umgestaltung des Kriegswesens.** Durch diese neu erfundenen Waffen wurde das ganze Kriegswesen umgewandelt. Was half jetzt den Rittern all ihre Kraft und Gewandtheit, wozu nützte ihnen der eherne Panzer und der mächtige Speer? Der geringste Fußsoldat konnte sie mit seiner Büchse aus der Ferne erlegen, und durch die Kugeln der Donnerbüchsen sanken die Mauern ihrer Burgen in Trümmer. Umsonst eiferten die Ritter gegen die Feuergewehre, die sie heimtückische, unehrliche Waffen nannten; sie mußten endlich vor der neuen Erfindung Schwert und Lanze niederlegen und erkennen, daß es mit dem Ritterwesen zu Ende und daß eine neue Zeit im Anzuge sei.

30. Die Buchdruckerkunst.

1. **Geschriebene Bücher.** Wichtiger noch als die Erfindung des Schießpulvers ist die der Buchdruckerkunst, die ebenfalls von einem Deutschen gemacht wurde (1440). Bis dahin gab es keine andern, als geschriebene Bücher. Diese wurden meist in den Klöstern verfertigt, in denen sich die Mönche mit dem Bücherabschreiben beschäftigten; sie waren natürlich sehr teuer. Denn wieviel Zeit und Arbeit kostete es, ein einziges Buch abzuschreiben! Daher konnten nur reiche Leute Bücher besitzen. Selbst das Buch der Bücher, die heilige Schrift, war höchst selten; denn eine vollständige Bibel kostete an 1000 Mark. Da kam man allmählich darauf, die Buchstaben einer Seite im Buche in eine Holztafel einzuschneiden, mit Schwärze zu bestreichen und dann auf Papier abzudrucken. Nun konnte man diese Seite leicht hundertmal vervielfältigen. Hierdurch wurde die Erfindung der Buchdruckerkunst vorbereitet.

2. **Johann Gutenberg.** Endlich kam ein Bürger aus Mainz, Johann Gutenberg, der sich in Straßburg niedergelassen hatte, auf den Gedanken, die Buchstaben einzeln aus Holz zu schnitzen, aneinander zu reihen und abzudrucken. Waren so einige Seiten vollendet, so konnte man die Buchstaben wieder auseinander nehmen, zu andern Seiten benutzen und so ein ganzes Buch zustande bringen. Die ersten Versuche befriedigten noch nicht, weil die Holzbuchstaben sich schnell abnutzten und leicht zerbrachen. Aber Gutenberg ward nicht müde, seine Kunst weiter auszubilden. Er kehrte nach Mainz zurück und verband sich dort mit Johann Fust, einem Goldschmied, und mit Peter Schöffer aus Gernsheim zu neuen Versuchen. Schöffer war ein sehr geschickter Mann; er erfand die Kunst, die Schriftzeichen aus Metall in Formen zu gießen, während bisher jeder einzelne Buchstabe geschnitzt wurde. So machte die wichtige Erfindung immer weitere Fortschritte, und bald war man imstande, ganze Bücher mit einzelnen Lettern zu drucken. Das erste so gedruckte Werk war eine lateinische Bibel. Alle Welt staunte über die neue Kunst, welche die Erfinder sorgfältig geheim hielten. Die Mönche, die ihre Klöster in der einträglichen Arbeit des Bücherabschreibens bedroht sahen, verschrieen sie als Schwarzkünstelei. Allein das Geheimnis konnte nicht lange bewahrt

bleiben. Durch die Druckergesellen der Mainzer Werkstätte wurde die Erfindung weiter verbreitet. Bald entstanden Buchdruckereien in mehreren andern Städten, und nach kaum 50 Jahren druckte man Bücher in fast allen Ländern Europas.

3. **Wichtigkeit der Buchdruckerkunst.** Welche gewaltigen Folgen diese Erfindung haben mußte, läßt sich leicht begreifen. Was weise Männer Großes und Herrliches dachten und ersannen, das konnte nun in kurzer Zeit allen bekannt werden. Das Wort Gottes konnte aus den Bücherschätzen der Kirchen und Klöster auch in die Hände des Volkes, ja in die Hütten der Armen gelangen. Der Unterricht in den Schulen wurde durch die gedruckten Bücher sehr erleichtert. Erst durch sie ist es möglich geworden, daß die geistige Bildung in immer weitere Kreise dringen, immer mehr zu einem Gemeingute der Menschen werden konnte.

III. Die neue Zeit.

Vom Beginn der Reformation (1517) bis zur Gegenwart.

31. Martin Luther.

1. **Die neue Zeit.** Durch die großen Erfindungen und Entdeckungen des 15. Jahrhunderts war ein neuer Geist über alle christlichen Völker gekommen. Die alten Formen der Kultur, des geistigen und religiösen Lebens entsprachen der neuen Entwickelung nicht mehr. Vor allem wuchsen die schon von Huß erhobenen Klagen über das Verderben der christlichen Kirche, und die Besten im Volke verlangten immer dringender, daß die vielen Mißstände beseitigt würden. Der kühne Mann, der diesem Verlangen abermals einen kräftigen Ausdruck verlieh und für eine Kirchenverbesserung, eine Reformation, mit aller Entschiedenheit und aller Kraft seines Geistes eintrat, war Martin Luther.

2. **Luthers Jugend.** Martin Luther wurde an dem St. Martinsabend, dem 10. November 1483, zu Eisleben am Harz geboren. Sein Vater, Hans Luther, war vom Dorfe Möhra bei Schmalkalden nach Eisleben gezogen; dort segnete Gott seine Bergarbeit, sodaß er seinen Sohn gut erziehen konnte. Als Martin herangewachsen war, schickte ihn sein Vater in die lateinische Schule, wo der Knabe die zehn Gebote, den Kinderglauben, das Vaterunser, neben der Grammatik und christlichen Gesängen fleißig lernte. Als er in sein vierzehntes Jahr ging, wurde er nach Magdeburg in die Schule gesandt, die damals sehr berühmt war. Im folgenden Jahre begab er sich nach Eisenach. Dort sang er, wie es unter den Schülern Sitte war, vor den Türen der Bürger; die fromme Frau Cotta, die ihn um

seines Betens und Singens willen lieb gewonnen hatte, nahm ihn an ihren Tisch und sorgte mütterlich für ihn. In der Schule aber brachte er es durch Fleiß und seine guten Gaben so weit, daß er bald alle Mitschüler übertraf.

3. **Luther auf der Universität.** Achtzehn Jahre alt, zog er nach Erfurt auf die Universität und studierte mit großem Ernste. Er versäumte keine Vorlesung, fragte gern seine Lehrer und besprach sich in Ehrerbietigkeit mit ihnen; auch besuchte er häufig die Universitätsbibliothek. Einst fand er dort eine lateinische Bibel, die er noch nie gesehen hatte. Er bemerkte mit großem Erstaunen, daß viel mehr Texte, Evangelien und Episteln darin waren, als man auf der Kanzel auszulegen pflegte. Er studierte das heilige Buch mit großem Eifer und hatte nur einen Wunsch, Gott möchte ihm einst auch solch ein Buch zu eigen bescheren. Nicht lange danach verfiel er in eine schwere Krankheit. Da besuchte ihn ein alter Priester und tröstete ihn mit den Worten: „Seid getrost, mein Lieber, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben; unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der wieder viele Leute trösten wird." Das ging ihm tief zu Herzen. Einige Zeit darauf wurde sein Gemüt durch zwei Begebnisse noch heftiger ergriffen. Sein bester Freund wurde in der Nacht zu Erfurt von bösen Buben erstochen. Er selbst wurde bei einem Gange übers Feld von einem schweren Gewitter überfallen; ein Blitz streckte ihn betäubt zu Boden. „Wie," dachte er, „wenn du nun unerwartet vor Gottes Richterstuhl getreten wärest?" Bestürzt und in sich gekehrt, beschloß er, der Welt zu entsagen und sein Leben Gott zu weihen.

4. **Luther im Kloster.** Er ging ins Augustinerkloster zu Erfurt und ward Mönch. Sein alter Vater, der gewünscht hatte, daß er ein Rechtsgelehrter werde, war über diesen Schritt sehr verdrossen. Und Luther selbst hatte im Kloster schlimme Tage. Er wurde zu den niedrigsten Diensten verwendet, mußte die Türen hüten, die Kirche kehren, die Zellen fegen und mit dem Sack auf dem Rücken in der Stadt umherziehen, um für das Kloster zu betteln. Aber er war fromm und demütig und fügte sich in alles. Mit größtem Eifer las er in der heiligen Schrift, wenn auch die Mönche darüber murrten und sprachen: „Bruder Martin, nicht mit Studieren, sondern mit Betteln dient man dem Kloster." Tag und Nacht studierte er, betete und kasteiete

sich mit Wachen und Fasten, aber alle diese religiösen Übungen gaben ihm keinen Trost. Da stärkte ein alter Klosterbruder sein verzagtes Herz, indem er ihn an das Hauptstück des Glaubens erinnerte, wo es heißt: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden.“ Auch der ehrwürdige Vorsteher der Augustinerklöster in Deutschland, Johannes Staupitz, richtete Luther in seinen innern Kämpfen auf. Er ermahnte ihn herzlich, sein Heil allein in Christo zu suchen, und sprach tröstend zu ihm: „Du weißt nicht, Martin, wie nützlich dir solche Anfechtung ist; Gott schickt sie dir nicht vergebens, und du wirst sehen, daß er dich einst noch zu großen Dingen brauchen wird.“ Seit dieser Zeit, und je mehr Luther die heilige Schrift im Zusammenhange las, wurde es immer heller und ruhiger in seiner Seele.

5. **Wittenberg und Rom.** Da Staupitz die große Gelehrsamkeit Luthers kannte, empfahl er ihn dem Kurfürsten von Sachsen zum Lehrer an der neu errichteten Universität zu Wittenberg. Im Jahre 1508 trat Luther diese Stelle an. Er erwarb sich die Würde eines Doktors der heiligen Schrift. Bei seiner Lehre ging er immer von der Bibel aus, und er ward bald so bekannt, daß Jünglinge von nah und fern herbeieilten, um ihn zu hören. Nicht geringer war das Aufsehen, das seine Predigten erregten; denn er predigte kräftig im Geiste der heiligen Schrift, und was er sprach, das kam ihm von Herzen. Schon damals sagte ein berühmter Mann von ihm: „Dieser Mönch stehet auf Christi Wort; das stößt keiner um. Er wird alle Doktoren irre machen und die Kirche neu gestalten.“ — Wichtig für Luther wurde eine Reise, die er um diese Zeit nach Rom machte. „Nicht tausend Goldgulden möcht’ ich dafür nehmen,“ sagte er selber, „daß ich Rom nicht sollte gesehen haben.“ Denn hier am Sitze des Papstes lernte er das tiefe Verderben kennen, in das die Kirche gesunken war. Wie erstaunte er über die unglaubliche Unwissenheit der Priester und Mönche! Selten fand er einen, der die heilige Schrift nur dem Namen nach kannte. Und was für ein sittenloses Leben führten sie! Wie leichtfertig plapperten sie in den Kirchen die Gebete her, als geschähe es um Lohn! Da war keine Spur von einer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Das betrübte den frommen Luther sehr, führte ihn aber auch desto mehr zum Worte Gottes und bereitete ihn vor zu einer größeren Wirksamkeit.

32. Der Anfang der Reformation.

1. **Der Ablaßkrämer Tetzel.** Der Papst Leo X., der zum Bau der prächtigen Peterskirche in Rom ungeheure Geldsummen brauchte, hatte einen allgemeinen Ablaß ausgeschrieben. Unter Ablaß verstand man ursprünglich die Erlassung von Strafen, welche die Kirche auf grobe Sünden gelegt hatte. Allein der Verfall der Kirche war so groß geworden, daß man glaubte, sich Erlaß der Sünden für Geld erkaufen zu können. Dies benutzten die Päpste und schickten Ablaßverkäufer ins deutsche Land, denen die Leute für ihre Ablaßzettel gern Geld zahlten. Ein solcher Ablaßverkäufer war der Mönch Tetzel. Er trieb sein Geschäft auf die unwürdigste Weise. Auf Straßen und Märkten, in Kirchen und Wirtshäusern stellte er sich mit zwei Kasten hin: im einen waren die Zettel, im andern das gesammelte Geld. „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt," pflegte der Ablaßkrämer auszurufen. Haufenweise lief das unwissende Volk ihm zu und kaufte sich Ablaß. Einmal freilich wurde ihm sein Handel übel vergolten. Ein Ritter trat auf ihn zu und fragte: „Kann man auch Ablaß haben für Sünden, die man erst künftig begehen wird?" „Gewiß," lautete die Antwort. „Nun, ich habe vor, jemanden auf der Landstraße zu berauben," fuhr der Ritter fort. „Ei," sagte Tetzel, „einen solchen Zettel müßt Ihr teuer bezahlen." Der Preis wurde entrichtet, und der Ablaßkrämer fuhr bald darauf mit seinem schweren Geldkasten ab. Als er in einen Wald kam, sprengte plötzlich ein Ritter mit mehreren Knechten auf ihn ein, hielt den Wagen an und nahm den vollen Kasten weg. Tetzel verfluchte den Räuber in den Abgrund der Hölle; doch dieser zeigte ihm lachend den Ablaßzettel mit den Worten: „Kennst du mich nicht mehr?"

2. **Die Thesen.** Als Tetzel auch in der Nähe von Wittenberg sein Wesen trieb, ward Luthers frommer Sinn darüber tief entrüstet. Sah er doch, wie das Volk im Vertrauen auf den Ablaß ganz leichtfertig wurde; hörte er doch, wenn er zu ernster Buße mahnte, die trotzige Rede: „Das brauchen wir nicht, wir haben uns ja Vergebung der Sünden erkauft." Da fing Luther an, frei und kräftig gegen den Unfug zu predigen. Damit noch nicht zufrieden, schlug er an die Schloßkirche zu Witten-

berg 95 Sätze (Thesen) an (31. Oktober 1517). In diesen erklärte er, daß der Ablaßhandel ganz gegen die heilige Schrift sei, daß niemand außer Gott die Macht habe, Sünden zu vergeben, und daß allein herzliche Reue und Buße zur Vergebung führen könne. Hiermit hat das Reformationswerk begonnen.

3. **Lossagung vom Papste.** Luthers Sätze machten gewaltiges Aufsehen. Jedermann las sie mit Begierde. In wenigen Wochen waren sie durch ganz Deutschland, ja bald durch ganz Europa in vielen tausend Abdrücken verbreitet. Allerorten sprach man von dem mutigen Mönche in Wittenberg. Sobald der Papst von dieser Bewegung hörte, befahl er, Luther solle in Rom erscheinen, um sich zu verantworten. Aber sein Landesherr, der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, hatte den frommen und freimütigen Mann so lieb gewonnen, daß er fest erklärte: „Ich lasse es nicht zu, daß man den Doktor Luther nach Rom schleppt. Man mag ihn in Deutschland verhören.“ Das geschah denn auch. Der Papst schickte einen Gesandten, den Kardinal Cajetan; der ließ Luther vor sich nach Augsburg kommen und verlangte, daß er alle Sätze widerrufe. Luther aber antwortete: „So beweiset mir doch, Herr, aus dem Worte Gottes, daß ich unrecht gelehret.“ Aber das vermochte der Päpstliche nicht. Da Luther böse Anschläge gegen seine Sicherheit fürchtete, verließ er heimlich Augsburg und eilte nach Wittenberg zurück. Ein zweiter Abgeordneter des Papstes, der Kammerherr von Miltitz, wußte jedoch Luther dahin zu bringen, daß er versprach zu schweigen, wenn seine Feinde schwiegen. Sein heftigster Gegner aber, Dr. Eck aus Ingolstadt, griff ihn heftig an und suchte ihn in einem öffentlichen Redekampfe (Disputation) zu Leipzig zu widerlegen. Luther wurde dadurch nur noch mehr in seinem Werke gestärkt. Und als seine Widersacher ihn als Ketzer ausschrieen und die herrschenden Mißbräuche zu verteidigen wagten, da verkündete er immer lauter und gewaltiger die Lehre der heiligen Schrift als den rechten Grund, auf dem die Kirche zu stehen habe. „Nicht der Papst in Rom,“ sprach er, „sondern Jesus Christus ist das Haupt der Christenheit.“ Seine Worte drangen dem Volke zu Herzen; von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl seiner Anhänger. Da tat ihn der Papst in den Bann. Luther aber erschrak nicht. Er zog mit einer großen Schar von Studenten und Magistern vors Tor von Wittenberg und warf

vor allem Volke den päpstlichen Bannbrief ins Feuer mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" Damit hatte er sich vom Papste völlig losgesagt.

33. Der Reichstag zu Worms und die Wartburg.

1. **Anklage am Reichstag.** Nicht lange danach hielt Kaiser Karl V. einen Reichstag in der Stadt Worms. Der war sehr groß und glänzend: beinahe alle deutschen Fürsten waren anwesend. In ihrer Mitte erschien ein Abgesandter vom Papste; der sprach: „Sehet ihr nicht, wie großes Unheil der Mönch von Wittenberg durch seine Irrlehren anstiftet? Wohlan, laßt seine Bücher verbrennen und übergebt den gebannten Ketzer den Händen des Papstes, auf daß er seine Strafe empfange!" Allein die Fürsten antworteten: „Es ziemt sich in deutschen Landen nicht, daß einer ungehört verdammet werde." Und Kaiser Karl schickte einen Herold mit einem Geleitbriefe nach Wittenberg, um Luther zu holen.

2. **Reise nach Worms.** Getrosten Mutes trat Luther die Reise an. „Es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde," sprach er zu seinen besorgten Freunden. Er fuhr in einem offnen Wagen, den ihm der Rat von Wittenberg geschenkt hatte. Allerorten lief das Volk zusammen, um den kühnen Mönch zu sehen, der gewagt hatte, es mit dem allgewaltigen Papste aufzunehmen. Als er sich der Stadt Erfurt näherte, kam ihm ein langer Zug Menschen zwei Meilen weit zu Pferde und zu Fuß entgegen, und in der Stadt konnte der Wagen vor Gedränge kaum von der Stelle. In Eisenach wurde Luther krank; doch noch ehe er sich ganz erholt hatte, reiste er weiter. „Herr Doktor, zieht nicht fort," riefen ihm die Leute zu; „man wird Euch zu Worms gewiß flugs zu Pulver brennen." Aber er antwortete herzhaft: „Wenn sie gleich ein Feuer machten zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, so will ich doch, weil ich gefordert bin, im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und ihn walten lassen." Als er endlich nahe bei Worms war, kam ihm ein Bote von einem Freunde entgegen, der ihn warnte: „Gehe nicht in die Stadt, dort steht es sehr übel." Luther aber

sprach: „Und sollten zu Worms soviel Teufel sein, als Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein.“ Unter gewaltigem Zulaufe des Volkes zog er dann in die Stadt; eine Menge von Reitern, die entgegengekommen waren, begleitete seinen Wagen, und mehr als 2000 Menschen drängten ihm nach bis in die Herberge. Dort wurde er von vielen Grafen, Herren und Rittern bis spät in die Nacht besucht und angesprochen. Auch der junge Landgraf Philipp von Hessen kam, gab ihm die Hand und sagte: „Habt Ihr Recht, Herr Doktor, so helfe Euch Gott!“

3. **Vor dem Reichstage.** Am folgenden Tage, 17. April 1521, ward Luther vor die Reichsversammlung beschieden. Als er durch den Vorhof kam, klopfte ihm der alte Kriegsheld Georg von Frundsberg treuherzig auf die Schulter, und sagte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehest jetzt einen schweren Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlacht nicht getan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen nur fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“ Jetzt öffneten sich die Saaltüren, und Luther trat ein. Da stand er vor dem großen Kaiser und der ganzen edlen Versammlung der Kurfürsten, Herzöge, Grafen und Bischöfe des Deutschen Reiches. Aller Augen schauten auf ihn. Man zeigte ihm die Bücher vor, die er geschrieben hatte, und fragte ihn, ob er sie für die seinigen erkenne und ob er sie widerrufen wolle. Die erste Frage bejahte er; wegen der zweiten bat er um kurze Bedenkzeit, weil die Frage den Glauben und die Seligkeit beträfe und es vermeßlich wäre, etwas Unbedachtes zu erklären. Und als man am nächsten Tage eine freie offene Erklärung verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, sprach er mit fester Stimme: „Weil denn Kaiserliche Majestät, Kurfürstliche und Fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren oder hellen Gründen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nichts widerrufen, weil es weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“

4. **Wirkung von Luthers Rede.** Luther hatte nicht vergebens geredet. Selbst der gestrenge Kaiser sagte: „Dieser Mönch

spricht unerschrocken und mit großem Mute." Der alte Herzog Erich von Braunschweig, sonst ein Feind der neuen Lehre, schickte ihm eine silberne Kanne voll Eimbecker Bier, daß er sich damit erquicke. Besonders freute sich der Kurfürst Friedrich der Weise über Luthers Freimut. „Gar schön," sagte er am Abend des Verhörs zu einem Vertrauten, „hat Doktor Martinus geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten des Reiches; er ist mir nur zu herzhaft gewest." Viele Edelleute kamen in Luthers Herberge, hießen ihn gutes Mutes sein und sprachen: „Man sagt, sie wollen Euch verbrennen; aber das muß nicht geschehen, sie müßten eher alle mit verderben." Einige Fürsten suchten ihn indes durch gütliches Zureden zum Widerrufe zu stimmen; er aber antwortete: „Ist dieses Werk aus Menschen, so wird es bald untergehen; ist es aber aus Gott, so werdet Ihr es nicht dämpfen können." Darauf drangen seine heftigsten Widersacher in den Kaiser, er möge dem hartnäckigen Ketzer das sichere Geleit brechen und ihn gefangen halten; doch der Kaiser erklärte: „Wenn in der ganzen Welt keine Treue zu finden wäre, so muß sie doch beim deutschen Kaiser sein."

5. **Auf der Wartburg.** Unter kaiserlichem Schutze konnte Luther von Worms abreisen. Gleichwohl war der Kaiser ein heftiger Feind seiner Lehre. Er erklärte sich entschlossen, sie auszurotten, und sprach über Luther und seine Anhänger die Reichsacht aus. Niemand, so hieß es, solle den gottlosen Ketzer hausen, höfen, ätzen und tränken; wer ihn finde, solle ihn fangen und zur Bestrafung einliefern. Allein Luther war schon in Sicherheit. Sein Kurfürst Friedrich der Weise wollte ihn nimmermehr der Rache seiner Feinde preisgeben. Er veranlaßte, daß Luther auf seiner Heimfahrt in der Nähe von Eisenach plötzlich von verkappten Rittern aus dem Wagen gerissen und weggeführt wurde. Im nahen Walde legten sie ihm Ritterkleider an, setzten ihn auf ein Pferd und brachten ihn auf ein einsames Bergschloß, die Wartburg. Alle Welt meinte, Luther sei tot. Seine Feinde sagten: „Den hat der Teufel geholt." Aber es ging ihm auf der Wartburg ganz wohl. Er hieß dort Junker Jörg, trug einen ritterlichen Waffenrock, ließ sich den Bart wachsen, streifte durch den Wald am Schloßberg und machte zu Zeiten wohl auch Jagden mit.

6. **Die Bibelübersetzung.** Aber seines Berufes blieb

Luther auf der Wartburg stets eingedenk. „Ich wollte," schrieb er, „für die Ehre des göttlichen Wortes lieber auf glühenden Kohlen brennen, als hier in der Einsamkeit leben und verfaulen." Er studierte Tag und Nacht und ließ manche kräftige Schrift erscheinen, worin er das Papsttum angriff und die Widersacher der Reformation widerlegte. Da merkte die Welt, daß der Gottesmann noch am Leben sei; aber den Ort konnte niemand erfahren. Das Allerwichtigste aber, was Luther auf der Wartburg begann, war seine Übersetzung der Bibel in die deutsche Sprache. Diese Bibelübersetzung wurde das beste Rüstzeug für die Ausbreitung der neuen Lehre; denn dadurch wurde das göttliche Wort in seiner ganzen Kraft und Herrlichkeit allem Volke zugänglich.

7. **Rückkehr nach Wittenberg.** Unterdessen brach unter Luthers Anhängern in Wittenberg allerlei Unordnung und Schwärmerei aus. Da ward ihm bange, sein großes Reformationswerk könne auf falsche Wege geraten. Er verließ schon nach zehn Monaten die Wartburg und kehrte, trotz Bann und Acht, plötzlich nach Wittenberg zurück. Dort gelang es der Macht seiner Predigt, die Ordnung bald wieder herzustellen.

8. **Der Bauernkrieg** (1525). Seit dem 13. Jahrhundert waren die früher freien Bauern immer mehr in Abhängigkeit von den adligen oder geistlichen Grundherren geraten. Viele waren Leibeigene der Großen geworden und mußten diesen „fronden und zehnten", d. h. unentgeltlich Arbeiten verrichten und den zehnten Teil ihrer Erträgnisse an Getreide und Vieh abgeben. Dazu wurden sie von den Herren hart und grausam behandelt. Als Luther mit seiner Lehre von geistiger Freiheit auftrat, meinten die Bauern, es sei ihnen damit auch die bürgerliche Freiheit gepredigt, die sie von all ihrer Plage erlösen solle. Schon vorher hatten sie sich hin und wieder empört; nun aber rotteten sie sich in großen Scharen zusammen, vornehmlich in Schwaben und Franken. Anfänglich waren ihre Forderungen an die Fürsten und Ritter gerecht und billig, und diese taten übel, sie ihnen nicht zu bewilligen, wie Luther geraten hatte. Da die Bauern sahen, daß sie in Güte nichts ausrichteten, gebrauchten sie Gewalt: sengend und brennend durchzogen sie die Lande, plünderten Klöster, zerstörten Burgen und verübten die ärgsten Greuel. Bald rückten kampfgeübte Heere gegen die

Bauernscharen, und diese wurden überall geschlagen. Die Rache der Sieger war noch schlimmer als die Greuel der Empörer: mehr als hunderttausend Bauern wurden binnen wenigen Monaten erschlagen oder hingerichtet. Das Los der Lebenden aber ward schlimmer als zuvor.

34. Luther und Melanchthon.

1. **Philipp Melanchthon.** Es war für das Reformationswerk von großem Segen, daß Luther bald nach seinem ersten Hervortreten einen gelehrten Freund gefunden hatte, der ihm in seiner Arbeit treulich zur Seite stand. Das war Philipp Melanchthon. Geboren zu Bretten (im heutigen Großherzogtum Baden), 14 Jahre jünger als Luther, zeichnete er sich schon in früher Jugend durch außerordentliche Gelehrsamkeit aus. Als 21jähriger Jüngling wurde er Professor in Wittenberg. Tausende von Studenten sammelten sich um ihn, und sein Ruhm war bald so hoch gestiegen, daß man ihn schlechtweg den Lehrer Deutschlands nannte. Melanchthon schloß sich von Herzen Luther und seinem großen Werke an. Sein tiefes Wissen und seine trefflichen Schriften förderten die neue Lehre, und wenn Luther allzufeurig dreinfahren wollte, so mäßigte ihn der besonnene Rat des sanften Melanchthon. Luther selber sagte: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen; darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Bahn brechen und zurichten; aber Magister Philipp fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießet mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich.“

2. **Einführung der Reformation.** Beide Männer waren nun eifrig tätig, die Reformation ins Leben einzuführen. Die Mißbräuche in der Kirche wurden beseitigt, die lateinische Messe abgeschafft; die Mönche durften die Klöster verlassen, die Geistlichen sich verheiraten. Auch Luther legte die Mönchkleider ab und vermählte sich mit Katharina von Bora, einer früheren Nonne. Für den neuen evangelischen Gottesdienst besorgte Luther ein Gesangbuch mit schönen Liedern; für den Unterricht im Christentum schrieb er seinen **Katechismus**; den Gemeinden wurden tüchtige Prediger des Evangeliums empfohlen, und mit

allem Eifer wurde für Errichtung christlicher Schulen gesorgt. Bald hatte sich die Reformation nicht nur in Sachsen befestigt, sondern fand auch in vielen andern Gegenden Deutschlands Eingang. Ein neues Leben erwachte im deutschen Volke. Überall traten die Ritter, die Künstler und Handwerker zusammen, um den mutigen Reformator mit Wort und Tat zu unterstützen. Einer der edelsten Ritter und treuesten Anhänger Luthers, der feurige Ulrich von Hutten, rief begeistert aus: „Es ist eine Lust zu leben, denn die Geister sind erwacht." Die großen Maler Albrecht Dürer und Lukas Cranach traten auf Luthers Seite und der Schuhmacher und Meistersänger Hans Sachs pries in seinen Gedichten das große Werk des Reformators.

3. **Die Reichstage zu Speyer und Augsburg.** Der Kaiser, der die Reformation verabscheute, war gegen ihre Ausbreitung machtlos; denn er war beständig in Kriege verwickelt, die ihn jahrelang von Deutschland fernhielten. Als er endlich einen Reichstag in Speyer (1529) abhalten ließ, auf dem die weitere Verbreitung der Reformation verboten wurde, da fühlten sich die Anhänger Luthers schon stark genug, daß sie dagegen offen protestierten, d. h. sich gegen jede Hemmung der evangelischen Lehre verwahrten. Seitdem nannte man sie Protestanten. Ein Jahr darauf versammelte der Kaiser einen Reichstag in Augsburg (1530). Da schrieb Melanchthon ein Büchlein, worin er das Ganze der reformatorischen Lehre zusammenfaßte, und die evangelischen Fürsten überreichten dem Kaiser dieses Glaubensbekenntnis, die Augsburger Konfession. Der Kaiser aber verbot von neuem die Verbreitung der Reformation und schien wirklich gegen die Protestanten Gewalt brauchen zu wollen. In dieser Bedrängnis tröstete Luther die Seinen mit dem Liede:

„Eine feste Burg ist unser Gott, Ein gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Not, Die uns jetzt hat betroffen."

4. **Luthers Tod.** Kriegsgefahren, die dem Reiche durch äußere Feinde drohten, verhinderten den Kaiser, gegen die Protestanten zum Schwerte zu greifen. So hatte Luther den Trost, daß um seiner Lehre willen kein Krieg entzündet wurde, so lange er lebte. Unablässig riet er zum Frieden. Man solle, meinte er, alle Sachen der Religion Gott anheimstellen; der werde eher und besser sorgen, als irgend eine bewaffnete Macht. Doch er ahnte

wohl, daß der Krieg nicht ausbleiben werde. „Wenn ich sterbe," sagte er, „so betet! Es wird wahrlich des Betens brauchen, und unsre Kinder werden müssen nach den Spießen greifen, und wird in Deutschland übel stehen. Darum sage ich: Betet fleißig nach meinem Tode!" Auch er betete und arbeitete unermüdlich für sein großes Werk bis an sein Ende. Als sein Körper durch angestrengte Arbeit schwach und gebrechlich geworden war und schmerzhafte Krankheit ihn niederbeugte, wirkte er noch voll Eifer in seinem heiligen Berufe. Mitten im Winter reiste er nach Eisleben, um in einer Streitsache den Frieden zu vermitteln. Dort, in seiner Geburtsstadt, starb er am 18. Februar 1546. Seine letzten Worte waren: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du mein getreuer Gott." Seine Leiche wurde mit großer Feierlichkeit unter den Tränen einer zahlreichen Begleitung nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche bestattet. Dort hielt sein treuer Gefährte Melanchthon die Trauerrede und schloß mit den Worten: „Wir wollen ein ewig Gedächtnis dieses unseres lieben Vaters behalten, und erkennen und betrachten, daß er ein edel, köstlich und heilsam Werkzeug Gottes gewesen, und wollen seine Lehre mit treuem Fleiß lernen und behalten, daneben auch seine Tugenden uns zum Vorbilde nehmen und denselben nach unsrem Maße fleißig nachfolgen." — Melanchthon überlebte Luther um 14 Jahre; dann erhielt er neben ihm sein Grab.

35. Zwingli und Calvin.

1. Huldreich Zwingli in Zürich. Fast um dieselbe Zeit, wo Luther zuerst seine Stimme gegen die Mißbräuche in der Kirche erhob, trat auch in der Schweiz ein Reformator auf, Huldreich Zwingli, Pfarrer in der Stadt Zürich. Auch er wandte sich zuerst gegen den Unfug des Ablaßhandels. Dann bemühte er sich wie Luther, das Volk in die heilige Schrift einzuführen. „Nur die Bibel," sagte er, „muß über unsern Glauben und unser Tun entscheiden; alle menschlichen Zusätze sind verwerflich, und nicht eher wird es besser mit uns, als bis wir zur Einfachheit der christlichen Kirche in ihren ersten Zeiten zurückkehren." Bald wurde in Zürich die Messe abgestellt und der Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten, die Priesterehe gestattet, die Klöster aufgehoben, und alle Heiligenbilder aus der

Kirche entfernt. In den meisten Punkten mit Luther einverstanden, wich Zwingli doch in der Lehre vom Abendmahle von ihm ab, und beide Reformatoren konnten sich darüber leider nicht einigen. So trennten sich ihre Anhänger in Lutheraner und in Reformierte, die Partei Zwinglis. Die reformierte Lehre verbreitete sich rasch über einen großen Teil der Schweiz. Da aber ein andrer Teil katholisch blieb, so entstand heftige Erbitterung und Feindschaft, die endlich zum Kriege führte. Zwingli selbst zog als Feldprediger mit in die Schlacht. Wehmütig sah ihn seine treue Gattin scheiden. „Werden wir uns wiedersehen?" rief sie zuletzt. „So der Herr will," sprach Zwingli gefaßt, „sein Wille geschehe!" „Und was bringst du zurück, wenn du kommst?" fragte sie weiter. „Segen nach dunkler Nacht," war seine Antwort. Damit riß er sich von den Seinen los; und er kam nicht wieder. In der Schlacht bei Kappel (1531) siegten die Katholiken. Zwinglis Pferd wurde getötet, er selbst sank verwundet zu Boden. Da stieß ihm ein Kriegsknecht das Schwert in die Brust. Er verschied mit den Worten: „Lasset sie den Leib töten, können sie doch die Seele nicht töten." Seine Leiche ward auf dem Schlachtfelde verbrannt, und die Asche in alle Winde ausgestreut. Aber sein Werk blühte fort, denn Gott hatte noch andere Männer erweckt, die in seine Fußstapfen traten.

2. **Johann Calvin in Genf.** Unter diesen Männern hat sich vor allen hervorgetan Johann Calvin. Er war in Frankreich geboren. Als er dort die reformierte Lehre verkündete, mußte er das Land verlassen und begab sich nach der Schweiz. Hier wurde die Stadt Genf der Schauplatz seiner Wirksamkeit. Er verlieh der reformierten Kirche festen Halt und treffliche Einrichtungen und machte Genf zu ihrem Mittelpunkte. Seine Lehre verbreitete sich in das benachbarte Frankreich, dann in die Niederlande, nach Schottland und in mehrere deutsche Länder. Dabei war dieser unermüdlich tätige Mann dem Leibe nach schwach und hinfällig sein Lebenlang. Als er schon völlig abgezehrt auf dem Sterbebette lag, war sein Geist noch mit der Sorge für die Kirche beschäftigt. Er starb 1564, 55 Jahre alt.

36. Kaiser Karl V.

1. **Karls Reich; Kriege mit Frankreich.** Kaiser Karl V., der Gegner Luthers und der Reformation, war der mächtigste

Herrscher seiner Zeit. Außer dem Deutschen Reiche besaß er Spanien, einen großen Teil von Italien und die unermeßlichen Länder in Amerika, die Kolumbus und die andern spanischen Seehelden entdeckt hatten. Man konnte von seinem Reiche sagen, daß in ihm die Sonne nicht untergehe. Aber bei all dieser Macht war er, wie wir gesehen haben, viele Jahre lang außer stande, die Ausbreitung der evangelischen Lehre in Deutschland zu verhindern. Denn es erhoben sich zwei Feinde gegen ihn, die ihm viel zu schaffen machten: der König Franz I. von Frankreich und der türkische Sultan. Namentlich mit jenem hatte Karl mehrere schwere Kriege in Italien und Frankreich zu führen.

2. **Der schmalkaldische Krieg** (1546—1547). Als es endlich zum Frieden mit den auswärtigen Feinden gekommen war, kehrte der Kaiser, nicht lange nach Luthers Tode, seine Waffen gegen die Protestanten. Man nennt diesen Krieg den schmalkaldischen, weil die protestantischen Fürsten in der hessischen Stadt Schmalkalden einen Bund zu ihrer Verteidigung geschlossen hatten. An ihrer Spitze standen der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen. Aber sie hielten nicht einträchtig zusammen und trennten ihre Streitkräfte. Da rückte der Kaiser plötzlich gegen den Kurfürsten heran, besiegte ihn in der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe und nahm ihn gefangen. Darauf zog Karl als Sieger nach der kurfürstlichen Hauptstadt Wittenberg. Man zeigte ihm Luthers Grab in der Schloßkirche. Einer der kaiserlichen Feldherren riet: „Man lasse den Ketzer ausgraben und verbrennen!" Aber der Kaiser antwortete: „Er bleibe in Ruhe! Ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Toten." Des gefangenen Kurfürsten Land samt der Kurwürde verlieh er dem Herzog Moritz von Sachsen, der sich ihm angeschlossen hatte, obgleich er selber Protestant und naher Verwandter des Kurfürsten war. Nun konnte sich der Landgraf von Hessen allein nicht mehr halten. Er ging zum Kaiser, unterwarf sich und bat um Gnade. Aber der Kaiser ließ auch ihn gefangen nehmen.

3. **Herzog Alba und Katharina von Schwarzburg.** Im schmalkaldischen Kriege führte der spanische Herzog Alba die kaiserlichen Truppen. Das war der grausamste Feldherr seiner Zeit; alles zitterte vor ihm, und niemand wagte, seinen

Befehlen Widerstand zu leisten. Nur einmal hat er nachgeben müssen, und sogar einer Frau, der heldenmütigen Gräfin Katharina von Schwarzburg. Diese hatte vom Kaiser einen Schutzbrief für ihr Land erhalten, so daß Albas Scharen dort nicht plündern durften. Eines Tages saß der Herzog mit seinen Offizieren im gräflichen Schloß zu Rudolstadt an der Frühstücktafel. Katharina war zugegen und bewirtete ihre Gäste. Da wurde ihr gemeldet, daß die Soldaten den Bauern das Vieh wegtrieben. Katharina berief sich auf ihren Schutzbrief, aber Alba lachte und meinte, solche Dinge ließen sich im Kriege nicht vermeiden. „Das wollen wir doch sehen!" rief die Gräfin entrüstet. „Entweder erhalten meine armen Untertanen ihr Vieh wieder, oder bei Gott: Fürstenblut für Ochsenblut!" Sie verließ den Saal, der sich bald darauf mit bewaffneten Dienern füllte. Alba wurde bleich. Die Offiziere aber lobten die Frau und tapfere Landesmutter, und der Herzog mußte wohl oder übel ihren Bauern das geraubte Vieh zurückgeben.

4. **Herzog Moritz von Sachsen; der Augsburger Religionsfriede** (1555). Karl hatte über die Protestanten vollständig gesiegt. Mit einem Male entstand dem Kaiser ein Feind, den er nimmer erwartet hatte. Der Herzog Moritz zürnte dem Kaiser, daß er seinen Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen, in strenger Haft hielt. Der Kaiser aber weilte ahnungslos ohne Streitkräfte in Tirol. Da rückte plötzlich Moritz mit Heeresmacht gegen ihn, und wenig fehlte, daß er ihn gefangen hätte. Der gichtkranke Kaiser mußte sich fliehend in einer Sänfte durch die schneebedeckten Tiroler Gebirge forttragen lassen. Jetzt gab er alle Hoffnung auf, die Protestanten zu bewältigen. Er ließ die gefangnen Fürsten frei und schloß den Augsburger Religionsfrieden (1555), worin den Protestanten gestattet wurde, fortan im Deutschen Reiche ihre Religion frei auszuüben.

5. **Karls V. Tod.** Dieser Ausgang des Kampfes mußte den alten Kaiser tief niederdrücken. Alle seine Pläne sah er vereitelt und erkannte, wie trügerisch irdische Macht und Größe ist. Darum beschloß er, die Regierung niederzulegen. Er übergab die meisten seiner Länder (Spanien, die Niederlande und die Besitzungen in Italien und Amerika) seinem Sohne Philipp, die deutsche Kaiserwürde seinem Bruder Ferdinand (1556). Dann zog er sich in ein spanisches Kloster zurück und verbrachte

seine Tage mit Gebet, Gartenbau, Drechslerarbeiten und Uhrmachen. Viel beschäftigte er sich mit dem Gedanken an den Tod. Einst kam ihm der sonderbare Einfall, noch bei Lebzeiten sein Leichenbegängnis zu feiern. Er legte sich in einen offenen Sarg, ließ sich von den Mönchen in die mit Trauerflor behängte Kirche tragen, Grablieder singen und Seelenmessen halten. Rings umher brannten Wachskerzen, und eine ergreifende Trauermusik hallte durch das weite Gewölbe. Das alles erschütterte ihn so tief, daß er schon wenige Tage darauf wirklich starb, zwei Jahre nachdem er die Krone niedergelegt hatte.

37. Der Dreißigjährige Krieg. Tilly und Wallenstein.

1. **Aufstand in Böhmen** (1618). In Böhmen, dem Vaterlande des Johann Huß (s. Nr. 27, 2), hatte die Reformation weite Verbreitung gefunden. Den Protestanten war sogar vom Kaiser Rudolf II. in einem Majestätsbriefe freie Religionsübung zugesichert worden. Trotzdem wurden sie von den kaiserlichen Statthaltern häufig bedrückt. Als ihnen auf obrigkeitlichen Befehl eine neuerbaute Kirche niedergerissen, eine andere geschlossen wurde, kam es zum Aufstande. Die Protestanten zogen vor das Schloß zu Prag, drangen hinein und forderten von den kaiserlichen Räten Rechenschaft. Als ihnen diese verweigert wurde, warfen sie zwei der Räte, die als Hauptfeinde des evangelischen Glaubens bekannt waren, zum Fenster hinaus. Die beiden fielen in den Burggraben, kamen aber mit dem Leben davon. Die Empörung verbreitete sich rasch über das ganze Land. Die Böhmen wollten den eifrig katholischen Kaiser Ferdinand II., der lieber „eine Wüste als ein Land voll Ketzer" haben wollte, nicht als ihren Landesherrn anerkennen; ein evangelischer Fürst sollte ihre Krone tragen. Sie wählten den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum Könige. Der ließ sich durch den Glanz der Königswürde blenden, zog nach Prag und setzte sich die gefährliche Krone aufs Haupt. Hierdurch entstand ein furchtbarer Krieg, der dreißig Jahre währen sollte (1618—1648).

2. **Böhmens Unterwerfung.** Bald rückte unter dem katholischen Herzog Maximilian von Bayern ein Heer in Böhmen ein, besiegte den König Friedrich in der Schlacht am weißen Berge bei Prag und jagte ihn aus dem Lande. Nur

einen Winter hatte sein Königtum gedauert, und daher nannte man ihn den „Winterkönig". Nun erging ein strenges Gericht über die Protestanten. Der Majestätsbrief wurde vernichtet, ihre vornehmsten Anführer wurden hingerichtet oder vertrieben, die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes wurde verboten und die katholische Religion mit Gewalt wieder eingeführt. Daher verließen viele protestantische Familien das Land. Doch Ferdinand war mit dessen Wiedereroberung nicht zufrieden: der Kurfürst von der Pfalz, der es gewagt hatte, die böhmische Krone anzunehmen, sollte gänzlich vernichtet werden. Der Kaiser erklärte ihn in die Reichsacht und verlieh die pfälzische Kurwürde dem Herzog von Bayern. Einige protestantische Fürsten nahmen sich Friedrichs an, so vor allen der tapfere Ernst von Mansfeld und der stürmische Christian von Braunschweig, der den Handschuh der unglücklichen Winterkönigin als Feldzeichen an seinem Hute trug und sich selbst stolz nannte „Gottes Freund und der Pfaffen Feind". Aber ihre Heere wurden von Maximilians Feldherrn Tilly geschlagen.

3. **Wallenstein.** Schon drohte dieser gefürchtete Kriegsmann die Protestanten in Norddeutschland anzugreifen. Die rüsteten zur Gegenwehr, und der König von Dänemark trat an die Spitze ihres Heeres. Nun loderte die Kriegsflamme wieder mächtig empor. Für den Kaiser rückte ein neues Heer aus unter dem Befehle des Generals Wallenstein. Dieser Feldherr, dessen Name bald weit berühmt werden sollte, war von Geburt ein böhmischer Edelmann. Von Jugend auf hielt er sich zu hohen Dingen bestimmt. Dies meinte er in den Sternen gelesen zu haben; denn es herrschte damals der Aberglaube, man könne aus der Stellung der Gestirne die künftigen Schicksale der Menschen erkennen. Als er in das kaiserliche Heer eingetreten war, schwang er sich durch Klugheit und Tapferkeit rasch empor. Der große Reichtum, den er durch Erbschaft und Heirat gewonnen hatte, erwarb ihm Ansehen. Freigebig belohnte er die unter seinem Befehle stehenden Soldaten. Einmal stellte er dem Kaiser ein Regiment auf eigene Kosten. Zum Lohne dafür erhielt er die Herrschaft Friedland in Böhmen und wurde später sogar Herzog von Friedland. Jetzt trat er vor den Kaiser mit dem Anerbieten, ihm ein ganzes Heer zu werben und zu unterhalten, wenn man ihm den unbeschränkten Oberbefehl

darüber geben wolle. „Wie kann ein einzelner," fragte man erstaunt, „und wäre er auch noch so reich, ein Heer von 20000 Mann im Felde erhalten?" „Das kann ich auch nicht," versetzte Wallenstein; „50 000 Mann muß ich haben; die sind imstande, sich selbst durch Brandschatzung zu erhalten." Sein Vorschlag wurde angenommen. In kurzer Zeit hatte „der Friedländer" ein stattliches Heer zusammen. Von allen Seiten strömten beutelustige Leute unter seine Fahnen. Bald zog er den Feinden entgegen, und je weiter er vorrückte, desto zahlreicher wurde seine Kriegsschar. Der Dänenkönig, schon von Tilly geschlagen, floh erschreckt auf seine Inseln. Unter entsetzlichen Verheerungen drang Wallenstein bis an die Küsten der Ostsee vor. Nur die Stadt Stralsund wagte es, dem Gewaltigen zu trotzen. Heldenmütig verteidigten die braven Bürger ihre Mauern monatelang gegen alle Angriffe. „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, es müßte herunter!" prahlte Wallenstein. Aber die Stadt hielt sich, und er mußte die Belagerung endlich aufheben.

4. Niederlage der Protestanten; Wallensteins Entlassung. Des Kaisers Übermacht war so groß geworden, daß er glaubte, zu entschiednen Maßregeln gegen die Protestanten greifen zu dürfen. Er befahl ihnen, alle Kirchengüter herauszugeben, die seit 70 Jahren in ihren Besitz gekommen waren. Katholischen Fürsten wurde gestattet, ihre evangelischen Untertanen zum katholischen Glauben zurückzuzwingen. Ferdinand wollte nicht eher ruhen, als bis er jede Spur der evangelischen Lehre in Deutschland ausgerottet haben würde. Seine Heere standen bereit, alle seine Befehle rücksichtslos durchzuführen. Nun glaubte er, ohne Wallenstein fertig werden zu können. Denn dieser war überall verhaßt, selbst die Katholiken erhoben laute Klagen über ihn und über die Gewalttaten seiner Scharen. „Raub und Mord," hieß es, „Mißhandlung der Greise, Weiber und Kinder herrscht überall; die Offiziere füllen ihre Beutel mit dem Schweiß und Blut der armen Leute, und mancher, der früher keinen Gulden hatte, besitzt jetzt hunderttausende." Selbst des Kaisers Verbündete, die katholischen Fürsten, baten, den Urheber solchen Elends zu entfernen. Da entschloß sich Ferdinand, den Feldherrn des Oberbefehls zu entsetzen. Und

Wallenstein fügte sich ruhig darein, überzeugt, daß man ihn bald wieder rufen werde.

38. Gustav Adolf.

1. **Gustav Adolf als Feldherr.** Als die Protestanten aufs härteste bedrängt waren, kam ihnen unvermutete Hilfe. Der Schwedenkönig Gustav Adolf landete (1630) mit 15 000 Mann in Pommern, um seinen Glaubensgenossen beizustehn und vielleicht auch, um über das zerrüttete Deutschland seine Macht auszubreiten. Aber wie klein war das schwedische Heer gegenüber der Kriegsmacht des deutschen Kaisers! „Wir haben halt a Feindle mehr," sagte dieser spöttisch, und die Wiener nannten Gustav den Schneekönig, der bald schmelzen werde, wenn er weiter nach Süden hinabkomme. Der kriegskundige Tilly aber meinte: „Der König von Schweden ist ein Feind von großer Klugheit und Tapferkeit und weiß den Krieg zu führen. Sein Heer ist ein Ganzes, das er wie sein Roß mit dem Zügel regiert." Tilly hatte recht: Gustav war ein ausgezeichneter Feldherr und Kriegsheld. In seinem Heere herrschte treffliche Mannszucht, und seine Soldaten waren von dem festen Vertrauen erfüllt, daß sie unter der geschickten Führung ihres tapfern Königs siegen müßten.

2. **Die Zerstörung Magdeburgs** (1631). Als Gustav den deutschen Boden betrat, wichen die Kaiserlichen zurück. Aber die protestantischen Fürsten waren so mißtrauisch gegen den ausländischen König, daß sie lange zögerten, sich ihm anzuschließen. Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen verweigerten ihm den Durchzug durch ihr Land. So konnte Gustav dem hartbedrängten protestantischen Magdeburg keine Hilfe mehr bringen. Die Stadt wurde von Tilly erobert. Ihr Schicksal war furchtbar. Als die wilden Kriegsscharen im Sturme eindrangen, erfolgte ein Blutbad, wie es noch keine deutsche Stadt in ihren Mauern gesehen hatte. Kein Alter, kein Geschlecht fand Schonung. Was der Wut des Schwertes entging, raffte das Feuer dahin. Denn inmitten des Mordgewühls wirbelten allerorten Flammen empor und verwandelten die ganze Stadt in ein qualmendes Feuermeer. In kaum zehn Stunden war das reiche, mächtige Magdeburg ein Aschenhaufen. Nur der schöne Dom, eine andre Kirche und einige Fischerhütten standen noch. Von 30 000 Einwohnern retteten kaum 1500 das Leben.

3. **Gustav Adolfs Sieg bei Leipzig.** Gustav Adolfs Herz blutete, als er Magdeburgs Unglück erfuhr; den Kurfürsten von Sachsen aber, dessen unentschlossenes Zaudern die Rettung der Stadt verhindert hatte, erfaßte Verzweiflung, als jetzt Tilly in sein Land einbrach. Nun bat er Gustav um Hilfe. In kurzem stand der Schwedenkönig mit seinem Heere dem nie besiegten kaiserlichen Feldherrn gegenüber. Bei Leipzig kam es zur Schlacht. Magdeburgs Zerstörung wurde hier blutig gerächt; denn die Schweden erfochten einen vollständigen Sieg. Kaum entrann der greise Tilly dem Tode. Ein schwedischer Rittmeister setzte dem Fliehenden nach, schlug ihn mit umgekehrter Pistole auf den Kopf und hätte ihn getötet, wenn dem alten Feldherrn nicht ein Reiter zu Hilfe gekommen wäre, der den Verfolger erschoß. Gustav Adolf kniete auf dem Schlachtfelde nieder und dankte Gott für den herrlichen Sieg.

4. **Gustav Adolfs Siegeszug durch Deutschland.** Die Folgen dieses Sieges waren gewaltig. Alle Vorteile, die der Kaiser in den langen Kriegsjahren errungen hatte, waren verloren. Ganz Deutschland stand dem Schwedenkönige offen. Im Triumphe zog er durch die Lande bis zum Rhein; überall begrüßte das protestantische Volk den Retter seines Glaubens, den milden leutseligen Helden mit begeistertem Jubel. Als er sich dann gegen Bayern wandte, stellte sich ihm am Lech Tilly zum letztenmal mit einem Heere entgegen. Aber der „alte Korporal", wie Gustav Adolf ihn nannte, ward besiegt, verwundet und starb. Die katholischen Bayern zitterten vor des Königs Ankunft; sie hatten seinen Zorn durch grausame Mißhandlung einzelner Schweden gereizt. Aber gnädig empfing er die Abgesandten, die ihm die Schlüssel der Stadt München überreichten. „Mit Recht," sagte er, „hätte ich an eurer Stadt das Unglück Magdeburgs vergelten können; allein fürchtet nichts, geht in Frieden und seid eurer Güter und eurer Religion wegen ohne Sorge!" Beinahe ganz Bayern war in seinen Händen; Österreich war bedroht und nirgends ein Heer, das dem siegreichen Helden hätte entgegentreten können.

39. Gustav Adolf und Wallenstein.

1. **Wallensteins Wiedereinsetzung.** Der Kaiser befand sich in großer Not. Nur ein Mann schien Rettung bringen zu

können: Wallenstein; aber der war von ihm abgesetzt und schwer beleidigt worden. Zurückgezogen lebte er auf seinen Gütern in Böhmen prächtiger als ein König. Die unermeßlichen Schätze, die er auf seinen Plünderungszügen erbeutet hatte, ermöglichten ihm allen Prunk. Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern bedienten ihn, in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet. Eine Leibwache von fünfzig Mann, mit Hellebarden bewaffnet, stand in seinem Schloßhofe. Hunderte der prächtigsten Pferde füllten seinen Marstall, und wenn er reiste, so wurden ihm Gerät und Gefolge auf hundert vier- und sechsspännigen Wagen nachgefahren. In seinem Palaste zu Prag folgte ein glanzvolles Fest auf das andere. Er selber jedoch blieb bei aller Fröhlichkeit seiner Gäste stets ernst und finster. Niemals sah man den hagern Mann mit den kleinen funkelnden Augen lachen; niemals hörte man von seinen Lippen zutrauliche Worte. Seine gewöhnliche Tracht war ein Reitkoller von Elenshaut und ein scharlachroter Mantel, ein Hut mit roter Feder und große Stulpstiefel. So erschien er in seinem Äußern noch immer als Feldherr. Und abermals als Feldherr aufzutreten, das war sein brennendes Verlangen. Mit innerlicher Schadenfreude sah er die Not, in die der Kaiser geraten war. Jetzt mußte dieser zu ihm kommen und ihn um Hilfe anflehen; denn nur er konnte helfen. Der Kaiser wandte sich in der Tat wieder an Wallenstein und bat ihn dringend, ihm ein Heer zu schaffen und den Feind zu vertreiben. Scheinbar widerwillig, nach langem Zögern gab der stolze Friedländer diesen Bitten nach. Er warb ein Heer, das ihm allein angehören sollte, bei dem der Kaiser nichts zu sagen hatte, ja nicht einmal erscheinen durfte.

2. **Feldzug in Franken und Sachsen** (1632). Nun hatte Gustav Adolf wieder einen gefährlichen Gegner zu bekämpfen. Bei Nürnberg trafen beide Heere zusammen und standen monatelang verschanzt sich gegenüber. Wallenstein wagte keine Schlacht; Gustav Adolf suchte vergebens Wallensteins festes Lager zu erstürmen. Dieser wandte sich gegen Sachsen; der Schwedenkönig eilte ihm nach. Auf seinem Zuge durch Sachsen empfing ihn das Volk wie seinen rettenden Engel. Von allen Seiten drängte es sich jubelnd an ihn heran, fiel vor ihm auf die Kniee und suchte die Scheide seines Schwertes, den Saum seines Kleides zu küssen. „Ach," sagte der König traurig, „ich fürchte, daß mich Gott

wegen der Torheit dieser Leute strafen werde. Ist es nicht, als ob sie mich zu ihrem Abgotte machten? Wie leicht könnte der Gott, der die Stolzen demütigt, sie und mich empfinden lassen, daß ich nichts bin, als ein schwacher sterblicher Mensch!"

3. **Die Schlacht bei Lützen.** Bei dem Städtchen Lützen, nicht weit von Leipzig, erreichte der König Wallensteins Heer. An einem kalten Herbstmorgen, am 16. November 1632, während dichter Nebel die Gegend bedeckte, bereiteten sich die Schweden zur Schlacht. Der König sinkt betend auf die Kniee, mit ihm sein ganzes Heer. Begleitet von Pauken- und Trompetenschall, erbraust der Gesang: „Ein feste Burg ist unser Gott." Gegen Mittag bricht die Sonne durch die Nebelhülle. Da schwingt sich der König auf sein Streitroß und ruft: „Nun wollen wir dran! Das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, hilf mir heut streiten zu deines Namens Ehre!" Mit dem Feldgeschrei: „Gott mit uns!" stürmen die Schweden gegen die Wallensteinischen an. Es entsteht ein verzweifelter Kampf, hin und her schwankt der Sieg. Endlich dringt der schwedische rechte Flügel, von Gustav Adolf geführt, siegreich durch und jagt die Feinde fliehend vor sich her. Da erfährt der König, sein linker Flügel wanke. Schnell eilt er dorthin; nur wenige können ihm folgen. Sein Ungestüm bringt ihn zu nahe an den Feind: er erhält einen Schuß in den linken Arm, gleich darauf einen zweiten durch den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott! mein Gott!" sinkt er vom Pferde. Des Königs Tod erfüllt die Schweden mit glühendem Rachedurst. Grimmig stürzen sie sich auf die Feinde und werfen alles vor sich nieder. Nichts hilft es den Kaiserlichen, daß der kühne Reitergeneral Pappenheim ihnen frische Truppen zuführt. Er selber fällt, und nun ist der Sieg errungen. Mit dem Rufe: „Der Pappenheimer ist tot, die Schweden kommen über uns!" ergreifen die Kaiserlichen die Flucht. Aber der Verlust ihres Heldenkönigs nahm den Schweden die Siegesfreude. Erst am andern Tage fanden sie seinen Leichnam, der Kleider beraubt, bedeckt mit Blut und vielen Wunden. Er wurde zuerst nach Weißenfels, von dort nach Schweden gebracht und zu Stockholm bestattet. Die Stätte, wo er auf dem Schlachtfelde lag, bezeichnete man durch einen großen Stein, den „Schwedenstein". Jetzt steht daneben ein neues Denkmal, umschattet von hohen Pappeln. Das würdigste Denkmal aber hat das evangelische Volk

dem Retter seines Glaubens in der segensreichen Gustav-Adolf-Stiftung errichtet.

4. **Wallensteins Ermordung** (1634). Nach Gustav Adolfs Tode übernahm der schwedische Kanzler Oxenstjerna die Leitung des Krieges. Allein den gefallnen König konnte er nicht ersetzen. Die deutschen Fürsten waren zu stolz, seinen Anordnungen willig zu folgen. Auch unter den schwedischen Heerführern herrschte nicht die rechte Einigkeit. Aber Wallenstein zog von dem Zwiespalte seiner Feinde keinen Nutzen. Er lagerte mit seinem Heere müßig in Böhmen und schien auf Verrat gegen den Kaiser zu sinnen, um die böhmische Königskrone für sich zu gewinnen. Daher setzte ihn der Kaiser ab und erklärte ihn in die Acht. Einige Offiziere erhielten den Auftrag, ihren Feldherrn tot oder lebendig auszuliefern. In der böhmischen Stadt Eger drangen sie des Nachts in sein Schlafgemach ein und riefen ihm zu: „Bist du der Schelm, der dem Kaiser die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!" Unter den Stichen ihrer Partisanen brach Wallenstein lautlos zusammen. Das war das Ende des Mannes, der ganz Deutschland mit Blut und Schrecken erfüllt hatte.

40. Der Westfälische Friede.

1. **Die Kriegsnot auf dem Gipfel.** Der fürchterliche Krieg schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Immer höher stieg das Elend, das er über Deutschland verbreitete. Brandschatzende und plündernde Heere durchzogen es von einem Ende zum andern und verwüsteten Freundes- und Feindesland. Die Schweden verloren seit Gustav Adolfs Tode allmählich die alte Mannszucht und wurden durch Sengen und Brennen, Morden und Rauben dem unglücklichen Volke so schrecklich, wie die Kaiserlichen. Auch die Franzosen mischten sich in den Krieg, um Stücke deutschen Bodens an sich zu reißen. So nahm die allgemeine Verwirrung immer mehr zu. Blutige Schlachten wurden geliefert; doch gewann keine der kämpfenden Parteien dauernd die Oberhand.

2. **Der Friedensschluß** (1648). Erst als alle aufs tiefste erschöpft waren, kam nach langen Unterhandlungen der Friede zustande. Er wurde in den westfälischen Städten Münster und Osnabrück abgeschlossen; daher heißt er der Westfälische Friede. Durch ihn kamen zwei der schönsten deutschen Länder

in fremde Hände: die Franzosen erhielten das Elsaß mit Ausnahme der Stadt Straßburg, die Schweden den größten Teil von Pommern und die Insel Rügen. In Sachen der Religion wurde bestimmt, daß die Protestanten, Lutheraner und Reformierte in Deutschland die gleichen Rechte haben sollten, wie die Katholiken. Die Reichsfürsten erhielten die Landeshoheit und das Recht, Bündnisse zu schließen.

3. **Die Folgen des Krieges.** So endete der schreckenvollste aller Kriege, die jemals in Deutschland gewütet haben. Unser Vaterland war durch ihn aufs äußerste verwüstet und zerrüttet worden. Weit über die Hälfte seiner Bevölkerung war durch das Schwert, durch Brand, Hunger, Seuchen und Elend aller Art umgekommen. Tausende von Städten und Dörfern lagen in Trümmern; von manchen wußte man kaum noch die Stätte zu finden. Blühende Landschaften waren zu Einöden geworden, Felder und Wiesen in Wald und Wüstenei verwandelt. Allenthalben stockten Handel und Gewerbe. Der Schulunterricht hatte beinahe ganz aufgehört, die Verwilderung der Menschen war entsetzlich. Nirgends herrschte Sicherheit, überall wimmelte es von Räubern und Diebsgesellen, denn die gesetzliche Ordnung fehlte überall. Ein gemeinsames Deutschland gab es nicht mehr. Jeder Fürst sorgte für sich und seinen kleinen Staat. Eine engherzige Kleinstaaterei trat an die Stelle der geschlossenen kaiserlichen Macht. Ein andrer Staat als Österreich mußte die Führung übernehmen, sollte sich Deutschland wieder zu neuer Macht erheben. Diese Aufgabe fiel dem mächtig aufblühenden brandenburg-preußischen Staate zu.

41. Brandenburg-Preußen seit der Reformation.

1. **Joachim I. und Joachim II.** Zur Zeit der Reformation regierte über Brandenburg der fünfte der hohenzollernschen Kurfürsten, Joachim I. Während seiner Regierung erwachte von neuem die Raublust des Adels. Da er diesem Unwesen streng entgegentrat, drohten ihm die Raubritter: „Jochimke, Jochimke, hüte dy; fange wy dy, so hange wy dy.“ Er aber ließ sich nicht einschüchtern, auch als sie wirklich seinem Leben nachstellten, sondern ließ die Landschädiger aufgreifen und



R. Voigtländer's Verlag in Leipzig.



Druck von Rudolf Loës in Leipzig.

hängen. Alle Einsprache gegen dieses Verfahren lehnte er ab. „Ich habe," sagte er, „kein adliges Blut vergossen, sondern nur Schelme, Räuber und Mörder hinrichten lassen. Wären dies redliche Edelleute gewesen, so würden sie keine Verbrechen begangen haben." Mit großem Eifer sorgte der kräftige Fürst für die Wohlfahrt und Bildung seines Volkes; der Lehre Luthers war er dagegen entschieden abgeneigt. Ja es kam zwischen ihm und seiner Gemahlin Elisabeth, die eine Anhängerin Luthers war, sogar zu schwerem Zerwürfnis. Joachim war erbittert, daß Elisabeth das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen und sich dadurch von der katholischen Kirche losgesagt hatte. Er wollte sie zum Widerruf zwingen. Da floh Elisabeth aus dem Lande und wandte sich nach Sachsen, wo sie an Luther einen Berater fand. Nach Joachims Tode wurde sie aber von ihren Söhnen mit allen Ehren wieder ins Land zurückgeführt. Ihr Sohn Joachim II. führte (1539) die Reformation in seinem Lande ein.

2. **Vereinigung Brandenburgs und Preußens.** Kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege bekam Brandenburg einen bedeutenden Zuwachs. Der Kurfürst Johann Sigismund erwarb durch Erbschaft das Herzogtum Kleve am Niederrhein nebst Mark und Ravensberg in Westfalen, sowie im Osten das Herzogtum Preußen. Auch in dem Ordenslande Preußen (s. Nr. 28, 6) hatte (schon 1525) die Reformation Eingang gefunden; der Hochmeister des Ordens Albrecht von Brandenburg war zur evangelischen Kirche übergetreten und hatte sich zum erblichen Herzog von Preußen erklärt. Ihm folgte sein Sohn Albrecht Friedrich in der Herzogwürde, und als dieser ohne männliche Nachkommen starb, fiel das Herzogtum an dessen Schwiegersohn Johann Sigismund von Brandenburg. So wurde das Herzogtum Preußen mit dem Kurfürstentum Brandenburg vereinigt (1618).

3. **Brandenburg im Dreißigjährigen Kriege.** Auf Johann Sigismund folgte sein Sohn Georg Wilhelm als Kurfürst von Brandenburg. Dieser Herrscher war den schweren Aufgaben einer Kriegszeit nicht gewachsen. Daher geriet das Land durch den Dreißigjährigen Krieg, der während seiner Regierung wütete, in die tiefste Zerrüttung. Unsägliches Elend, Verheerung

und Zerstörung herrschten überall; in der Hauptstadt Berlin wohnten zuletzt nur noch 3000 Bürger, die nicht viel mehr als das nackte Leben hatten. Zum Glück folgte dem schwachen Vater ein ausgezeichneter Sohn.

42. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

(1640—1688. — S. Tafel VIII.)

1. **Des Großen Kurfürsten Jugend.** Georg Wilhelms Sohn Friedrich Wilhelm war unter den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges aufgewachsen. Oft mußte der junge Prinz vor den plündernden Kriegshorden fliehen und an festen Orten, z. B. in Küstrin, Sicherheit suchen. Da kam sein Oheim, der Schwedenkönig Gustav Adolf, nach Berlin (1631), und in ihm fand der Prinz das Vorbild eines großen Herrschers, eines protestantischen Fürsten und eines gewaltigen Kriegshelden; ihm gleich zu kommen war seitdem sein eifrigstes Bestreben. Da während der unruhigen Zeit an eine regelrechte Ausbildung des Prinzen im eignen Lande nicht zu denken war, so wurde er nach Holland geschickt, wo er studierte. Am Hofe im Haag herrschte ein lockeres Leben, und man suchte auch den jungen Prinzen in diese Schwelgereien hineinzuziehen. Er aber widerstand der Versuchung und verließ sogleich den Hof mit den Worten: „Ich bin das meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig." Er begab sich ins Feldlager zu seinem Oheim von Oranien, der damals die Stadt Breda belagerte. Der nahm ihn freundlich auf und sagte: „Eure Flucht ist heldenmütiger, als wenn ich das belagerte Breda eroberte. Vetter, Ihr habt das getan, Ihr werdet mehr tun. Wer sich selbst besiegt, ist großer Taten fähig." — Der Prinz war von allem, was er in Holland sah, begeistert. Der blühende Gewerbefleiß, die Kunstleistungen, der tüchtige Sinn der Bewohner, der ausgedehnte Handel, die mächtig wachsende Schiffahrt — alles das erfüllte ihn mit Bewunderung. Was er hier in Holland gelernt hatte, das sollte später während seiner Regierungszeit für sein eigenes Land von großem Segen werden.

2. **Die Thronbesteigung.** Als Friedrich Wilhelm die Regierung antrat, war sein Land in einem kläglichen Zustande. Die dreifache Zersplitterung des Landesgebietes: die Klevischen Lande am Rhein, Brandenburg in der Mitte und Preußen im

Osten, erschwerte eine einheitliche Leitung außerordentlich. In allen drei Gebieten lagen bald die Schweden und bald die Kaiserlichen. Die brandenburgischen Truppen hatten dem Kaiser Treue schwören müssen, und die eigentliche Gewalt im Lande hatte nicht der Kurfürst, sondern sein Minister, der katholische Graf Schwarzenberg. Überall herrschte im Volke Verwirrung, Unzufriedenheit, Hoffnungslosigkeit. So fand Friedrich Wilhelm sein Land. Aber er ließ sich nicht entmutigen; er war von entschlossenem und selbständigem Wesen und wollte seinem Lande ein starker Herr sein. Sogleich entließ er Schwarzenberg, schloß mit den Schweden einen Waffenstillstand und nahm seinen Truppen selbst den Eid der Treue ab. In wenigen Jahren hatte er ein schlagfertiges Heer von mehr als 20000 Mann. Gestützt auf diese Macht, war er unabhängig und konnte bei den Friedensverhandlungen seinen Worten Nachdruck verleihen. Seinem Einfluß ist es zu verdanken, daß im Westfälischen Frieden auch den Reformierten die Rechte der Protestanten zu teil wurden. Auch gewann er durch diesen Frieden eine beträchtliche Gebietserweiterung durch Hinterpommern und durch die Bistümer Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kamin.

3. **Seine Gemahlin Luise Henriette.** Mit unermüdlichem Eifer suchte der Kurfürst die Wunden zu heilen, die der Dreißigjährige Krieg seinem Lande geschlagen hatte. Unterstützt wurde er bei dieser Friedensarbeit vor allem durch seine Gemahlin Luise Henriette von Oranien. Sie war das Muster einer treuen Gattin und einer echten Landesmutter, rastlos tätig, stets hilfbereit, freundlich und milde. Sie war eine kluge Frau, und oft hat der Kurfürst sich bei ihr Rat in schwierigen Fragen geholt. Ihrer Arbeit ist es z. B. zu verdanken, daß ein durch den Krieg verwüstetes Städtchen bei Berlin wieder emporblühte; ihr zu Ehren gab der Kurfürst dieser Stadt den Namen Oranienburg. Ihre Frömmigkeit war echt und tief; sie dichtete selbst mehrere Kirchenlieder, und eines davon: „Jesus, meine Zuversicht“, wird noch heute in evangelischen Kirchen und auf Friedhöfen gesungen.

4. **Friedrich Wilhelm wird selbständiger Herzog von Preußen.** Bald sollte der junge Fürst in seinen ersten Krieg verwickelt werden. Der Polenkönig war mit Schweden zusammengeraten, weil er, nach der Abdankung von Gustav Adolfs Tochter

Christine, Ansprüche auf die schwedische Krone zu haben glaubte. Der Schwedenkönig Karl Gustav nötigte den brandenburgischen Kurfürsten, auf seine Seite zu treten und Preußen, das unter polnischer Oberhoheit stand, als schwedisches Lehen anzunehmen. Da der Polenkönig seine Ansprüche nicht fallen ließ, so kam es zu einer dreitägigen Schlacht bei Warschau (1656), in der sich die brandenburgischen Truppen die ersten Lorbeeren erkämpften. Nach langen Verhandlungen endigte dieser polnisch-schwedische Krieg mit dem Frieden zu Oliva (1660). Friedrich Wilhelm wurde unabhängig von Polen und Schweden und selbständiger Herzog von Preußen. Zwar gab es noch schwere innere Kämpfe, ehe der Kurfürst sich bei den preußischen Städten und dem Adel Anerkennung und Gehorsam verschaffte. Aber durch Milde und Strenge unterwarf er sich die Unzufriedenen und machte aus Preußen eins der bedeutungsvollsten Gebiete seines Landes. — Weitere schwere Kämpfe hatte der Kurfürst mit dem mächtigsten Herrscher seiner Zeit zu bestehen, mit dem Franzosenkönig Ludwig XIV.

43. Die Zeit Ludwigs XIV.

1. **Französische Sitte in Deutschland.** Der Dreißigjährige Krieg hatte Deutschlands Macht vernichtet und das Reich in einen lockern Staatenbund verwandelt. Der Wohlstand des Landes war dahin, die Schulen und Kirchen waren leer, Gelehrte und Künstler gab es wenige mehr. Wer ins Ausland reiste, wo der Krieg nicht gewütet hatte, fand dort alles reicher, schöner und besser als in Deutschland. Da fing man hier an, sich seines Vaterlandes zu schämen. Was „nicht weit her" war, das galt nichts. Besonders in Frankreich, meinte man, verstehe man alles besser als in unserm armen Vaterlande. So gewann Frankreich einen unheilvollen Einfluß auf die Sitten des deutschen Volkes. Den meisten deutschen Fürsten galt der mächtige Ludwig XIV. als das erhabene Vorbild königlicher Würde; sein Hofleben mit allem Prunk und allen Genüssen erschien ihnen als die höchste fürstliche Herrlichkeit. Sie kannten kein eifrigeres Streben, als in ihren Ländern und Ländchen das Leben am französischen Hofe nachzuahmen. Wie die Fürsten, so dachten viele im deutschen Volke. Sie sprachen französisch, kleideten sich nach französischer Mode,

und meinten, seine Lebensart könne man nur in Frankreich lernen. Da war es kein Wunder, daß die schöne kräftige deutsche Sprache von einer Unzahl von Fremdwörtern verunstaltet wurde, von denen wir uns heutzutage noch nicht ganz frei gemacht haben.

2. **Lise Lotte von der Pfalz.** In dieser Zeit, wo deutsches Wesen, deutsche Sprache und deutsche Sitte mißachtet wurden, lebte am französischen Hofe eine wackere deutsche Fürstentochter von unerschütterlich deutscher Gesinnung. Das war Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Sie war die Enkelin des unglücklichen Winterkönigs Friedrich V. von der Pfalz. In ihrer Jugend war sie viel und fröhlich in der Umgebung der schönen Stadt Heidelberg umhergestreift und kannte alle Wege und Stege. „Da kommt die Lise Lotte," sagten die Leute, die sie alle gern hatten. Denn lustig sprach sie mit jedermann, und die steifen Hofdamen waren oft ganz entsetzt, wenn sie mit derben Redensarten herausfuhr, die sie von geringen Leuten gehört hatte. Lise Lotte wäre am allerliebsten in Heidelberg geblieben. Aber ihr Vater hielt es seinem Lande für nützlich, daß sie den Bruder des mächtigen Königs Ludwig heiratete, den Prinzen von Orleans. Die arme Prinzessin mußte gehorchen und kam nun an den glänzenden Hof in Versailles. Aber sie ließ sich nicht betören und blieb eine deutsche Frau, die ihre alte Heimat lieb behielt. Da spotteten wohl die französischen Höflinge über die Pfälzerin, die gar nicht so fein tat, wie die andern Damen am Hofe, und die ihre Meinung derb heraus sagte. Aber sie meinte: „Ich halte es für ein großes Lob, wenn man sagt, daß ich ein deutsches Herz habe und mein Vaterland liebe; dies Lob werde ich, so Gott will, suchen bis an mein Ende zu behalten."

3. **Die Verwüstung der Pfalz.** Der größte Schmerz der edeln Elisabeth Charlotte war, daß sie umsonst ihr Lebensglück dem vermeintlichen Besten ihres Landes geopfert hatte, ja daß grade ihre Heirat der Anlaß zu dessen Unglück wurde. Als sie sich mit dem Prinzen von Orleans vermählte, hatte sie ausdrücklich auf alle Ansprüche an das pfälzische Land verzichtet. Als dessen Herrscherhaus aber ausstarb, verlangte Ludwig XIV. einen Teil der Rheinpfalz als ihr Erbteil für Frankreich und besetzte das Land mit einem Heere. Dagegen wehrte sich der deutsche Kaiser im Bunde mit Spanien, Holland und England. Gegen so viel

Feinde konnten die Franzosen die Pfalz nicht behaupten, und da ließen sie das schöne Land verwüsten. Mordend und brennend durchzog das französische Heer unter Führung der Generale Turenne und Melac die Pfalz (1688). Die Stadt Heidelberg mit ihrem herrlichen Schlosse wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt; dasselbe Schicksal hatten Mannheim, Speyer und Worms. Die entsetzlichsten Greuel wurden von den zuchtlosen Mordbrennern verübt. Selbst die Ruhestätten der Toten waren vor ihnen nicht sicher; die Gräber der alten deutschen Kaiser im Dome zu Speyer wurden erbrochen, die silbernen Särge geraubt, die Gebeine unter Hohnlachen umhergeworfen. Elisabeth Charlotte weinte blutige Tränen über diese furchtbare Grausamkeit gegen ihr Heimatland. Noch jetzt erinnern dort die Trümmer zahlloser Burgen und stolzer Schlösser an die Zerstörungsgreuel der Franzosen.

4. **Straßburg wird französisch.** Dieser Raubkrieg um die Pfalz war nur einer der vielen Kriege Ludwigs, mit denen fast seine ganze Regierungszeit erfüllt war. Nachdem der Friede geschlossen war, setzte er die Beraubung Deutschlands fort. Eine Menge Orte auf der linken Rheinseite wurden vom Deutschen Reiche losgerissen und mit Frankreich vereinigt. So geriet die freie Reichsstadt Straßburg in die Gewalt der Franzosen und ging auf lange Zeit für Deutschland verloren (1681). Und doch hatte einst Kaiser Karl V. von dieser wichtigen Festung gesagt: „Wenn der Türke vor Wien und der Franzose vor Straßburg steht, werde ich zuerst dem bedrohten Straßburg zu Hilfe eilen.“ Aber der schwache Kaiser Leopold war nicht fähig, der Habsucht Ludwigs zu wehren.

5. **Die Türken vor Wien** (1683). In den Kriegen Ludwigs mit dem Deutschen Reiche kam es den Franzosen zu statten, daß der Kaiser in seinen Erblanden von den Türken arg bedroht wurde. Die Türken standen damals auf der Höhe ihrer Macht; die ganze Balkanhalbinsel hatten sie erobert. Begeistert für ihren Glauben, suchten sie die Fahne des Propheten noch weiter nach Norden zu tragen, zunächst in die österreichischen Länder. Einmal kamen sie sogar mit einem gewaltigen Heere vor die Hauptstadt Wien. Der Kaiser entfloh; aber in dem General Rüdiger von Starhemberg hatte die belagerte Stadt einen Kommandanten, wie er nicht klüger und heldenmütiger sein

konnte. Er bewaffnete die Bürgerschaft und begeisterte sie zu standhaftem Ausharren. Überall war er selbst: bei den Ausfällen, welche die Belagerten machten; an den Breschen, welche die Türken sprengten; auf dem Turme des Stefandomes, um die Fortschritte der Feinde zu beobachten. Acht Wochen dauerte schon die Belagerung; die Kraft der Verteidiger ging zu Ende; in wenigen Tagen hätten sie erliegen müssen. Da erschien ein Entsatzheer unter dem Polenkönige Johann Sobiesky und schlug die Türken in die Flucht. Sie setzten den Krieg zwar fort, wurden aber noch mehrmals besiegt, und das christliche Europa war von der Türkengefahr erlöst.

44. Des Großen Kurfürsten weitere Regierung.

1. **Die Schlacht bei Fehrbellin.** An dem ersten (in Holland und am Rhein geführten) Kriege des Deutschen Reiches gegen Ludwig XIV. (1672—1678) nahm auch das Kurfürstentum Brandenburg teil. Um sich dieses Gegners zu entledigen, bewog Ludwig die Schweden, in Pommern und die Mark einzufallen. Sie plünderten und brannten in dem unglücklichen Lande. Da rotteten sich hie und da die Bauern zusammen und fielen mit Heugabeln und Sensen über schwedische Abteilungen her. Auf ihren Fahnen stand die Inschrift: „Wir sind Bauern von geringem Gut — Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut." Der Kurfürst mußte mit seinem Heere vom Rhein nach Brandenburg zurückeilen. Das Herz blutete ihm, als er die niedergebrannten Dörfer, die verwüsteten Fluren sah. In Eilmärschen ging er auf die Schweden los, so daß der größte Teil seines Fußvolkes zurückblieb. Trotzdem griff er mit Hilfe seines Feldmarschalls Derfflinger den gefürchteten Feind bei dem Städtchen Fehrbellin an (28. Juni 1675). Der Kurfürst selber kämpfte mit Heldenkühnheit. Eine Schwadron hatte ihren Hauptmann verloren; da stellte er sich an ihre Spitze und rief: „Mut, Kinder! Ich, euer Fürst, bin jetzt euer Hauptmann und will siegen oder ritterlich mit euch sterben." Und er gewann den glorreichsten Sieg. Die Schweden wurden gänzlich geworfen und flohen eiligst zum Lande hinaus. Mit Erstaunen erkannte alle Welt die Kraft, die in dem brandenburgischen Heere und seinem tapfern Führer lebte. — Der Kurfürst erntete leider nicht die gehofften Früchte

dieses siegreichen Feldzuges. Von dem Kaiser und den übrigen Bundesgenossen im Stich gelassen, sah er sich genötigt, mit Frankreich einen Frieden zu schließen, worin er fast ganz Pommern wieder an Schweden abtrat. Als er die Urkunde unterzeichnete, rief er zornig aus: „Möge dereinst aus meinen Gebeinen ein Rächer entstehen."

2. **Der Große Kurfürst als Landesvater.** Ein Held im Kriege, war Friedrich Wilhelm, der „Große Kurfürst", zugleich der beste Landesvater. Auf alle Weise suchte er seinem durch die Kriege erschöpften Lande emporzuhelfen. Er unterstützte die armen Bauern, wo er nur konnte. In die entvölkerten und verödeten Gegenden ließ er Ansiedler aus Holland und der Schweiz kommen, die den sandigen Boden Brandenburgs in Ackerfeld und Gärten verwandelten. Er legte Straßen und Kanäle an (z. B. den Friedrich Wilhelms-Kanal zwischen Oder und Spree), führte die Post ein und stiftete sogar eine Gesellschaft für den Seehandel nach Afrika. Im Kriege mit Schweden hatte er einige Schiffe erbeutet. Aus diesen und anderen schuf er eine kleine Kriegsflotte. An ihre Spitze stellte er einen holländischen Seemann, unter dessen Führung sie bald eine Fahrt nach der Goldküste in Afrika unternahm. Hier ließ der Große Kurfürst das Fort Groß-Friedrichsburg anlegen, das sich vierzig Jahre behauptet hat, aber schließlich von den Holländern besetzt wurde. — Ein besondres Verdienst erwarb sich der Kurfürst durch die Aufnahme von 20000 jener französischen Protestanten, die Ludwig XIV. zur Flucht aus ihrem Vaterlande genötigt hatte. Ausgezeichnet durch ernste Frömmigkeit, regsamen Fleiß und mancherlei Kunstfertigkeit, sind diese neuen Einwanderer dem Lande von großem Nutzen gewesen. — Durch solch treue ausgezeichnete Regierung hat der Große Kurfürst die Grundlage zu Preußens Großmacht gelegt. „Mein Ziel war darauf gerichtet," sprach er kurz vor seinem Ende zu seinem Sohne, „mein kurfürstliches Haus in Ruf, Flor und Ansehen zu bringen. Ich zweifle nicht, mein Sohn, du werdest in den Grundsätzen, wodurch ich den Staat glücklich beherrschte, mein Nachfolger sein: vor allen Dingen Gott vor Augen haben, deine Untertanen herzlich lieben, treue Räte hören und das Heft der Waffen nicht aus den Händen lassen, denn dadurch muß nächst göttlicher Hilfe die Sicherheit deiner Länder und der so sauer

erworbene Ruhm des Kurhauses Brandenburg hauptsächlich aufrecht erhalten werden. Mit allem Fleiß sei darauf bedacht, den Ruhm, welchen ich dir als ein Erbteil überlasse, zu wahren und zu mehren." Er starb, 68 Jahre alt, nach 48jähriger Regierung. Seine letzten Worte waren: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

45. Preußen ein Königreich.

1. **Der Kurfürst wird König.** Der Nachfolger des Großen Kurfürsten, Friedrich III. (1688—1713), war ein ehrgeiziger Herrscher. Er wünschte, der von seinem Vater begründeten Macht mehr Glanz zu verleihen, und zwar durch die Königswürde. Als der deutsche Kaiser mit Ludwig XIV. in einen Krieg, den spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) geriet, wollte er gern wieder die Hilfe Brandenburgs gewinnen. Daher willigte er ein, daß Friedrich III. den Königstitel annähme. So konnte sich der Kurfürst zu Königsberg in Preußen unter großen Feierlichkeiten die Königskrone aufsetzen (18. Januar 1701). Als König aber wollte er selbständig dastehen. Weil nun Brandenburg einen Teil des Deutschen Reiches bildete, so nannte er sich nicht König von Brandenburg, sondern Friedrich I., König in Preußen; denn über Preußen herrschte er in völliger Unabhängigkeit. So traten an die Stelle der Kurfürsten von Brandenburg die Könige von Preußen. — Freilich wurde durch die neue Würde der Staat noch nicht mächtiger; aber sie war eine Aufforderung für die Nachfolger, weiter zu streben. Friedrich rief ihnen dadurch gleichsam zu: „Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; der Grund zu eurer Größe ist gelegt, ihr müßt das Werk vollenden."

2. **König Friedrich I.** Zu jener Zeit hatte die neue königliche Haupt- und Residenzstadt Berlin noch ein gar ärmliches Aussehen. In den Straßen liefen die Schweine umher. Die Häuser waren mit Stroh oder Schindeln gedeckt, die Schornsteine bestanden aus Lehm. Gassenmeister gingen umher und warfen den Unrat in die Häuser, wo vor der Tür nicht gefegt war. Reihum mußten die Bürger abends Laternen aushängen; erst allmählich kamen Straßenlaternen an hölzernen Pfählen auf. Da suchte der König Berlin durch Bauten zu verschönern. Der große Baumeister Schlüter schuf das schöne Königsschloß, das

Zeughaus (jetzt Ruhmeshalle), und das berühmte Reiterstandbild des Großen Kurfürsten. Dann gründete der König eine Akademie der Wissenschaften in Berlin und die Universität in Halle. Unter den Hallischen Universitätslehrern befand sich auch der fromme August Hermann Francke, der das große gesegnete Waisenhaus gestiftet hat. — Freilich hatte Friedrichs Regierung auch ihre Schattenseiten. Wie die meisten Fürsten seiner Zeit, liebte der König allzusehr die Pracht. An seinem Hofe ging es ungemein glänzend zu; eine prunkvolle Festlichkeit reihte sich an die andere. Das verursachte schwere Abgaben und drückte den Wohlstand des Landes.

3. **Die Königin Sophie Charlotte.** Friedrichs Gemahlin, die erste preußische Königin Sophie Charlotte (von Hannover), war eine ausgezeichnete Frau. Wie ihr Gemahl, sorgte auch sie für die Wohlfahrt ihrer Untertanen. Einen großen Garten und ein zugehöriges Ackerfeld verteilte sie an Berliner Bürger zu Baustellen und Gärten. Darauf entstand der Stadtteil, der noch jetzt Sophienstadt heißt. Sie liebte die Künste, die Literatur und die Wissenschaften. In ihrem Schlosse zu Charlottenburg umgab sie sich mit einem Kreise bedeutender Männer, unter denen besonders der große Gelehrte Leibniz hervorragte. Ihr Enkel, der große Friedrich, sagte von ihr: „Sie brachte gesellschaftliche Feinheit, Liebe zu Künsten und Wissenschaften nach Preußen, und Geist und Würde in die von ihrem Gemahl so sehr geliebte Hofsitte."

46. Der preußische König Friedrich Wilhelm I.

1. **Friedrich Wilhelm I.** (1713—1740). Auf den ersten preußischen König Friedrich I. folgte dessen Sohn Friedrich Wilhelm I. Seine Thronbesteigung führte eine gewaltige Umwandlung am preußischen Hofe herbei. So prunkliebend der Vater gewesen war, so einfach und sparsam war der Sohn. Sofort entfernte er allen überflüssigen Aufwand und beschränkte die Hofhaltung auf das Notwendigste. Viele Hofbeamte wurden entlassen; von hundert Kammerherren behielt er nur acht. Wer bei Hofe blieb, mußte sich eine bedeutende Verringerung des Gehaltes gefallen lassen. Des Königs eigne Lebensweise war die eines schlichten Bürgers; seine Mahlzeiten bestanden aus

Hausmannskost. Für höfische Bildung und feine Lebensart, wie sie seine Eltern liebten, hatte er keinen Sinn. Derb und rauh suchte er seine Erholung in dem sogenannten Tabakskollegium, einer von ihm ausgesuchten Gesellschaft von Offizieren. Jeder der Anwesenden mußte rauchen oder doch eine Pfeife im Munde haben. Dabei wurde über Politik und Soldaten gesprochen, aber bei einem Kruge Bier auch mancher derbe Scherz gemacht. Am Hofe und im Lande verlangte der König Zucht und Sitte. Er hatte ein unerschütterliches Vertrauen zu Gott. Jeden Tag hielt er Hausandacht, jeden Sonntag ging er mit den Seinen zur Kirche und verlangte das auch von seinen Beamten und Offizieren. Ein kerndeutscher Mann war der König. Tief beklagte er, daß französische Sitte und Unsitte an so viele deutsche Höfe gedrungen war. In seinem Lande, gelobte er sich, sollten deutsche Zucht und deutsche Ehrbarkeit wieder zu Ehren kommen. Und der König besaß die Festigkeit und Rücksichtslosigkeit, um seinem Willen Geltung zu schaffen.

2. **Des Königs Landesverwaltung.** Sobald der König die Hofhaltung nach seinem Sinne umgestaltet hatte, ging er an eine durchgreifende Umgestaltung der Landesverwaltung. Er sah alles und kümmerte sich um alles. Er sorgte für die Bauern und verteidigte ihre Rechte gegen die adligen Gutsbesitzer. Er hatte ein Herz für die Handwerker und bestimmte, wie die Lehrlinge auszubilden und zu behandeln seien. Er ließ Fabriken bauen und verbot die Einfuhr fremder Waren, damit das Geld im Lande bleibe. Die Bürger Berlins trieb er an, statt der alten dürftigen Häuser bessre zu bauen. Wollte das einer nicht, so wurde der König wohl hart und schroff: „der Kerl hat Geld, muß bauen," verfügte er einmal. Selbst um ihren Haushalt kümmerte er sich. Die Frauen der Vornehmsten wie die Bürgerfrauen sollten ihren Haushalt selber besorgen und mit Töchtern und Mägden in der Küche und am Spinnrocken arbeiten. Ein ordentliches Mädchen sollte es als Ehre betrachten, ihr Leinenzeug vor der Hochzeit nach und nach selbst zu verfertigen. Daß fleißige Leute von auswärts sich in seinem Lande niederließen, begünstigte er, wie er nur konnte. Als der Bischof von Salzburg die Protestanten aus seinem Lande vertrieb, nahm er ihrer an 15000 auf und gab ihnen Äcker und Wiesen, Vieh und Ackergerät. — Vor allen Dingen aber schuf er einen treuen Beamtenstand und prägte ihm die

Tugenden der Pflichttreue, der Unbestechlichkeit und der Gerechtigkeit ein. Wehe dem, den er ungehorsam, träge oder nachlässig fand! Eines Tages traf er in Potsdam vor dem Tore eine Menge Bauern, die auf den Torschreiber warteten, der ihnen öffnen sollte. Der König ging sofort in das Haus des Torschreibers, und da er ihn noch im Bette fand, prügelte er ihn mit seinem Krückstock eigenhändig aus den Federn heraus.

3. **Das preußische Heer.** Seine Hauptsorge aber widmete der König dem Kriegsheere, dessen Zahl er fast verdreifachte. Die Soldaten hieß er seine lieben „blauen Kinder“; keine angenehmere Beschäftigung gab es für ihn, als täglich ihren Übungen beizuwohnen. Eine besondre Liebhaberei hatte er an schön gewachsenen großen Soldaten, an „langen Kerls“, wie er sie nannte. Sein Potsdamer Leibregiment bestand aus lauter Riesen, die er durch seine Werber mit schwerem Gelde und oft nicht ohne List und Gewalt aus aller Herren Ländern herbeischaffen ließ. Diese Garde, sowie das ganze Heer wurde mit der größten Sorgfalt und Strenge einexerziert, wobei ihm der Feldmarschall Fürst Leopold von Dessau, der berühmte „alte Dessauer“, vorzügliche Dienste leistete. Dadurch erhielt Preußen eine trefflich geübte, starke Armee, von der die ruhmvollsten Taten zu erwarten waren.

4. **Des Königs Bedeutung für Preußen.** So sorgte König Friedrich Wilhelm I. in treuer Pflichterfüllung für das Beste seines Landes. Er meinte: „Gott hat den König nicht eingesetzt, um seine Tage im Genuß zuzubringen, wie die meisten tun, sondern um sein Land zu regieren. Zur Arbeit sind die Regenten erkoren. Will aber der Fürst Ehre erwerben, so muß er seine Geschäfte selbst vollziehen.“ — Sein Nachfolger, an den er diese Worte richtete, erbte von ihm ein Land, das nur wenig über 2 Millionen Einwohner zählte, aber so wohl geordnet und stark war, daß es sich mit weit größern Staaten messen durfte. Indem der König seine Kriegsmacht verstärkte, einen vortrefflichen Beamtenstand schuf, den Wohlstand seines Landes hob und durch Sparsamkeit den Staatsschatz füllte, sorgte er für die Zukunft. Ohne die gewissenhafte Arbeit dieses Königs hätte schwerlich der preußische Staat einmal der erste in Deutschland werden und dessen Führung übernehmen können.

47. Friedrich der Große. Seine Jugendjahre.
(Tafel VIII.)

1. **Der Kronprinz und sein strenger Vater.** Der dritte in der Reihe der preußischen Könige ist Friedrich Wilhelms I. Sohn, Friedrich II. der Große (1740—1786). Er war geboren am 24. Januar 1712 und hatte eine schwere Jugendzeit; denn streng wie gegen seine Untertanen war Friedrich Wilhelm auch gegen den Thronfolger. Vor allem wollte er ihn zu einem tüchtigen Soldaten heranbilden; schon sehr frühe wurde der Prinz zu allen militärischen Übungen angehalten. In seinem zehnten Jahre mußte er bereits gleich einem gemeinen Soldaten, trotz Wind und Wetter, mit Tasche und Flinte auf die Schloßwache ziehen und Schildwache stehen. Den Zweck dieser Strenge vermochte der Knabe noch nicht einzusehen, und das unaufhörliche Exerzieren gewährte seinem lebhaften Geiste keine Befriedigung. Er las lieber französische Bücher, machte Gedichte und ergötzte sich mit Flötenspiel. Das war dem derben Sinne des Vaters zuwider; er fürchtete, bei solchen Neigungen werde aus seinem Sohne nimmermehr ein rechter Feldherr werden. „Fritz," sagte er verdrießlich, „ist ein Querpfeifer und Poet; er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben."

2. **Friedrichs Fluchtversuch.** Je mehr der Prinz heranwuchs, desto mehr entfremdete er sich seinem Vater, und desto härter wurde er behandelt. Endlich faßte er den pflichtwidrigen und törichten Entschluß, heimlich nach England zu entfliehen. Aber die Sache wurde verraten und Friedrich verhaftet in dem Augenblicke, wo er sein Vorhaben ausführen wollte. Als er vor den Vater geführt wurde, geriet dieser so in Zorn, daß er nach dem Degen griff, um den „feigen Ausreißer", wie er den Prinzen nannte, zu durchbohren. Aber ein alter General sprang dazwischen, hielt des Königs Arm zurück und rief: „Töten Sie mich, Majestät, aber schonen Sie Ihres Sohnes!" Der Kronprinz wurde auf die Festung Küstrin ins Gefängnis gebracht, und ein Kriegsgericht sollte ihn auf des Königs Befehl zum Tode verurteilen. Das geschah zwar nicht, aber sein Freund, der Leutnant Katte, der ihm bei dem Fluchtversuche behilflich gewesen war, wurde an seinem Kerkerfenster vorüber zum Blutgerüste geführt.

3. **Friedrich in Küstrin.** Dies alles machte auf Friedrichs

Gemüt einen tiefen Eindruck. Er las mit einem frommen Prediger, der ihn in seinem Kerker besuchte, eifrig in der Bibel und äußerte ernste Reue über sein Unrecht. Den Vater bat er in einem Briefe demütig um Verzeihung und versprach, ihm künftig in allen Stücken ein gehorsamer Sohn zu sein. Darauf wurde er der strengen Haft entlassen, mußte aber noch längere Zeit in Küstrin bleiben und bei der Regierung arbeiten. Das tat er mit großem Fleiße und lernte so die Geschäfte der Staatsverwaltung gründlich kennen. Als sogar sich der Prinz auf den Wunsch des Vaters, wider seine eigene Neigung, mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig vermählt hatte, war der Vater vollständig versöhnt; er setzte ihn als Oberst an die Spitze eines Regiments und kaufte ihm das Lustschloß Rheinsberg bei Ruppin.

4. **Friedrich in Rheinsberg.** Auf diesem freundlichen Schlosse verlebte der Prinz eine glückliche Zeit. Hier konnte er sich nach Herzenslust mit den Wissenschaften beschäftigen; hier las er mit Bewunderung die Taten der Helden aller Zeiten; hier versammelte er die geistvollsten Männer um sich, in deren Umgange er Belehrung und Erholung fand. Mit den berühmtesten Gelehrten trat er in Briefwechsel. Besonders war er den gewandten französischen Schriftstellern zugetan, deren Witz und anmutige Sprache ihn mehr anzog, als die damals noch weniger ausgebildete deutsche Sprache. Und doch war Friedrich ein echt deutscher Held, der nach langer Schmach den deutschen Namen wieder zu Ehren bringen sollte. Den Vater stellte er dadurch zufrieden, daß er seine Soldatenpflichten aufs beste erfüllte und ihm bei jeder Gelegenheit seine kindliche Liebe zu erkennen gab. Mit Freuden entdeckte der König immer mehr die hohen Fähigkeiten seines Sohnes und den militärischen Geist, der in ihm wohnte. „O, mein Gott," rief er vor seinem Ende aus, „ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse."

48. Die schlesischen Kriege. Friedrichs Staatsverwaltung.

1. **Der erste schlesische Krieg** (1740—1742). Im Jahre 1740 bestieg Friedrich II., 28 Jahre alt, den Thron. Der Gedanke, seinem Staate Ansehen zu verschaffen, Preußen in die Reihe der Großmächte Europas einzuführen, erfüllte seine Seele.

Preußen besaß alte Ansprüche auf einige schlesische Fürstentümer, die das mächtige Österreich an sich gerissen hatte. Diese Ansprüche machte Friedrich bald nach seinem Regierungsantritte geltend. Er verlangte von der österreichischen Kaiserin Maria Theresia jene Teile Schlesiens und erbot sich dafür, sie im Kampfe mit ihren Feinden zu unterstützen. Da aber seine Forderung abgewiesen wurde, so kam es zum ersten schlesischen Kriege. Mitten im Winter rückte Friedrich mit einem Heere in Schlesien ein und nahm in einigen Wochen das ganze Land in Besitz. Dann gewann er gegen die heranziehenden Österreicher die erste größere Schlacht bei Mollwitz. Da bewährte sich zum erstenmal das neugeschulte preußische Kriegsheer. In vier Gliedern feuerte das Fußvolk, die ersten beiden knieten. Da ward die österreichische Schlachtreihe zerrissen. Dann gingen die Preußen in festen Schritten zum Sturm vor, und die Österreicher flohen. Friedrich nahm Schlesien in Besitz und richtete preußische Verwaltung ein. Später drang er in Böhmen ein, siegte zum zweitenmal und nötigte dadurch Österreich, ihm im Frieden von Breslau Schlesien abzutreten.

2. **Der zweite schlesische Krieg** (1744—1745). Aber Friedrich merkte bald, daß Maria Theresia ihm Schlesien nicht lassen wollte. Da er sah, daß die Kaiserin gegen ihre andern Feinde siegreich war, so begann er den zweiten schlesischen Krieg. In diesem stieg des Königs Ruhm noch höher, besonders durch die Schlacht bei Hohenfriedberg (in Schlesien), wo er in einigen Stunden 7000 Gefangene machte und 66 Kanonen nebst vielen Fahnen erbeutete. Entscheidend wurde der Sieg bei Kesselsdorf (unweit Dresden), wo die Preußen unter dem alten Dessauer steile, mit Schnee und schlüpfrigem Eise bedeckte Anhöhen erstiegen und den wohlverschanzten Feind mit gefälltem Bajonett in die Flucht trieben. Friedrich stieg vom Pferde, entblößte sein Haupt und umarmte den greisen Helden, der das preußische Heer so vorzüglich geschult und nun, am Ende seines Lebens, es noch einmal zum schönsten Siege geführt hatte. Überall geschlagen, mußte Österreich von neuem Frieden machen, und Friedrich behielt Schlesien.

3. **Friedrich als Regent.** In den Friedensjahren, die jetzt folgten, widmete sich der König mit dem größten Fleiße den Regierungsgeschäften. Nie hat ein Fürst tätiger für seines

Volkes Glück gesorgt, als er. „Ich bin," sagte er, „des Staates erster Diener. Mein Stand verlangt Arbeit und Tätigkeit; mein Geist und mein Leib beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nötig, wohl aber, daß ich tätig bin." Alles ordnete er selber an, sorgfältig und pünktlich. Schon um vier Uhr morgens stand er auf und ging an den Arbeitstisch. Auf die eingelaufnen Schreiben und Bittschriften erfolgte rasch der Bescheid; oft schrieb ihn der König mit eigner Hand in kurzen treffenden Worten an den Rand. Keinem seiner Untertanen verweigerte er das Gehör. „Die armen Leute," sagte er, „wissen, daß ich Landesvater bin; ich muß sie hören, denn dazu bin ich da." Sein Lieblingsaufenthalt war das Schloß Sanssouci bei Potsdam. Dort widmete er die Stunden, die ihm die Staatsgeschäfte frei ließen, der Musik und wissenschaftlicher Beschäftigung. Auch als Schriftsteller erwarb er sich Ruhm. Während der Mahlzeit unterhielt er sich mit den gebildetsten seiner Offiziere und mit berühmten Gelehrten, aus denen er seine Tischgesellschaft wählte. Da war er in witzigen sinnreichen Reden unerschöpflich. Jedes Jahr bereiste er die Provinzen, um die Truppen zu mustern und zugleich nach allem in der bürgerlichen Verwaltung zu sehen. Hohe und niedere Beamte mußten da Rechenschaft über ihre Tätigkeit geben. Damit auch die Zeit, die der König auf der Landstraße zubrachte, nicht unbenutzt bliebe, mußten die Landräte und Amtleute neben seinem Wagen herreiten und ihm von dem Zustande der Kreise und Ortschaften berichten. Auch Kaufleute und Geschäftsmänner sah er gern, um sich bei ihnen nach den Gewerbeverhältnissen und nach dem Gange des Handels zu erkundigen. Mit Bauern und geringen Leuten redete er freundlich und treuherzig, und alle Stände hatten sich der Hilfe und unermüdlichen Fürsorge ihres Königs zu erfreuen.

49. Der Siebenjährige Krieg.

1. **Ursachen und Anfang des Krieges** (1756). Das friedliche Walten des Königs sollte bald durch einen gewaltigen Kriegssturm unterbrochen werden, der von allen Seiten gegen ihn heraufzog. Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen. Daß das kleine Preußen es dem mächtigen Österreich abgerungen hatte, war ihr unerträglich. Sie suchte daher nach einer Gelegenheit, das Verlorene wieder zu gewinnen.

Dabei kam ihr zu statten, daß Preußens rasches Emporsteigen auch bei andern Staaten Neid und Eifersucht erregt hatte. So verbanden sich in der Stille Österreich, Rußland, Frankreich, Sachsen und Schweden, um den König von Preußen wieder zum Range eines Kurfürsten von Brandenburg hinabzudrücken. Aber Friedrich erhielt von dem geheimen Bündnis Kunde und kam seinen Feinden zuvor. Unvermutet drang er in Sachsen ein und brachte das Land in seine Gewalt. Die heranrückenden Österreicher wurden geschlagen und das sächsische Heer gefangen genommen. Das war der Anfang des großen Siebenjährigen Krieges (1756—1763).

2. **Schlacht bei Prag** (1757). Friedrichs plötzlicher Angriff brachte alle seine Feinde in Bewegung. Außer den Österreichern rückten nun auch Franzosen, Russen und Schweden gegen ihn ins Feld, selbst das Deutsche Reich, das Friedrichs Einfall in Sachsen für einen unrechtmäßigen Friedensbruch erklärte, sandte ein Heer aus, um den Preußenkönig zu demütigen. So stand gegen ihn eine Macht von mehr als einer halben Million Krieger, denen er mit aller Mühe kaum 200 000 Mann entgegenstellen konnte. Dennoch verzagte er nicht, wandte sich zuerst gegen die Österreicher und rückte in Böhmen ein. Bei Prag kam es zur Schlacht. Es war ein heißer Kampf. Schon beginnt die Schlachtordnung der Preußen zu wanken. Da ergreift der alte Feldmarschall Schwerin die Fahne, und mit dem Rufe: „Mir nach, Kinder!" trägt er sie den donnernden Feuerschlünden entgegen. Alsbald sinkt er danieder, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt. Sein Heldentod entflammt die Preußen zu höchster Tapferkeit; unaufhaltsam bringen sie vorwärts. Zuletzt durchbricht Friedrich selbst die Mitte der feindlichen Schlachtreihe, und der Sieg ist nun gewonnen. Freilich war es ein teurer Sieg: 13 000 Preußen lagen tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde.

3. **Schlacht bei Kollin** (1757). Schon wenige Wochen später stand Friedrich einem zweiten österreichischen Heere bei dem böhmischen Städtchen Kollin gegenüber. Mutig griff er die doppelt so zahlreichen Feinde an. Er selbst führte mit dem Degen in der Hand eine Kompagnie gegen eine österreichische Batterie. Die Leute flohen, als sie in den Bereich der feindlichen Kugeln kamen; Friedrich aber achtete nicht darauf und ritt immer

weiter, bis einer seiner Adjutanten ihm zurief: „Wollen denn Ew. Majestät die Batterie allein erobern?“ Jetzt erst erkannte Friedrich seine mißliche Lage, hielt sein Pferd an, betrachtete die Batterie durch ein Fernglas und kehrte dann langsam zu den Seinigen zurück. Das Glück war ihm an diesem Tage entgegen: der königliche Held wurde zum erstenmal geschlagen. Friedrich war sehr niedergedrückt, aber seine Offiziere und Mannschaften zeigten sich voll Mut und Vertrauen. Wie die Truppen abmarschierten, saß der König traurig auf einem Brunnenrohr; als er aber ihre Begeisterung sah, rief er: „Kinder, ihr habt heute einen schweren Tag gehabt, aber ich will alles wieder gut machen.“ Friedrichs Gegner jubelten; die völlige Demütigung des Preußenkönigs schien nahe, denn viele Niederlagen konnte seine kleine Macht nicht ertragen. Schon drangen die Russen plündernd und raubend in Ostpreußen ein, die Schweden schickten sich an, Pommern zu erobern, und die Franzosen samt der deutschen Reichsarmee rückten gegen Sachsen vor, um die Preußen daraus zu vertreiben. In dieser gefahrvollen Lage zeigte sich Friedrichs Feldherrngröße im vollsten Glanze.

4. **Die Reichsarmee.** Während das preußische Heer von dem König Friedrich Wilhelm I. und von Friedrich dem Großen in strenger Mannszucht gehalten und im Waffendienste geübt worden war, war das Heerwesen der meisten deutschen Kleinstaaten in einen traurigen Zustand geraten. Die meisten hatten kein stehendes Heer. Ward es einmal nötig, so warben sie schnell Leute an, zum Teil verlaufnes Volk, bekleideten und bewaffneten sie, ohne sich darum zu kümmern, ob die neuen Soldaten in den Waffen geübt seien und ob die Waffen etwas taugten. Sollte das Deutsche Reich Krieg führen, so mußten ihm die einzelnen Staaten je nach ihrer Größe Truppen stellen. In einem Regiment waren oft Soldaten aus verschiednen Gebieten, mit verschiedner Uniform und verschiednen Waffen. Die Offiziere kannten ihre Leute nicht, und diese hatten kein Vertrauen zu den Offizieren. Diese buntscheckige Reichsarmee war Feind und Freund ein Spott. Nun sollte sie gegen den großen Preußenkönig zu Felde ziehen, und zwar im Verein mit dem Erbfeinde des Deutschen Reiches, den Franzosen.

5. **Die Schlacht bei Roßbach** (1757). Dieses vereinigte Heer traf mit dem preußischen bei dem Dorfe Roßbach (bei

Merseburg) zusammen. Die Franzosen spotteten, als sie den kleinen preußischen Heerhaufen erblickten, dem sie an Zahl dreimal überlegen waren. Ihre einzige Furcht war, der König könnte ihnen entrinnen; denn der französische Marschall wollte ihn einschließen, mit dem ganzen Heere gefangen nehmen, und so dem Kriege mit einem Male ein Ende machen. Schon begannen die Feinde das preußische Lager zu umzingeln, während Friedrich mit seinen Generalen ganz ruhig bei der Mittagtafel saß. „Der steckt in der Falle," frohlockten sie laut. Da, zwei Uhr nachmittags, gibt plötzlich der König den Befehl zum Aufbruch. Und augenblicklich bringt der kühne Reitergeneral Seydlitz mit Macht in die Scharen der Feinde ein und wirft alles vor sich über den Haufen. Zu gleicher Zeit rückt Friedrich mit dem Fußvolk im Sturmschritt vor, und ehe zwei Stunden vergangen sind, ist das ganze feindliche Heer in wilder Flucht. Entsetzliche Angst ergreift die Fliehenden; unaufhaltsam eilen sie von dannen und wagen nicht eher Halt zu machen, als bis sie am Rheine sind. Ganz Deutschland aber freute sich des herrlichen Sieges und jubelte über die lustige Franzosenjagd; denn überall, auch in den ihm feindlichen Staaten, hatte der große König begeisterte Bewundrer, die sich über die Niederlage der jämmerlichen „Reißausarmee" und der verhaßten Franzosen von Herzen freuten. Da entstand der Spottvers:

Und wenn der große Friedrich kommt und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen.

6. **Der Sieg bei Leuthen** (1757). Hierauf eilte Friedrich nach Schlesien und stieß bei Leuthen mit 30 000 Mann auf 80 000 Österreicher. Die verachteten die kleine Preußenschar und riefen höhnisch: „Seht da die Potsdamer Wachtparade!" Aber Friedrich sprach zu seinen Tapferen: „Frisch dran, Kinder! Wir müssen den Feind schlagen, oder wir sehen uns nie wieder!" Und in drei Stunden war einer der glorreichsten Siege errungen, von denen die Weltgeschichte erzählt. Das österreichische Heer wurde völlig zersprengt, fast alle seine Kanonen wurden erbeutet und über 21 000 Mann gefangen. Da erfüllte Dank gegen Gott die Brust der siegreichen preußischen Krieger, und als der Abend kam, sang das ganze Heer inmitten des Schlachtfeldes:

Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut hier und an allen Enden.

Nach der Schlacht verfolgten die Preußen das fliehende Heer der Österreicher. Der König selbst ritt abends nach dem Schlosse Lissa. Wider Erwarten fand er es von österreichischen Offizieren besetzt. Diese kamen mit Lichtern heraus, als sie das Pferdegetrappel hörten. Friedrich ließ sich nicht einschüchtern, sondern trat mitten unter die feindlichen Offiziere und sagte grüßend: „Guten Abend, meine Herren! kann man hier auch noch unterkommen!" Die Österreicher waren so bestürzt, daß sie ihm hineinleuchteten, und im Saale unterhielt sich der König so lange mit ihnen, bis eine Abteilung preußischer Husaren erschien und die Feinde gefangen nahm.

7. **Zorndorf und Hochkirch** (1758). Unterdessen waren die Russen immer tiefer in des Königs Lande eingedrungen. Raub und Brand, Verheerung und Zerstörung bezeichneten ihren Weg. Friedrich entbrannte vor Begierde, solche Greuel zu rächen. Bei Zorndorf unweit Küstrin griff er die Feinde an. Der Schreckensruf: „Die Preußen geben den Russen keinen Pardon," bonnerte den Russen entgegen. „Und wir den Preußen nicht," hallte es in den russischen Reihen wieder. Vom Morgen bis zum späten Abend währte der Kampf. Endlich, beim Dunkel der Nacht, war der Sieg der Preußen entschieden. — Bald darauf stand Friedrich wieder den Österreichern gegenüber, bei dem Dorfe Hochkirch (in Sachsen). Er hatte eine so geringschätzige Meinung von den Feinden, daß er ihnen den Mut zu einem Angriffe gar nicht zutraute und ganz in ihrer Nähe ein offnes Lager bezog. „Wenn uns die Österreicher hier ruhig lassen," sagte ein General dem Könige frei heraus, „so verdienen sie gehängt zu werden." Friedrich antwortete lächelnd: „Sie fürchten sich vor uns noch mehr, als vor dem Galgen." Doch diesmal hatte er sich geirrt. In der Stille der Nacht schlichen die Österreicher heran und überfielen die Preußen. Der König mußte sich zurückziehen. Aber der Unfall raubte ihm den Mut nicht. Als die Artilleristen ohne Geschütz an ihm vorüberzogen, rief er scherzend: „Leute, wo habt ihr denn eure Kanonen gelassen?" „Der Teufel hat sie in der Nacht geholt," war die Antwort. „Nun, so wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen," erwiderte er. „Nicht wahr, Grenadiere?" „Ja," sagten diese, „und sie sollen noch Zinsen dazu geben."

8. **Die Schlacht bei Kunersdorf** (1759). Doch die nächste

große Schlacht fiel unglücklich für Friedrich aus. Sie fand statt bei Kunersdorf, nicht weit von Frankfurt an der Oder, gegen Russen und Österreicher. Anfangs kämpften die Preußen siegreich; schon war ein Teil des feindlichen Heeres geschlagen. Allein Friedrich will die Arbeit nicht halb getan haben und führt seine schon ermatteten Krieger auch gegen die Truppen der Feinde, die am Kampfe noch gar nicht teilgenommen haben. Da wendet sich das Glück des Tages; die Preußen werden überwältigt und fliehen. Umsonst sucht der König die Seinen zum Stehen zu bringen und stürzt sich in den stärksten Kugelregen. Zwei Pferde fallen ihm unter dem Leibe, eine Kugel schlägt ihm in die Westentasche, prallt aber an seiner goldnen Tabakdose ab. „Kann denn keine verwünschte Kugel mein Herz erreichen?" ruft er voll Verzweiflung aus, als er alles verloren sieht. Fast mit Gewalt muß man ihn aus dem Kampfe reißen. Die Niederlage war furchtbar; von seinem ganzen Heere blieben dem Könige nur wenige tausend Mann. Aber auch die Sieger hatten so bedeutende Verluste, daß der russische General sagte: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht nach Rußland bringen müssen." Nach diesem Unglück wurde Preußen nur dadurch gerettet, daß die Feinde nicht verstanden, ihren Sieg zu benutzen.

9. **Friedrichs letzte Siege; der Friede.** Friedrich erhob sich bald wieder von seinem Unglück. So sehr sein Land von der unerhörten Kriegslast erschöpft, so gewaltig seine Armee durch die unaufhörlichen Schlachten zusammengeschmolzen war: der Heldenkönig behauptete sich nicht allein mit Ehren gegen die Feinde, er führte auch seine Tapfern bald wieder zu neuen Siegen. Bei Liegnitz vergalt er den Österreichern den Überfall bei Hochkirch, indem er sie frühmorgens überraschte und völlig aufs Haupt schlug (1760). In demselben Jahre gewann ihm die Tapferkeit seines alten Generals Zieten einen großen Sieg bei Torgau. Da jubelte das Heer und rief: „Unser großer König Fritz soll leben! Aber Vater Zieten, unser Husarenkönig, auch!" — Freilich hatte Friedrich auch noch einzelne Unfälle zu bestehen. Selbst bis in seine Hauptstadt Berlin drangen einmal Russen und Österreicher vor und hausten dort einige Tage. Sobald aber der Ruf erscholl: „Der König kommt!"

eilten die Feinde von dannen. So groß war der Schrecken vor Friedrich selbst noch dann, als ihm fast alle Mittel ausgegangen waren, den Krieg gegen die Übermacht fortzusetzen. Sein ausdauernder Mut, seines Heeres Begeisterung, seines Volkes hingebende Treue hielten ihn auch in der bedrängtesten Lage aufrecht. Da zogen sich zuerst die Russen und Schweden vom Kampfe zurück. Auch Frankreich fühlte sich matt und machte Frieden. Was hätte aber Maria Theresia allein Friedrich gegenüber vermocht? Sie erkannte, daß der preußische Adler nicht zu bezwingen, daß Schlesien ihm nicht wieder zu entreißen war. Da schloß auch sie auf dem Jagdschlosse Hubertusburg in Sachsen Frieden mit Preußen, und hiermit war der gewaltige Siebenjährige Krieg zu Ende (1763).

50. Friedrich als Fürst und Mensch.

1. **Friedrichs landesväterliches Walten.** Friedrichs erste Sorge nach erkämpftem Frieden war darauf gerichtet, die Wunden zu heilen, die der Krieg seinem Lande geschlagen hatte. Das Getreide, das er für den nächsten Feldzug hatte aufkaufen lassen, verteilte er als Saatkorn unter die verarmten Landleute; die Pferde, die für das Geschütz und Gepäck bestimmt waren, gab er für den Ackerbau her. Aus seinen eignen Ersparnissen baute er niedergebrannte Ortschaften wieder auf und ließ notleidenden Gegenden Geldunterstützungen zufließen. Denn für sich selbst brauchte der König sehr wenig; seine Lebensweise und seine Kleidung waren höchst einfach. „Ich bin arm," pflegte er zu sagen, „aber der Staat ist reich; mein Schatz gehört nicht mir, sondern dem Staate." So half er mit freigebiger Hand und unermüdlicher Fürsorge dem gesunknen Wohlstande seines Landes wieder auf. Durch fortgesetzte Herbeiziehung von Ansiedlern, die ganze Strecken wüstliegenden Bodens urbar machten, durch Unterstützung der Gewerbtätigkeit und des Handels, durch Förderung der Rechtspflege und der Schulen erhob er sein Land bald zu einer staunenswerten Blüte. — Dem Bauernstande suchte der König auch sonst zu helfen. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben und in das mildere Verhältnis der Gutsuntertänigkeit umgewandelt. Der Frondienst wurde beschränkt und die körperliche Mißhandlung der Bauern strenge verboten. — Auch war der König bemüht, die vollste Religionsfreiheit und

Gleichberechtigung der verschiedenen Bekenntnisse durchzuführen. „Es muß," so schrieb er, „unter den katholischen und evangelischen Untertanen nicht der allermindeste Unterschied gemacht werden, sondern selbige müssen ohne Rücksicht auf die Religion auf gleichem unparteiischen Fuße behandelt werden."

2. **Schlesien und Westpreußen.** Seine ganz besondere Fürsorge wandte Friedrich der Große der mit so großen Mühen und Opfern erworbenen Provinz Schlesien zu. Bald waren die Schlesier froh, Preußen geworden zu sein. Ebenso erfreute sich später die neu gewonnene Provinz Westpreußen seiner landesväterlichen Pflege. Dieses Land war schon früher einmal durch den deutschen Ritterorden für deutsche Sitte und Bildung gewonnen worden (Nr. 24, 6), war aber wieder für Deutschland verloren gegangen und hatte drei Jahrhunderte unter polnischer Herrschaft gestanden. Durch die sogenannte erste Teilung Polens (1772) erwarb Friedrich der Große dieses wichtige Gebiet. Er nannte sich nun nicht mehr König in Preußen, sondern König von Preußen. In jämmerlichen Zustand war Westpreußen unter der Polenherrschaft geraten. Friedrich sandte sofort eine Menge seiner besten Beamten in die neue Provinz; Gerichte, Schulen, Postanstalten wurden errichtet, Straßen gebaut, die Weichsel mit Oder und Elbe durch einen Kanal verbunden, und fleißige Ansiedler ins Land gerufen. — Aber alle Teile des Königreichs erfreuten sich ähnlicher Fürsorge. So ließ Friedrich zwei öde Sumpfgegenden, den Oder- und den Warthebruch, mit Dämmen umziehen, die das Wasser ablenkten und 350000 Morgen Sumpf zum fruchtbarsten Ackerland umwandelten. Als der König das fertige Werk besichtigte, sagte er: „Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert."

3. **Der alte Fritz.** Bis an sein Ende erfüllte Friedrich mit der größten Sorgfalt und Treue alle Pflichten des königlichen Berufes. Auch als schon hohes Alter seinen Körper beugte, ließ er in seiner Tätigkeit nicht nach. Wie einen Vater verehrten und liebten seine Untertanen den „alten Fritz". Wenn er unter sie trat in seiner blauen Uniform, den dreieckigen Hut auf dem Kopfe, die Hand auf einen Krückstock gestützt, so war das ein festliches Ereignis für alle. Stets lief eine jubelnde Volksmenge neben seinem Schimmel her, so oft er in die Stadt geritten kam. Und wie das preußische Volk auf seinen großen König stolz war,

so verehrte, so bewunderte ihn ganz Europa. Als er endlich, 74 Jahre alt, nach 46jähriger Regierung, am 17. August 1786 in Sanssouci starb, wirkte die Nachricht von den Palästen bis in die Hütten erschütternd; jedermann fühlte, daß der größte Herrscher des Jahrhunderts aus der Welt geschieden war. In den Herzen der Preußen aber ist das Bild des „einzigen Friedrich" lebendig geblieben bis auf den heutigen Tag.

51. Kaiser Joseph II. von Österreich.

1. **Josephs Menschenfreundlichkeit.** Die Kaiserin Maria Theresia von Österreich war bereits sechs Jahre vor Friedrichs des Großen Tode gestorben. Sie war eine Fürstin von Einsicht und großer Herzensgüte; 40 Jahre hatte sie auf dem Throne gesessen und mit landesmütterlicher Sorge für die Wohlfahrt ihrer Untertanen gewirkt. Ihr Sohn, der Kaiser Joseph II., folgte ihr als Beherrscher der österreichischen Staaten. Er war ein Bewundrer Friedrichs des Großen und strebte nach dem Ruhme, für Österreich das zu werden, was Friedrich für Preußen war. Ein Kriegsheld, wie dieser, ist er freilich nicht geworden; aber an menschenfreundlicher Gesinnung, an Eifer für seines Volkes Glück ist ihm selten ein Fürst gleichgekommen. Die Standesunterschiede achtete er sehr gering und suchte sie auszugleichen und aufzuheben. Mit besondrer Liebe nahm er sich des Bauernstandes an, den er von dem harten Drucke der Leibeigenschaft befreite. Zum Beweise, wie hoch er die Beschäftigung des Landmannes schätzte, trat er einst auf einer Reise zu einem Bauern, der auf dem Felde pflügte, ergriff den Pflug und ackerte selbst eine Strecke Landes. Auch der Geringste im Volke durfte frei zum Kaiser kommen und mit ihm reden. Den bisher nur den Vornehmen zugänglichen Augarten in Wien öffnete er allem Volke zur Belustigung und setzte über den Eingang die Worte: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer." Als sich einige feine Herren bei dem Kaiser beschwerten, daß sie nun kein Plätzchen mehr hätten, wo sie sich ungestört unter ihresgleichen vergnügen könnten, erwiderte Joseph: „Wenn ich nur unter meinesgleichen sein wollte, so müßte ich in die Kaisergruft der Kapuzinerkirche hinuntersteigen und dort unter meinen toten Ahnen leben."

2. **Josephs Absichten und Erfolge.** Kaiser Josephs höchstes Bestreben war, alle seine Völker wahrhaft zu beglücken. Alte

Mißbräuche hob er auf; manche Last, die das Volk bedrückte, schaffte er ab. In allen seinen Landen wollte er gleiche Einrichtungen und Gesetze einführen und gleichsam einen ganz neuen Staat schaffen, worin Freiheit und Gerechtigkeit herrschen sollten Aber in seinem Eifer verfuhr er zu hastig. Seine Untertanen verstanden seine guten Absichten nicht; sie wollten sich von den alten Gewohnheiten nicht trennen, des Kaisers Plänen nicht fügen. So erntete Joseph Haß und Undank statt der Liebe, die er so sehr verdiente. In manchen Teilen seines Reiches kam es sogar zu offner Empörung. Gebeugt durch so traurige Erfahrungen ließ der Kaiser sein Werk unausgeführt. „Ich möchte," sagte er vor seinem Ende, „daß man auf meinen Grabstein setzte: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen."

52. Die französische Revolution. General Bonaparte.

1. **Die französische Revolution.** Nicht lange nach Friedrichs des Großen Tode brach (1789) in Frankreich eine große Revolution (oder Staatsumwälzung) aus, die auch die übrigen Länder Europas in heftige Kämpfe verwickelte. In Paris kam es zu gräßlichen Aufständen, bei denen das Volk gegen seinen König (Ludwig XVI.) die Waffen ergriff, ihn gefangen setzte und endlich wie einen Verbrecher hinrichten ließ. Dasselbe schreckliche Los wurde der Königin Marie Antoinette, einer Tochter Maria Theresias, zu teil. Der König war ein rechtschaffener Mann, der es mit seinem Lande wohl meinte, aber seine Vorfahren auf dem Throne hatten arg gesündigt, und die Liebe zu dem Königshause war in den Herzen der Franzosen längst erstorben. Sie wollten hinfort gar keinem Könige mehr untertänig sein und verwandelten den Staat in eine Republik. Allein in dem neuen Freistaate fand die rechte Freiheit keine Stätte. Vielmehr kam die Regierung eine Zeitlang in die Hände roher, blutgieriger Verbrecher, die eine grauenvolle Schreckensherrschaft ausübten. Tag für Tag wurden in Paris Menschen auf das Blutgerüst geschleppt und viele unschuldige Bürger, viele hochverdiente, ausgezeichnete Männer unter der nichtssagenden Beschuldigung, „Feinde der Freiheit" zu sein, schmählich getötet.

Wilder Aufruhr, blutiger Bürgerkrieg durchtobte das ganze Land. Schon drohte das gewaltige Revolutionsfeuer die französischen Grenzen zu überschreiten und auch die Nachbarländer in Brand zu stecken. Das erregte namentlich bei den deutschen Fürsten Besorgnis, und das schreckliche Schicksal, das über den König von Frankreich ergangen war, schien sie aufzufordern, die Königsfeinde und Königsmörder zu züchtigen.

2. **Die Revolutionskriege.** Österreich, Preußen, das übrige Deutschland, England, Holland und andre Staaten verbanden sich gegen das aufrührerische Frankreich. An allen seinen Grenzen loderte die Kriegsflamme empor. In dieser Gefahr entfalteten die Franzosen eine staunenswerte Tapferkeit. Von wildem Freiheitstaumel hingerissen, eilten zahlreiche Heeresmassen in den Kampf, fochten mit todverachtendem Mute auf den Schlachtfeldern und schützten nicht allein das eigene Land gegen die heranbringenden Feinde, sondern eroberten bald auch die benachbarten Länder Belgien, Holland und das linksrheinische Deutschland. Diese raschen Fortschritte der Franzosen wurden hauptsächlich auch dadurch ermöglicht, daß unter den Verbündeten selbst, namentlich zwischen Österreich und Preußen, Zwist entstanden war. Es kam endlich soweit, daß Preußen vom Kriege zurücktrat und für sich allein mit Frankreich Frieden schloß.

3. **Der General Bonaparte.** Um so leichter siegten nun die Franzosen über die übrigen Feinde. Die glänzendsten Siege gewannen sie in Italien unter dem jungen General Napoleon Bonaparte. Dieser war eines Advokaten Sohn aus Ajaccio auf der Insel Korsika. Erst 26 Jahre alt, stand er als Oberfeldherr an der Spitze eines Heeres und gewann Sieg auf Sieg. Dann machte er sich unter dem Namen eines Konsuls zum Oberhaupte der französischen Republik und stellte in dem zerrütteten Staate mit fester Hand die innere Ruhe wieder her. Neue Siege folgten, bis endlich die gedemütigten Feinde die Waffen niederlegten. Unser Deutschland mußte in dem Frieden zu Lunéville das ganze linke Rheinufer an Frankreich abtreten. Das war ein sehr trauriger Verlust: vier Millionen Deutsche wurden dadurch französische Untertanen.

53. Kaiser Napoleon I. und die Auflösung des Deutschen Reiches.

1. **Bonapartes Kaiserkrönung** (1804). Bonaparte war nun der Beherrscher des mächtigsten Reiches in Europa. Um den Herrschern andrer Länder gleich zu stehen, ließ er sich, nachdem er fünf Jahre die Konsulwürde bekleidet hatte, als Napoleon I. zum erblichen Kaiser der Franzosen ausrufen. Im Besitze so großer Macht wurde er immer gewalttätiger. Fürsten und Völker behandelte er mit empörender Willkür. Da schlossen England, Österreich und Rußland ein Bündnis gegen ihn. Sogleich setzte Napoleon ein starkes Heer in Bewegung, überschritt den Rhein und gelangte, rasch durch Deutschland vorwärts bringend, bis zur Kaiserstadt Wien, in die er einrückte. Dann wandte er sich gegen Norden nach Mähren, wo der Kaiser Alexander von Rußland sein Heer mit dem österreichischen unter dem Kaiser Franz vereinigt hatte. Bei Austerlitz unweit Brünn kam es am ersten Jahrestage der Kaiserkrönung Napoleons zur Dreikaiserschlacht (1805). Napoleon gewann einen vollständigen Sieg.

2. **Der Rheinbund; Auflösung des Deutschen Reiches** (1806). Dieser Sieg der Franzosen hatte für Deutschland die traurigsten Folgen. Österreich verlor mehrere seiner schönsten Länder. Einen Teil davon schenkte Napoleon an Bayern und Württemberg, die sich ihm angeschlossen hatten. Ihre Kurfürsten wurden zu Königen erhoben und trennten sich von dem deutschen Reichsverbande. Darauf stiftete Napoleon den sogenannten Rheinbund, durch den 16 deutsche Fürsten sich von Kaiser und Reich lossagten und Napoleon als ihren Schutzherrn anerkannten. Die deutsche Kaiserwürde hatte nun keinen Sinn mehr; Kaiser Franz legte sie nieder und nannte sich hinfort nur noch Kaiser von Österreich. So endete das tausendjährige Deutsche Reich. Sein Zerstörer aber verglich sich mit dem Gründer des deutschen Kaisertums und nannte sich stolz den Nachfolger Karls des Großen. Er betrachtete sich als den Gebieter von ganz Europa und verschenkte Länder und Königskronen wie feile Waren an seine Verwandten und Generale.

54. Preußens Fall.

1. **Jena und Auerstädt.** In Preußen war Friedrich dem Großen sein Neffe Friedrich Wilhelm II. (1786—1797) als König gefolgt. Er kam seinem großen Vorfahren nicht gleich, und doch hätte Preußen gerade zu dieser Zeit, während der französischen Revolution, eines besonders einsichtigen und kräftigen Herrschers bedurft. — Auf ihn folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm III. (1797—1840), der sich bald nach seinem Regierungsantritt der wachsenden Macht Frankreichs gegenüber sah. Er war friedliebend und hütete sich lange vor jedem Kriege mit Napoleon. Aber dieser suchte Streit und verletzte den König durch Gewalttätigkeiten so sehr, daß Preußen dem Kampfe nicht länger ausweichen konnte. Es schloß ein Bündnis mit den Russen und erklärte Napoleon den Krieg. Noch ehe die russischen Hilfstruppen da waren, zogen die Preußen in den Kampf. Sie hatten schlechtere Waffen und wurden schlechter verpflegt als die kriegsgeübte französische Armee. Ihre Generale waren meist alt und schwach; viele hatten sich mit der neuen Kriegskunst Napoleons nicht bekannt gemacht, weil sie übermütig waren und die Armee Friedrichs des Großen für unüberwindlich hielten. Die jungen französischen Generale aber waren von Napoleon aus den umsichtigsten und tapfersten Offizieren gewählt. In der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt (14. Okt. 1806) trafen die ungleichen Heere zusammen; die Preußen erlitten eine völlige Niederlage und wichen in gänzlicher Auflösung zurück. Ganz Preußen stand dem Sieger offen.

2. **Napoleons Einzug in Berlin.** In dieser Not hätten die preußischen Festungen dem Feinde bis zum letzten Blutstropfen Widerstand leisten müssen. Aber wie die Generale der Feldarmee, so waren auch die meisten Festungskommandanten schwache alte Leute, und im Schreck über den Sieg des Feindes vergaßen die meisten Ehre und Pflicht. Erfurt, Spandau, Stettin, Küstrin, selbst das starke Magdeburg wurden ohne Belagerung schimpflich übergeben. Eine flüchtige preußische Armee von 12000 Mann ergab sich ebenso schmachvoll ohne Not bei Prenzlau. In wenig Wochen waren die Franzosen Herren des preußischen Landes bis zur Weichsel, und viele Beamte fügten sich mit verächtlicher Kriecherei dem fremden Machthaber. Selbst die Franzosen mußten

solche Elenden verachten. Einer verriet dem französischen Befehlshaber einen großen Holzvorrat. „Laßt es liegen," antwortete der Franzose, „damit euer König übrig behalte, um solche Schurken daran aufzuhängen." Die Franzosen zogen ungehindert in Berlin ein. Napoleon ließ die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Tor, den Degen vom Sarge Friedrichs des Großen als Siegeszeichen nach Paris schaffen.

3. **Männer von Ehre.** In dieser traurigen Zeit der Schande, die Preußen zu bestehen hatte, ragt aber doch eine Anzahl mutiger und ehrliebender Männer hervor. Der General Blücher schlug sich mit seinem Heerhaufen tapfer von Auerstädt bis Lübeck durch. Dort ergab er sich erst nach heldenmütigem Kampfe den weit überlegnen Franzosen. Unter den Vertrag schrieb er: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe." — Den Kommandanten von Graudenz, General Courbière, forderten die Franzosen zur Übergabe der Festung auf, indem sie sagten, es gebe keinen König von Preußen mehr. „Nun, so bin ich König von Graudenz," erwiderte der Alte und hielt die Festung bis zum Frieden. Dasselbe taten die Festungen Kosel und Glatz, und Neisse fiel erst nach harter Belagerung. — Am ruhmwürdigsten aber war die Verteidigung von Kolberg. Da griffen die Bürger selbst zu den Waffen, ihnen voran der greise Joachim Nettelbeck. Statt des unfähigen Kommandanten schickte ihnen der König den Major von Gneisenau. In der Nähe der Festung streifte der kühne Husarenführer von Schill. Unerschütterlich hielten die braven Kolberger stand. „Nettelbeck," schrieb Gneisenau damals, „ist allgegenwärtig: Zündet der Feind mit seinen Granaten ein Haus an, so steht er mit der Spritze hoch oben an der gefährlichsten Stelle. Greift der Feind ein Außenwerk an, so sitzt Nettelbeck zu Pferde und holt Munition herbei. Ist das Gefecht vorüber, so schafft er Lebensmittel für die ermatteten Truppen hinaus. Zeigt sich ein Schiff mit Zufuhr, so ist er der erste an Bord. Wo an den Schleusen etwas durchsickert, wird er es gewahr. — Standhaft ertrug die Stadt zuletzt ein 30stündiges Bombardement; da kam die Kunde vom Waffenstillstande: Kolberg war für Preußen gerettet.

4. **Der Friede von Tilsit** (1807). Es war noch zu zwei Schlachten in Ostpreußen gekommen, in denen zwar die Russen den Preußen beistanden, die aber doch zu Gunsten der Franzosen

ausfielen. Da mußte Friedrich Wilhelm den Frieden von Tilsit schließen, in dem er die Hälfte seines Staates dem Sieger abtrat: alles Land westlich der Elbe und polnische Gebiete. Seine bisherigen Untertanen entließ er mit den Worten: „Der Friede mußte abgeschlossen werden. Der Vater scheidet von den Kindern. Euer Andenken kann keine Macht aus meinem Herzen vertilgen." Sein Wahlspruch war fortan: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott." — Napoleon schuf aus den eroberten Gebieten das neue Königreich Westfalen und schenkte es seinem jüngsten Bruder Jerome. Ganz Deutschland gehorchte jetzt seinen Machtgeboten, und schwer lag seine eiserne Faust auf unserm unglücklichen Vaterlande.

55. Die Königin Luise.

(Tafel VIII.)

1. **Ihre Jugend und Thronbesteigung.** In dieser Zeit der Trübsal wurde eine Frau die Stütze und Hoffnung des preußischen Volkes und der gute Geist eines tief gedemütigten Fürstenhauses. Das war die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise (geb. 10. März 1776). Sie war eine mecklenburgische Prinzessin und hatte sich mit dem damaligen Kronprinzen von Preußen vermählt (1793). Als sie nach Berlin kam, machten ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit einen hinreißenden Eindruck auf alle, die ihr nahten. Am liebsten weilte das junge Paar auf dem Landgute Paretz, das ihnen der König geschenkt hatte. Hier ließ Luise sich „die gnädige Frau von Paretz" nennen, waltete in ihrem Hausstande, war leutselig und mildtätig. Als sie den Königsthron bestieg (1797), blieb es ihre höchste Freude, andern wohl zu tun, Tränen Unglücklicher zu trocknen, Verzagten zu helfen. „Ich bin Königin," sagte sie, „und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohltaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen."

2. **Die Königin im Unglück.** Das waren glückliche Jahre. Dann kam Preußens Niederlage und schwere Trübsal. Das Königspaar mußte bis an die äußerste Grenze des Landes fliehen, in Sturm und Schneegestöber, obwohl die Königin noch nicht ganz von schwerer Krankheit genesen war. „Ich will lieber in Gottes Hand fallen als in die der Franzosen," sagte sie. Als

endlich der Friede geschlossen werden sollte, da trat sie selbst dem hochmütigen Eroberer gegenüber, um vielleicht bessere Friedensbedingungen für ihr unglückliches Land zu erlangen. „Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir, der ich schon mächtigere Nationen besiegt habe, Krieg anzufangen?“ fragte Napoleon den König. „Sire, dem Ruhme Friedrichs des Großen war es wohl erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen,“ antwortete die Königin. Napoleon war von ihr ganz eingenommen; eine solche weibliche Anmut und Würde war ihm noch nicht begegnet. Aber ihre Worte waren vergeblich; keine Demütigung blieb Preußen erspart. Damals schrieb die Königin in ihr Tagebuch die Verse des großen Dichters Goethe:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

3. **Nach dem Friedensschlusse.** Drei Jahre dauerte es, bis die königliche Familie wieder nach ihrer Hauptstadt Berlin kommen konnte, die bis dahin von den Franzosen besetzt gehalten worden war. Das Land war ausgeplündert und durch unerschwingliche Kriegsauflagen verarmt. In dieser schweren Zeit gab das Königshaus ein herrliches Vorbild der Opferfreudigkeit. Das goldne und silberne Tafelgeschirr wurde eingeschmolzen und zu Münzen geschlagen; die königlichen Prinzen und Prinzessinnen gaben ein Drittel ihres jährlichen Leibgedinges hin. An der königlichen Tafel speiste man so einfach wie in einem schlichten Bürgerhause. Die Königin verkaufte ihren Juwelenschmuck bis auf eine Perlenkette. „Perlen bedeuten Tränen,“ sagte sie wehmütig, „und ich habe deren so viele vergossen.“ Aber Gottvertrauen, Mut und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft wichen nicht aus ihrem Herzen. „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen,“ äußerte sie. Von dem heranwachsenden Geschlechte erhoffte sie die Rettung, und so widmete sie sich vor allem der Erziehung der Jugend und der Volksbildung. Ihren eignen fünf Kindern war sie eine treue liebevolle Mutter.

4. **Ihr Tod.** Aber die harten Schicksalsschläge hatten die Kraft der Königin gebrochen; ihre Gesundheit hatte durch die Aufregungen des Krieges, ihrer Flucht und durch den namenlosen Schmerz über das Unglück ihres Landes schwer gelitten. Da trieb

sie eine unbezwingliche Sehnsucht nach Mecklenburg zu ihrem Vater, an dem sie mit rührender Liebe hing. Dort, auf dem Schlosse Hohenzieritz, wurde sie krank und starb (19. Juli 1810). Ihre Überreste ruhen im Schloßgarten zu Charlottenburg, wo über ihrem Grabe der berühmte Bildhauer Rauch ein herrliches Denkmal errichtet hat: wie schlummernd liegt die hehre schöne Gestalt da, jeden Beschauer zur Liebe und Ehrfurcht zwingend. Das hohe Vorbild der Königin, ihre warme vaterländische Gesinnung wirkten fort unter dem preußischen Volke, und dem Geringsten unter ihm sollte sie immerdar gelten als das hohe Muster einer deutschen Frau und Mutter.

56. Preußens Wiedergeburt.

1. **Scharnhorst.** Der Zusammenbruch aller Stützen des Vaterlandes rüttelte das preußische und deutsche Volk auf. Tief brannte das Gefühl der erlittenen Schmach. Aber man fühlte auch, daß das Unglück nicht unverdient gekommen sei: „Laßt uns besser werden, dann wird's besser sein", hieß es. Auf solchen Sinn gestützt, konnte König Friedrich Wilhelm beginnen, ein neues Preußen aufzurichten, das dereinst die alten Ehren wieder zu erringen fähig sei. — Vor allem galt es, das Heer neu zu gestalten, und dazu fand der König den rechten Mann in dem General Gerhard Scharnhorst. Der war ein hannoverischer Bauernsohn, einfach und schlicht, gelehrt wie kein andrer, an Kriegserfahrung reich und von allen geachtet. Unter seiner Leitung wurde das Heer zweckmäßiger bewaffnet und bekleidet. Grausame, entehrende Strafen, wie das Spießrutenlaufen, wurden abgeschafft; künftig sollten nur Landeskinder in dem Heere dienen und es als eine Ehre ansehen, des Königs Rock zu tragen. Das ganze Volk unter die Waffen zu bringen, allgemeine Wehrpflicht einzuführen, das war Scharnhorsts Gedanke. Nur so könne das Vaterland wieder frei, die Macht Preußens wieder hergestellt werden. Aber nach Napoleons Machtgebot durfte Preußen nur 42 000 Mann unter den Waffen haben. Scharnhorsts Plan einer Landwehr konnte also erst im nächsten Kriege ausgeführt werden. Vorerst mußte er sich damit begnügen, die Mannschaften des stehenden Heeres in kürzerer Zeit auszubilden und ohne Aufsehen hier und da Rekruten an Stelle der Abgehenden einzustellen. Mit tausend Listen und Schlichen mußten

die französischen Späher getäuscht werden, daß sie das nicht merkten. Dennoch wurde Napoleon endlich mißtrauisch und verlangte, daß der König Scharnhorst entlasse. Das geschah; aber er blieb der vertraute Ratgeber des Königs.

2. **Die Minister Freiherr vom Stein und von Hardenberg.** Was Scharnhorst dem Heere, das wurde den Bauern und Bürgern der Freiherr vom Stein. Dieser große Mann stammte aus einem rheinfränkischen Adelsgeschlechte, das seit alten Zeiten zu Nassau an der Lahn auf der Burg Stein seinen Sitz hatte. Obgleich als Reichsfreiherr Fürsten ebenbürtig, war er doch in preußische Dienste getreten, um seinem Drange nach nützlicher Tätigkeit zu genügen. Er brachte es zum Finanzminister. Während des Krieges hatte der König seine Ratschläge zurückgewiesen und ihn in Ungnade entlassen. Sobald er aber erkannte, daß Stein der rechte Mann sei, berief er ihn aufs neue zur Leitung der bürgerlichen Verwaltung. Stein begann nun, den preußischen Staat von Grund an neu aufzurichten. Mit den Bauern fing er an. Schon die früheren preußischen Könige hatten viel getan, deren Lage zu verbessern (Nr. 43, 2 und 47, 1). Nun hob der König auf seinen Domänen die Gutsuntertänigkeit auf. Von 1810 an sollten auf allen Gütern des Königreichs ohne Ausnahme nur noch freie Leute zu finden sein. — Da wurde Stein, wie Scharnhorst, wegen seiner Gesinnung Napoleon verdächtig, mußte seinen Abschied nehmen und wurde sogar von Napoleon geächtet. Sein zweiter Nachfolger im Amte, der Staatskanzler von Hardenberg, setzte aber sein Werk fort. In den Städten hatten bis dahin gewöhnlich ausgediente Offiziere oder Unteroffiziere die Verwaltung geleitet; die Bürger hatten nichts zu sagen, sondern nur zu gehorchen. Das wurde jetzt anders. Die Bürger sollten fortan Stadtverordnete wählen, die den Bürgermeister in allen Gemeindeangelegenheiten zu beraten und zu unterstützen hatten. Ihr Amt ist ein Ehrenamt und wird unentgeltlich verwaltet. So bekamen die Städte die Selbstverwaltung. Dadurch kam ein neuer, frischer Geist in die Bürgerschaft: das Streben, dem allgemeinen Besten zu dienen und hierbei kein Opfer zu scheuen.

3. **Fichte, Arndt, Jahn.** Diesen edeln Geist der Vaterlandsliebe nährten noch andre wackere Männer. An der trotz der Not der Zeit neugegründeten Universität in Berlin hielt der

Professor Joh. Gottlieb Fichte seine zündenden „Reden an die deutsche Nation". — Der Pommer Ernst Moritz Arndt, der Freund des Freiherrn vom Stein, ward zum gewaltigen Bußprediger. Den Fürsten warf er vor, wie sie immer nur an sich gedacht hätten und nicht an ihr Volk; den Edelleuten, daß sie wohl ihrer Rechte eingedenk gewesen seien, aber nicht ihrer Pflichten; den Gelehrten, daß sie sich hochmütig dem Volke entfrembeten; den Bürgern, daß ihnen Tugend nach Gold stehe, daß ihnen reich und vornehm edler sei, als tapfer und gut. — Wie diese beiden und noch viele Gleichgesinnte den Geist, so suchte Ludwig Jahn den Körper zu stählen. Nach der Hasenheide bei Berlin zog er mit den Jünglingen hinaus zum Turnen; indem er ihre Glieder stark und geschmeidig machte, bereitete er sie vor, demnächst die Waffen für des Vaterlandes Befreiung zu tragen: „Frisch, frei, froh, fromm." — Und immer größere Gewalt über die Herzen des Volkes errangen die vom edelsten Freiheitsdrange erfüllten Dramen seines i. J. 1805 verstorbnen Lieblingsdichters Schiller: Don Carlos, Jungfrau von Orleans und besonders Wilhelm Tell. „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht": so klang es wie eine Vorahnung des Kommenden und wie ein Vermächtnis des großen Dichters an sein Volk.

57. Napoleons Weltherrschaft.

1. **Österreichs Freiheitskampf** (1809). Nachdem Napoleon Preußen unterworfen hatte, wandte er sich nach Spanien und zwang den König durch List und Gewalt zur Abdankung. Während dieses Krieges erhob sich Österreich von neuem, um der ihm drohenden Unterdrückung zu wehren und Deutschland aus seiner Schmach zu retten. Es rüstete mit aller Macht, und sein trefflicher Heerführer, der Erzherzog Karl, rief das gesamte deutsche Volk zur Wiederherstellung seiner Freiheit auf. Aber Preußen war noch von der französischen Übermacht gefesselt, und der Rheinbund stellte seine Truppen unter die Befehle seines Gebieters. So stand Österreich allein. Napoleon gewann rasch nacheinander mehrere Schlachten und hielt zum zweitenmal seinen Einzug in Wien. Doch sollte die Welt erfahren, daß der sieggekrönte Kriegsfürst nicht unüberwindlich sei. Der Erzherzog Karl rückte mit einem Heere heran, um die Hauptstadt von dem Feinde zu befreien, und siegte in der blutigen Schlacht bei

Aspern. Freilich wurde Österreich hierdurch nicht gerettet. Bald erfocht Napoleon einen entscheidenden Sieg, und der Kaiser Franz konnte nur mit großem Länderverluste den Frieden erlangen.

2. **Der Sandwirt Hofer.** Als Österreich gegen Napoleon in den Kampf ging, griffen auch die Tiroler zu den Waffen. Denn sie ertrugen es nicht, daß Napoleon ihr schönes Land dem österreichischen Kaiser, dem sie seit alter Zeit in treuer Liebe anhingen, entrissen und an Bayern geschenkt hatte. Ihr Führer war der fromme Andreas Hofer, von seinem Wirtshause am Sand im Passeiertale der Sandwirt genannt. Er brachte mit seinen rüstigen Scharfschützen den Feinden große Verluste bei. Aber endlich mußte die kleine tapfere Schar der Übermacht erliegen. Hofer, in die Acht erklärt, verbarg sich in einer einsamen Hütte im Gebirge. Da wurde er verraten, überfallen und in Ketten nach der Festung Mantua geschleppt. Ein französisches Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode. Getrosten Mutes betrat er den Richtplatz, drückte das Kreuz des Heilandes an seine Lippen und rief dann den zwölf Soldaten, die ihn erschießen sollten, mit fester Stimme zu: „Gebt Feuer!" So starb ein treuer Sohn des Vaterlandes.

3. **Ferdinand von Schill.** Einen ähnlichen Ausgang hatte ein Befreiungsversuch, den in Deutschland der Major von Schill unternahm. Dieser kühne Reiterführer war einer der tapfern Offiziere, die im Unglücksjahre 1806 die Ehre der preußischen Waffen gewahrt hatten (Nr. 51, 3). Als der österreichische Freiheitskampf begann, da meinte er, auch in Norddeutschland werde das Volk losbrechen, wenn nur einer mutig das Zeichen gäbe. Eines Tages führte er sein Reiterregiment wie zum Exerzieren vor das Tor von Berlin. Draußen erklärte er laut, er wolle den Kampf gegen den Unterdrücker beginnen. Alle folgten ihm begeistert, und Schill sah bald seine Schar durch Freiwillige zu einem kleinen Heere angewachsen. Aber der gehoffte allgemeine Aufstand unterblieb; auch der König mußte das eigenmächtige Unternehmen verurteilen. In Stralsund wurde die Freischar von den Feinden eingeschlossen und gefangen genommen, nachdem Schill im Straßenkampfe gefallen war. Seine Offiziere ließ Napoleon als Hochverräter erschießen. „Zwei und zwei aneinander gefesselt, erwarteten sie stehend und mit unver-

bundnen Augen die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem Könige noch ein Hoch und kommandierten dann Feuer! Im nächsten Augenblicke lagen zehn tot am Boden; der elfte war nur am Arm verwundet. Er riß die Weste auf und rief, auf sein Herz deutend: Hierher, Grenadiere! Einen Augenblick später hatte auch er ausgelebt."

4. **Napoleons Weltherrschaft.** Durch die zahllosen Eroberungen hatte Napoleons Reich einen ungeheuern Umfang gewonnen; die Fürsten fast aller Länder Europas beugten sich vor seiner Gewalt. Um seinem Throne den höchsten Glanz zu verleihen, schied er sich von seiner bisherigen Gemahlin und vermählte sich mit einer Prinzessin aus dem ältesten und vornehmsten Herrscherhause, Maria Luise, der Tochter des Kaisers Franz von Österreich. So schien seine Herrschaft unerschütterlich befestigt zu sein. Nur das seemächtige England stand ihm noch feindlich entgegen; mit all seiner Heeresmacht vermochte er dem stolzen Inselvolke nicht beizukommen. Da suchte Napoleon den hartnäckigen Feind auf andre Weise zu bezwingen. Er schloß den englischen Schiffen alle Seehäfen des Festlandes, um den Handel zu vernichten, auf dem Englands Reichtum und Stärke beruhten. Was kümmerte ihn der unermeßliche Schaden, den die Stockung des Handels auch den übrigen Ländern Europas bereitete? Sie mußten sich von dem Zwingherrn alles gefallen lassen.

58. Napoleons Zug nach Rußland.

1. **Die große Armee.** Auch das große Rußland fügte sich eine Zeitlang Napoleons Machtgebot und stellte den Verkehr mit England ein. Allein da der Kaiser Alexander inne ward, welcher Schaden seinem Volke aus dieser Handelsperre erwuchs, sagte er sich von ihr los. Da beschloß Napoleon den Krieg gegen Rußland. Er stellte das gewaltigste Heer auf, das die Welt je gesehen hatte. Mehr als eine halbe Million Menschen, Franzosen und Italiener, Deutsche, Holländer und Polen, selbst Spanier und Portugiesen, zogen unter der Führung des gewaltigen Kriegsfürsten im Sommer 1812 gen Norden. „Rußlands Verhängnis muß erfüllt werden," rief er siegesstolz aus, als die „große Armee" den russischen Boden betrat. Bald, nach der blutigen Schlacht an der Moskwa, stand das französische Heer vor der

russischen Hauptstadt **Moskau**. Einen prachtvollen Anblick gewährte die gewaltige Stadt mit ihren dreihundert Kirchen, deren vergoldete Kuppeln im Sonnenglanze leuchteten, mit ihren zahllosen Palästen, unter denen der Kreml, die alte Kaiserburg, mächtig emporstieg. „Moskau! Moskau!" jubelten die Soldaten, die hier nach den Anstrengungen und Entbehrungen des ungeheuern Marsches Ruhe und Überfluß zu finden hofften. Stolz schaute Napoleon auf die wehrlose Hauptstadt. Mit ihr schien ganz Rußland zu seinen Füßen zu liegen; im Kreml gedachte er dem besiegten Feinde einen demütigenden Frieden vorzuschreiben.

2. **Der Brand von Moskau.** Aber es kam ganz anders. Als die Franzosen in die Stadt einrückten, herrschte dumpfe Stille in allen Straßen. Die Häuser waren geschlossen, die Einwohner geflohen, die Vorräte weggeschafft. Kaum war es Nacht geworden, da züngelten an mehreren Stellen zugleich die Flammen zum Himmel empor. Vergebens suchte man den Brand zu löschen: ein heftiger Wind fuhr hinein, fachte ihn immer stärker an, und bald wogte über die ganze ausgedehnte Hauptstadt ein qualmendes Feuermeer. Entsetzen ergriff die französischen Krieger, mit Grausen starrte Napoleon in die hochauflodernden Flammen. Sie schienen der Welt zu verkünden: „Gottes Gericht hebt an über den stolzen Völkerbedrücker!" In der wüsten Trümmerstätte, die der Brand zurückließ, war seines Bleibens nicht mehr; er fand dort keine Nahrung, kein Obdach für sein Heer. Vorwärts dringen konnte er nicht, denn der russische Winter war im Anzuge. Und als er dem Kaiser Alexander Frieden anbot, lautete die Antwort: „Jetzt soll der Krieg erst **anfangen**." Da blieb dem verwegnen Eroberer, der nie dem Feinde gewichen war, nur der Rückzug übrig.

3. **Napoleons Rückzug aus Rußland.** Es war ein schrecklicher grauenvoller Rückzug. Der Weg führte durch unwirtbare Landstriche; durch den Krieg völlig verödet, boten sie keine Lebensmittel, keinen Rastplatz. Ungewöhnlich früh fing der strengste Winter an. Menschen, Pferde und Wagen blieben im Schnee stecken; Hunger und Frost forderten Tag für Tag zahlreiche Opfer. Bald sah man Haufen von Erstarrten an der Heerstraße liegen, umgestürzte Kanonen, weggeworfene Waffen, zurückgelassene kostbare Beutestücke! Dazu kamen unaufhörliche Angriffe der russischen Reiter, die ganze Scharen gefangen nahmen oder nieder-

machten. An der Beresina erreichte das Elend den Gipfel. Napoleon ließ zwei Brücken über den Fluß schlagen, und die Truppen begannen hinüberzurücken. Plötzlich erschienen die Russen und feuerten Schuß auf Schuß in die dichten Haufen. Da entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Alle zugleich wollten sich über die Brücken retten; viele wurden erdrückt und zertreten, viele von den Rädern der Wagen und Kanonen zermalmt, viele in den eisigen Strom hinabgedrängt. Endlich brachen die Brücken; Tausende versanken in den Fluten, und alle, die noch am andern Ufer waren, wurden gefangen. Napoleon gab sein Heer verloren und eilte auf einem Bauernschlitten von dannen, um in Paris neue Rüstungen zu betreiben. Seitdem schwand alle Zucht und Ordnung. Soldaten aller Abteilungen liefen bunt durcheinander; jeder dachte nur an die eigne Rettung. Die wenigsten Reiter waren noch beritten; über die gefallenen Pferde stürzten die Hungrigen her und verzehrten sie mit Gier. Fiel ein Soldat, so rissen ihm seine Kameraden die Kleider vom Leibe, um sich damit Hände und Füße zu umwickeln. Hatten sich die Halberfrornen ein Feuer angemacht, so jagten die Kosaken sie in die Flucht, oder man fand sie des Morgens als Leichen um die erloschne Glut geschart. Nur ein armseliger Rest entkam dem Verderben; bis auf einige tausend abgezehrte und zerlumpte Krieger wurde die ganze Armee vernichtet. Das war das Ende des so stolz begonnenen Feldzuges.

59. Der Befreiungskrieg. Preußens Erhebung.

1. **Der General von York.** Preußen hatte Napoleon auf seinen Befehl ein Hilfsheer zum Kriege gegen Rußland stellen müssen. Dieses war aber nicht mit nach Moskau gezogen, sondern war in den russischen Ostseeprovinzen verwendet worden. Als sein Führer, der preußische General von York, von der Vernichtung der großen Armee hörte, wollte er seine Abteilung nicht ebenfalls dem Verderben aussetzen, sondern Preußen erhalten. Eigenmächtig schloß er mit den Russen den Waffenstillstand bei Tauroggen (30. Dezember 1812), wonach er sich mit seinen Truppen parteilos halten sollte, bis die Entscheidung des Königs einträfe. Dann schrieb der unerschrockene Mann dem König: „Eurer Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen,

wenn ich gefehlt haben sollte. Ich schwöre Eurer Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde." — Aber auch die Mahnung fügte er hinzu: „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen. In dem Ausspruche Eurer Majestät liegt das Schicksal der Welt."

2. **Der Aufruf des Königs von Preußen.** Nun brach's los! Die Kunde vom Untergange der großen Armee in Rußland setzte ganz Europa in Bewegung. Gottes gewaltiger Arm war der Welt offenbar geworden. Jetzt schien für die unterdrückten Völker die Stunde gekommen, die Fremdherrschaft abzuwerfen. Vor allem in dem von Napoleon aufs härteste mißhandelten Preußenvolke durchglühte das Verlangen nach Befreiung alle Herzen. Der König Friedrich Wilhelm III. schloß mit dem Kaiser Alexander von Rußland einen Bund und erließ von Breslau aus einen Aufruf an sein Volk, die Waffen zu ergreifen (3. Februar 1813). „Es ist der letzte, entscheidende Kampf," sprach der König, „den wir bestehen für unser Dasein, unsre Unabhängigkeit, unsren Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit."

3. **„Das Volk steht auf."** Begeistert erhob sich das Volk „Mit Gott für König und Vaterland". Da war unter den Preußen nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten und Deutschland zu befreien. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten. Krieg! Krieg! erschallte es von den Karpaten bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe; Krieg! rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren tot trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften; Krieg! die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg! die Braut, die den Bräutigam mit

Tränen zugleich des Stolzes und des Schmerzes entließ. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen seit lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte wollten nicht zurückbleiben. Ja sogar Jungfrauen unter mancherlei Verkleidungen drängten sich zu den Waffen; alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Schmiede war eine Waffenwerkstätte. Der Dichter Theodor Körner, der in der Lützowschen Freischar bald darauf fürs Vaterland fiel, sang:

> Ins Feld, ins Feld! Die Rachegeister mahnen.
> Auf, deutsches Volk, zum Krieg!
> Ins Feld, ins Feld! Hoch flattern unsre Fahnen,
> Sie führen uns zum Sieg.

4. **Heilige Begeisterung.** Das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel war, daß alle Unterschiede von Stand, Klasse und Alter vergessen und aufgehoben waren, daß jeder sich demütigte und hingab zu dem Dienste, wo er am brauchbarsten war; daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andern Gefühle verschlang, alle andern Rücksichten und Verhältnisse vergessen ließ. Die Menschen fühlten es: sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienste und im Gehorsam. So sehr erhob die heilige Pflicht und das gemeinsame Streben alle Herzen, daß nichts Niedriges und Gemeines die herrliche Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage entweiht hat. Es war, als fühlte auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den Übermut besiegen wollte, den er an dem Feinde so sehr verabscheut hatte.

5. **Die deutschen Frauen; allgemeine Opferfreudigkeit.** Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen taten, das tat das schwächere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, inbrünstige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menschliche Sorgen und Mühen für die Krieger, die Kranken und Verwundeten. Die Zahl derer aber, die Geldsummen oder Hab und Gut, Ringe und goldne Ketten, Kleidungsstücke und Mittel

zur Verpflegung der Verwundeten spendeten, oder auf ihre Kosten Freiwillige kleideten und ausrüsteten, ist Legion. Kinder und Gesinde leerten ihre Sparbüchsen; eine schlesische Jungfrau schnitt sich, weil sie nichts anders zu geben hatte, ihr schönes Haar ab und brachte den Erlös dem Vaterlande dar. So einmütigen Sinnes, so opferfreudig alles einsetzend für seine Freiheit, ging das preußische Volk im Frühling des denkwürdigen Jahres 1813 in den heiligen Krieg, voll froher Zuversicht zu dem Gott der Heerscharen, daß er seine Waffen segnen werde. Und wie diese ganze Zeit eisern war, so sollte auch Eisen die Brust der Tapfersten schmücken: der König stiftete am Geburtstage der dahingeschiednen Königin Luise den Kriegsorden des Eisernen Kreuzes.

60. Die Schlachten des Befreiungskrieges.

1. **Der alte Blücher.** (Tafel VII.) In dem nun beginnenden Entscheidungskampfe um die Freiheit Deutschlands hat sich vor allen ein Mann unvergänglichen Ruhm erworben und den immerwährenden Dank des deutschen Volkes verdient. Das war der General Gebhard Lebrecht von Blücher. Von Geburt Mecklenburger, hatte er erst bei den Schweden Dienste genommen, war im Siebenjährigen Kriege von preußischen Husaren gefangen worden und hatte sich dann kurz entschlossen bei diesen einreihen lassen. Er war ein kecker übermütiger Soldat, ein tollkühner Reiter. Kein Graben war ihm zu breit, keine Hecke zu hoch, kein Pferd zu wild: er blieb Meister. Einst hatte er das Unglück, den König Friedrich den Großen zu erzürnen; der verstand keinen Spaß und schrieb: „Blücher kann sich zum Teufel scheren." Aber dem Nachfolger Friedrichs fiel der nunmehrige pommersche Gutsbesitzer durch sein kühnes Reiten auf, und er stellte ihn wieder als Offizier an. Blücher machte die Feldzüge gegen die französische Republik (Nr. 49, 2) und gegen Napoleon mit. In der Schlacht bei Auerstädt suchte er durch einen verzweifelten Reiterangriff das Gefecht wieder herzustellen; später sah er sich zu der freilich ehrenvollen Kapitulation von Lübeck gezwungen (Nr. 51, 3). Als der Befreiungskrieg begann, stellte ihn der König an die Spitze eines Heeres. „Den Soldaten," sagt ein großer Geschichtschreiber von ihm, „erschien er herrlich wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit

jugendlicher Kraft und Anmut seinen feurigen Schimmel tummelte. Gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen tiefdunkeln flammenden Augen. Um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust." Für seine Soldaten sorgte er wie ein Vater, besonders aber für die Kranken und Verwundeten. Dafür liebten sie ihn aber auch wie einen Vater. Was Blücher befahl, das taten sie freudig; das unmöglich Scheinende wurde ihnen möglich, wenn sein Auge sie anblitzte. — Blüchers treuster Waffengefährte aber war der General von Gneisenau, der tapfere Verteidiger von Kolberg (s. Nr. 51, 3). Andere besonders tüchtige Generale waren von York, von Bülow und von Kleist. — Der vortreffliche Kriegsminister Scharnhorst wurde in einer der ersten Schlachten verwundet und starb.

2. **Großgörschen und Bautzen.** Napoleon hatte nach seiner Rückkehr aus Rußland rasch ein neues zahlreiches Heer geschaffen und den verbündeten Preußen und Russen entgegengeführt. In Sachsen, bei Großgörschen und bei Bautzen, kam es im Mai 1813 zu den ersten Schlachten. Mit Heldenkühnheit fochten hier vor allen die jungen preußischen Krieger; doch die Franzosen behaupteten zuletzt das Schlachtfeld, und die Verbündeten zogen sich in guter Ordnung vor der feindlichen Übermacht zurück. Bald aber folgte diesem Zurückweichen ein mutiges Vorwärtsdringen. Den Russen und Preußen schlossen sich die Österreicher an, und drei Heere standen nun dem französischen Kaiser entgegen.

3. **Blücher an der Katzbach.** Einer der heldenmütigsten Kämpfe dieses Krieges war die Schlacht an der Katzbach in Schlesien (26. August). Verwegen zog ein französisches Heer über das Flüßchen; da ruft Blücher seinen Kriegern zu: „Nun hab' ich genug Franzosen herüber; jetzt, Kinder, vorwärts!" Dies „Vorwärts" dringt allen ins tiefste Herz. „Hurra!" jauchzen sie und stürzen auf den Feind. Der Regen rauscht in Strömen herab, an ein Feuern ist nicht zu denken; mit Bajonett und Kolben bricht das Fußvolk, mit geschwungnem Säbel die Reiterei in die Franzosen ein, allen voran der alte Blücher. Mann an Mann wird gefochten, mit Mut und mit Wut, bis die Feinde das Feld räumen. Eine große Menge der Flüchtigen ertrinkt in den geschwollnen Fluten der Katzbach, viele Tausende werden gefangen. Von da an nannten die Soldaten ihren geliebten Vater Blücher

den „Marschall Vorwärts", und der König erhob ihn wirklich bald nachher zum Feldmarschall.

4. **Die Völkerschlacht bei Leipzig.** Im Sommer 1813 erkämpften die Verbündeten noch manchen andern herrlichen Sieg. So schlugen sie Napoleons Feldherren in den Schlachten bei Großbeeren in der Nähe von Berlin, bei Kulm in Böhmen und bei Dennewitz unweit Wittenberg, wurden aber auch einmal bei Dresden besiegt. Dann drangen ihre Heere gegen Leipzig heran, wo Napoleon seine ganze Streitmacht zusammengezogen hatte. Hier begann am 16. Oktober der viertägige ungeheure Kampf, woran mit Ausnahme der Türken alle Völker Europas teilnahmen: die Völkerschlacht bei Leipzig. 300 000 Verbündete standen gegen das 200 000 Mann starke Heer Napoleons. Über tausend Kanonen donnerten gegeneinander, so daß die Erde im weiten Umkreise erbebte. Mit unerhörter Anstrengung wurde am ersten Tage gerungen; besonders war es wieder Held Blücher, der löwenkühn die Feinde zurückwarf, bis der Abend hereinbrach. Napoleon mochte wohl ahnen, daß ihn das Schlachtenglück verlassen hatte. Er versuchte am nächsten Tage, durch große Versprechungen Österreich zum Abfall von den Verbündeten zu verführen, aber umsonst. Am 18. Oktober mußte Napoleon den verzweifelten Kampf von neuem aufnehmen. Vergebens bot er alle Kunst und Kühnheit auf: er unterlag dem begeisterten Heldenmute der Freiheitskämpfer. Die verbündeten Fürsten aber fielen auf dem Schlachtfelde auf die Kniee, um Gott dem Herrn für den großen Sieg zu danken, den er ihnen verliehen hatte. Am folgenden Tage drangen die Sieger in die Stadt Leipzig ein, während die Feinde in eiligem Rückzuge Rettung suchten. Die Schlacht kostete den Franzosen an 70 000 Mann; aber auch die Verbündeten zählten gegen 50000 Tote und Verwundete. — Das war die gewaltige Schlacht bei Leipzig, die dem deutschen Volke die Freiheit wieder geschenkt hat. Darum heißt es in Arndts Liede:

> So lange rollet der Jahre Rad,
> So lange scheinet der Sonnenstrahl,
> So lange die Ströme zum Meere reisen,
> Wird noch der späteste Enkel preisen
> Die Leipziger Schlacht.

5. **Die Siege in Frankreich.** Napoleon konnte sich nun nicht mehr in Deutschland behaupten; mit den Trümmern seines

Heeres eilte er nach Frankreich zurück. Der Rheinbund löste sich auf; die deutschen Fürsten, die ihm angehörten, schlossen sich den Verbündeten an. Das Königreich Westfalen verschwand ganz mit seinem französischen Herrscher, und ein preußisches Heer entriß in raschem Siegeslaufe Holland den Händen der Franzosen. Dann drangen die Verbündeten in Frankreich ein. Die Hauptarmee unter dem österreichischen Feldmarschall Fürst Schwarzenberg rückte durch die Schweiz vor, und Blücher setzte mit seinem Heere in der Neujahrsnacht bei dem Städtchen Kaub über den Rhein. Noch gab es auf französischem Boden manchen hartnäckigen Kampf; aber der kühne Blücher drängte unermüdlich vorwärts, und am 31. März 1814 zogen die Verbündeten als Sieger in die stolze Hauptstadt Paris ein. Nun war es aus mit Napoleons Herrlichkeit. Er wurde des Thrones entsetzt und mußte sich nach der kleinen Insel Elba im Mittelmeere begeben, die ihm zum Eigentum angewiesen wurde. Ein Bruder des enthaupteten Ludwig XVI. wurde als Ludwig XVIII. König von Frankreich.

61. Der letzte Kampf gegen Napoleon.

1. **Der Wiener Kongreß.** Nach dem Sturze Napoleons war es die nächste Aufgabe der verbündeten Fürsten, die wiedereroberten Länder zu verteilen. Sie veranstalteten in Wien eine Versammlung oder einen „Kongreß", woran die Kaiser von Österreich und von Rußland, der König von Preußen und viele andre Fürsten und Staatsmänner teilnahmen. Da gab es manche schwierige und verwickelte Verhandlungen, und es verging viel Zeit, ohne daß man sich einigen konnte. Ja es drohten sogar aus den Beratungen neuer Zwiespalt und Kampf hervorzugehen.

2. **Napoleons Wiederkehr.** Das erfuhr der Verbannte auf der Insel Elba. Er erfuhr weiter, daß die Franzosen ihren neuen König nicht liebten, und daß ein großer Teil des Volkes noch immer seinem Kaiser Napoleon anhinge, der es so mächtig gemacht, ihm so glänzenden Schlachtenruhm erworben hatte. Da faßte er einen kühnen Entschluß. Mit einem kleinen Häuflein seiner alten Soldaten verließ er plötzlich Elba und landete an Frankreichs Küste (1. März 1815). Jubelnd wurde er aufgenommen; die gegen ihn ausgesandten königlichen Regimenter gingen unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" zu ihm über,

und in kurzem hielt er triumphierend seinen Einzug in Paris, während der König Ludwig eiligst aus dem Lande floh. Die Kunde von diesen Ereignissen stellte die Einigkeit unter den in Wien versammelten Fürsten rasch wieder her. Sie erklärten Napoleon als „Feind und Störer der Ruhe der Welt" in die Acht und rüsteten sich unverzüglich zu neuem Kampfe.

3. **Blücher nach der Schlacht bei Ligny.** Der greise Blücher mit seinen Preußen und der englische Feldherr Wellington mit einem aus Engländern, Holländern und Deutschen gemischten Heere drangen durch Belgien nach der französischen Grenze vor. Rasch rückte ihnen Napoleon entgegen, traf die Preußen allein und besiegte sie bei dem belgischen Dorfe Ligny. Blücher selbst wurde beinahe gefangen. Er stürzte mit seinem verwundeten Pferde, und die feindlichen Reiter brausten mehrmals dicht an ihm vorüber; nur wie durch ein Wunder wurde er gerettet. Ein andrer Feldherr hätte nach der verlornen Schlacht nicht sofort wieder zu kämpfen gewagt. Aber Blücher blieb guten Mutes, obwohl er durch den Sturz eine schmerzhafte Quetschung erlitten hatte. Wellington bat ihn, ihm zwei Heerhaufen zu Hilfe zu schicken, wenn er von Napoleon angegriffen werde. „Nicht mit zwei Haufen," ließ ihm Blücher antworten, „sondern mit meinem ganzen Heere werde ich kommen, und wenn die Franzosen uns nicht angreifen, wollen wir sie angreifen." Frischen Mutes trat er am frühen Morgen mit seinen Preußen den Marsch an. Ein heftiger Regen strömte hernieder. „Siehe da, unser Bundesgenosse von der Katzbach!" rief der Heldengreis heiter; „da sparen wir dem König wieder viel Pulver." Aber der Boden war so aufgeweicht, daß Fußvolk und Reiter kaum weiter kamen und die Räder der Kanonen oft bis an die Achse einsanken. Da sprengte Blücher von Trupp zu Trupp, voll Sorge, nicht zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde einzutreffen. Unablässig trieb er und mahnte: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" — „Es geht nicht, Vater Blücher, es ist unmöglich," schallte es ihm aus den Reihen der Krieger entgegen. — „Kinder, es muß gehen," rief er wieder, „ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?"

4. **Die Schlacht bei Belle-Alliance.** Unterdessen war Wellington schon im heißesten Kampfe. Napoleon hatte ihn bei

dem Pachthofe Belle-Alliance angegriffen, in der Nähe des Dorfes Waterloo, nach dem die Engländer die Schlacht nennen. Die englischen Krieger standen wie Mauern. Sturm auf Sturm wurde von ihnen abgeschlagen; allmählich aber erschöpfte sich ihre Kraft. Die französischen Feuerschlünde richteten in ihren Reihen schreckliche Verwüstungen an. Da seufzte der unerschütterliche Wellington: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!" Und die Preußen kamen. Kanonendonner im Rücken und zur Rechten des Feindes verkündete ihr Anrücken. „Das ist der alte Blücher," ruft Wellington hocherfreut, und seine ermatteten Krieger atmen wieder auf. Unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter stürmen nun die Engländer und Preußen von drei Seiten auf den Feind ein. Die französischen Garden kämpfen mit dem Mute der Verzweiflung. Aber vergeblich ist ihr tapferer Widerstand. Bald ertönt aus den Reihen der Franzosen der Ruf: „Rette sich, wer kann!" und das Heer wirft sich in die Flucht. Mit lautem Jubel setzen die Preußen unter General Gneisenau dem Feinde nach und machen reiche Beute. Kaum entrinnt Napoleon selbst ihren Händen; seinen Reisewagen, aus dem er entsprungen, samt Hut, Mantel und Degen, Orden und Kleinodien muß er ihnen zurücklassen. Als Flüchtling kommt er nach Paris; sein Heer ist vernichtet.

5. **Napoleons Verbannung.** Blücher schrieb vom Schlachtfelde aus: „Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke, die Bonapartesche Geschichte ist nun vorbei." So war es. Die siegreichen Heere der Verbündeten zogen zum zweitenmal in Paris ein. Napoleon schickten die Verbündeten in die Verbannung nach der einsamen Felseninsel St. Helena, mitten im Atlantischen Ozean. Dort blieb er, umgeben von wenigen Getreuen, bis zu seinem Tode (5. Mai 1821). Seine Gebeine wurden später nach Paris gebracht und in der Invalidenkirche bestattet.

6. **Der Deutsche Bund.** Mit Napoleon waren auch seine Verwandten von ihren Thronen gestürzt worden. Die frühern Herrscher erhielten ihre Länder zurück. Frankreich kam wieder an Ludwig XVIII. Alle Eroberungen, die es seit dem Ausbruche der großen Revolution gemacht hatte, mußte es herausgeben. Preußen erhielt an neuen Ländern die Hälfte des Königreichs

Sachsen und die schöne Rheinprovinz, wogegen es einen Teil seiner ehemaligen polnischen Besitzungen aufgab. Das deutsche Kaisertum wurde nicht wieder aufgerichtet. An Stelle des alten Reiches trat der Deutsche Bund, zu dem sich alle deutschen Staaten vereinigten, 39 an der Zahl. Die Fürsten Europas aber, voran die Kaiser von Rußland und Österreich und der König von Preußen, eingedenk der gewaltigen Begebenheiten, die sich in den letzten Jahren ereignet hatten, schlossen eine feierliche Verbrüderung, die „heilige Allianz". Sie gelobten, gemäß der heiligen Schrift als Brüder einander zu lieben, sich als Glieder derselben christlichen Familie anzusehen, die Religion zu schützen, Frieden und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten und Väter ihrer Völker zu sein.

62. Deutschland nach den Befreiungskriegen.

1. **Der Bundestag.** Das deutsche Volk hatte zum Lohn für seine opferfreudige Erhebung gegen die französische Fremdherrschaft und für seinen mutigen Kampf die Wiedererrichtung eines einigen Deutschlands gehofft. Darin wurde es freilich durch den Wiener Kongreß getäuscht. Der neu errichtete Deutsche Bund hatte zwar die Aufgabe, über die innere und äußere Sicherheit Deutschlands zu wachen. Aber Deutschland war kein einheitlicher Staat mehr; es hatte kein gemeinsames Oberhaupt, keinen obersten Kriegsherrn, kein oberstes Gericht. Es war zu einem lockern Bunde von Staaten geworden, von denen die meisten zunächst nur ihren kleinen Vorteil suchten und dann erst an den des gemeinsamen Vaterlandes dachten. Die Kleinstaaterei mit all ihren Schäden und Lächerlichkeiten blühte wie zuvor. — Zur Beratung der gemeinsamen Angelegenheiten war der Bundestag in Frankfurt am Main eingerichtet. Da kamen die Gesandten der deutschen Fürsten zusammen, nicht Abgeordnete des deutschen Volkes. Sie berieten zwar über Deutschlands Angelegenheiten, aber was nutzte ihr Reden! Wenn ein Gesandter noch so sehr überzeugt war, daß ein Vorschlag gut war, so durfte er doch nicht seiner Überzeugung nach abstimmen, sondern nur so, wie es ihm seine Regierung befohlen hatte. Und widersprachen einige Regierungen einer nützlichen Maßregel, so mußte sie unterbleiben. Kein Wunder, daß der Bundestag nicht

imstande war, Deutschland das ihm gebührende Ansehen und eine gewichtige Stimme im Rate der Völker zu verschaffen.

2. **Mißverständnisse zwischen Fürsten und Volk.** Gegen eine solche Vertretung des deutschen Volkes richtete sich bald der allgemeine Unwille. Das Selbstgefühl des Volkes war in den Kriegen mächtig erwacht; die nie erloschene Sehnsucht nach der alten Macht und Herrlichkeit der Hohenstaufenzeit ward unbezwinglich stark. Ein neues Deutsches Reich, mit einem Kaiser an der Spitze, und unter ihm ein freies Volk — das waren die Wünsche der Besten. Diesen Einheitsbestrebungen aber trat der Bundestag entgegen. Als gar ein törichter Student, Namens Sand, den Dichter Kotzebue als „Tyrannenknecht" ermordet hatte, da ergriff die Fürsten und Regierungen eine beklagenswerte Furcht vor dem Freiheitsdrange des Volkes. Sie verhängten schwere Verfolgungen über alle, die ihre Unzufriedenheit äußerten. Wegen „demagogischer Umtriebe" wurde sogar ein Mann wie Ernst Moritz Arndt bestraft, der Dichter des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?", der während der Befreiungskriege durch seine Schriften und sein Vorbild viel für Preußen und Deutschland getan hatte. Auch der Turnvater Jahn wurde verhaftet und mit Festungshaft bestraft. Man nannte diese zurückdrängende Tätigkeit der Obrigkeiten die „Reaktion"; an ihrer Spitze stand der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich. Eine eigne Untersuchungsbehörde wurde eingesetzt, um geheime Verbindungen auszuspüren und zu überwachen. Besonders verdächtig erschien die Burschenschaft, eine große Verbindung von Studenten, der auch jener unselige Mörder Sand angehört hatte. Viele der jungen Leute wurden verhaftet, angeklagt und „wegen Hochverrat" zur Todesstrafe verurteilt, die allerdings immer in lange Freiheitstrafe verwandelt wurde. Zu diesen Unglücklichen gehörte auch der junge Fritz Reuter, der spätere plattdeutsche Dichter. „Ick hadd up eine dütsche Uneversetät an den hellen lichten Dag de dütschen Farwen dragen" — das schildert er selbst als sein ganzes Verbrechen. — Es war eine traurige Zeit des Mißverständnisses: die Fürsten, auch ganz wohlmeinende, sahen in ihrem im Grunde so treuen Volke eine Rotte von Verschwörern, und das Volk hielt die Fürsten für tyrannische Unterdrücker seiner Freiheit und seiner Rechte.

3. **Verfassungskämpfe.** Vor allem hielt man es im Volke

für ein Unrecht, daß es von den Fürsten und ihren Beamten regiert werden sollte, ohne selbst an der Leitung seiner Geschicke teilnehmen zu dürfen. Man verlangte, daß gewählte Abgeordnete das Recht erhalten sollten, in regelmäßigen Versammlungen die Führung der Staatsgeschäfte zu überwachen, insbesondere die Einnahmen und Ausgaben. Eine solche Verfassung des Staates wurde immer dringender begehrt. Sie war auch schon in den größern deutschen Staaten, wie in Preußen, dem Volke versprochen, in andern, so in Württemberg und Bayern, sogar eingeführt worden. Aber vornehmlich auf Betreiben des Fürsten Metternich wurden diese Zugeständnisse nicht gehalten oder gar zurückgenommen. Da ergriff eine tiefe Verstimmung das Volk. Gewalt konnte und wollte man nicht anwenden. So zogen sich denn die gebildeten Stände gekränkt und verbittert immer mehr von der unerquicklichen Erörterung der staatsbürgerlichen Zustände des deutschen Vaterlandes zurück.

4. **Weltbürgertum.** Die Deutschen wurden wieder „Weltbürger", wie im 18. Jahrhundert. Sie nahmen lebhaft teil an allen Schicksalen, Kämpfen und Bestrebungen fremder Völker. Sie begeisterten sich für den Freiheitskampf der südamerikanischen Kolonien gegen ihr spanisches Mutterland, sie nahmen teil an dem Befreiungskampf der Griechen, die das Joch der türkischen Herrschaft abwarfen (1821), und feierten die griechischen Helden in Liedern. Große Begeisterung erweckte die französische Julirevolution, die den Thron der Bourbonen stürzte (1830) und dem „Bürgerkönig" Louis Philipp von Orleans die Krone Frankreichs verschaffte. Aber im politischen Leben der beiden größten deutschen Staaten, Österreich und Preußen, trat durch sie keine Wandlung ein.

5. **Wissenschaft und Kunst.** Aber je ärmer in Deutschland das politische Leben dieser Zeit war, um so reicher blühte das geistige und künstlerische. Große Gelehrte, wie Alexander von Humboldt, arbeiteten mit glänzenden Erfolgen an dem Ausbau der Naturwissenschaften. Man studierte das deutsche Mittelalter und lernte die Schätze der deutschen Vergangenheit würdigen. Große Baumeister, wie Schinkel, verschafften der Baukunst eine neue Blüte. Geniale Bildhauer, wie Rauch, und geistvolle Maler, wie Cornelius, verherrlichten die großen Taten der Vergangenheit. Eine neue Welt des künst-

lerischen Lebens schuf Beethoven durch seine großen Tonwerke (Symphonien), mit denen er die großen Schöpfungen Haydns und Mozarts noch übertraf. Je mehr Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch seine politische Schwäche an Ansehen bei den fremden Völkern einbüßte, desto mehr gewann es an Einfluß durch seine geistigen und künstlerischen Leistungen. Aber so wichtig diese sind, sie wurden an Bedeutung bei weitem übertroffen durch die großen Erfindungen.

6. **Erfindungen und Entdeckungen.** Das wirtschaftliche Leben der Völker hatte sich seit dem Altertum durch viele Jahrhunderte hindurch nicht wesentlich verändert. Erst die Entdeckung Amerikas, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst haben, wie wir sahen (Nr. 30 und 32), große Umgestaltungen herbeigeführt. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann man immer eifriger die Natur und die in ihr schlummernden Kräfte zu erforschen. Was kluge Gelehrte fanden, das machten sich tüchtige Gewerbetreibende zu Nutzen, zur Erleichterung und Verbesserung beinahe aller Verrichtungen des täglichen Lebens. Zwei Naturkräfte vor allem sind in den Dienst des Menschen gezogen worden: die Dampfkraft und die Elektrizität; und zwei der Erde in Massen abgewonnene Stoffe haben es ermöglicht, daß diese Kräfte leicht und zu jeder Zeit erzeugt werden können: das Eisen und die Steinkohle.

63. Die Dampfkraft.

1. **Die Dampfmaschine.** Wenn man Wasser in einem verschlossenen Gefäße zum Sieden bringt, so entwickelt sich Dampf; der Dampf sucht sich auszudehnen und bekommt bei zunehmender Hitze eine ungeheure Spannkraft. Lange Zeit dachte niemand daran, diese unsichtbare Macht zu benutzen. Endlich, i. J. 1690, erfand der Franzose Papin eine kleine Maschine, in der ein in einen Cylinder eingepaßter Kolben durch den Dampf aufwärts und durch den Luftdruck abwärts bewegt wurde. Derartige von den Engländern verbesserte Maschinen dienten zuweilen zum Betriebe von Wasserpumpen in Bergwerken. Da bekam i. J. 1763 der Ingenieur James Watt eine solche Maschine zur Ausbesserung. James Watt war ein Sohn unbemittelter Eltern und hatte sich durch großen Fleiß zum tüchtigen Mathematiker und Mechaniker ausgebildet. Als er nun jene alte Ma-

schine vor sich hatte, da erkannte er bald, wie mangelhaft sie sei, aber wie wichtig gute Dampfmaschinen für alle Welt sein müßten. In seinem erfinderischen Kopfe und unter seinen geschickten Händen, aber erst nach vielen Mühen, nahm die Dampfmaschine die Gestalt an, die sie im wesentlichen noch heute hat. — Nun hatte man nicht mehr nötig, Fabriken an Flüssen anzulegen, um sie durch Wasserräder in Gang zu setzen, oder auf den Wind zu warten, der die Windmühlen treibt, oder Göpelwerke durch Pferde, Hunde oder gar Menschen drehen zu lassen. Die starke und nie ermüdende Kolbenstange der Dampfmaschine setzt jetzt die kunstreichen Webstühle in sausende Bewegung, dreht Millionen von Spindeln, hilft Holz und Eisen bohren und hobeln, hebt das Wasser aus der Tiefe der Bergwerke oder drischt auf dem Felde das Korn aus dem Getreide.

2. **Das Dampfschiff.** Ehedem konnte man Schiffe nur durch Wind oder Ruder bewegen. Entstand Windstille, so mußte das Schiff auf offenem Meere still liegen, oft wochenlang. Als nun James Watt gezeigt hatte, wie man Dampfmaschinen bauen muß, da versuchte man, eine solche auf ein Schiff zu setzen, von ihr Schaufelräder im Wasser drehen zu lassen und so das Schiff vorwärts zu treiben. Zum erstenmal glückte das dem Amerikaner Robert Fulton auf der Seine bei Paris (1803). Aber der sonst so kluge Napoleon wollte nichts von der neuen Erfindung wissen. Fulton mußte nach Amerika zurück und baute dort noch ein Dampfschiff, das im Jahre 1807 eine erste Fahrt zwischen New York und Albany den Hudsonfluß hinauf zurücklegte. Zwölf Jahre später durchkreuzte der erste Dampfer den Atlantischen Ozean in 26 Tagen. Heute fahren die großen Hamburgischen und Bremischen Schnelldampfer in 6—7 Tagen nach New York.

3. **Die Eisenbahnen.** Bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts schwankten auf größtenteils elenden Wegen „über Stock und Stein" der schwerfällige Frachtwagen dahin und die langsame Postkutsche. Wohlhabende oder vornehme Leute hatten ihre eignen Reisewagen, für die auf den Poststationen immer frische Pferde genommen wurden. Erst nach den Befreiungskriegen entstanden in Deutschland allmählich künstlich gebaute Landstraßen, auf denen man auch bei schlechtem Wetter fahren konnte, ohne stecken zu bleiben oder umzuwerfen. Daß aber ein Wagen am müheloseſten bewegt werden kann, wenn er nicht

unmittelbar auf dem Erdboden, sondern auf Schienen läuft, das wußte man wohl schon lange. Hier und da, besonders in Bergwerken, gab es auch solche Schienenbahnen, aber Verbreitung hatten sie nicht gefunden. Da machte im Jahre 1804 ein Engländer den Versuch, eine Reihe von Schienenwagen durch eine auf den vordersten Wagen gestellte Dampfmaschine fortbewegen zu lassen. Und wirklich glückte der Versuch. Nun machte sich ein anderer englischer Ingenieur, Robert Stephenson, der wie James Watt ehedem ein armer Junge gewesen war, an die Arbeit, einen bessern Dampfwagen herzustellen. Diesem unermüdlichen Manne gelang das große Werk: am 27. September 1828 konnte der erste mit Personen besetzte Dampfwagenzug abgehen, und im Jahre 1830 wurde zwischen Liverpool und Manchester die erste Eisenbahnlinie für den regelmäßigen Verkehr eröffnet. Die erste mit Lokomotiven befahrene Eisenbahn wurde in Deutschland i. J. 1837 zwischen Leipzig und Dresden vollendet; die i. J. 1835 gebaute Bahn zwischen Nürnberg und Fürth wurde anfänglich nur mit Pferden betrieben. Seitdem ist der Bau von Eisenbahnen mit solchem Eifer gefördert worden, daß jetzt alle Kulturländer der Erde gleichsam mit einem Schienennetze überzogen sind, am dichtesten Sachsen und Belgien. Durch Berge hindurch, auf kühn gebauten Brücken über Täler und Flüsse sausen nun die schnellen Personenzüge und die langen Güterzüge. Selbst über die hohen Alpen und auf ihre Gipfel klimmt die Lokomotive.

64. Die Elektrizität und andre Erfindungen.

1. **Der elektrische Telegraph und der Fernsprecher.** Einrichtungen, um Nachrichten schnell von einem Ort zum andern zu schicken, sind schon im Altertum vorhanden gewesen. Man gab von einem weithin sichtbaren Punkte zum andern verabredete Zeichen, nachts durch Feuer oder Licht. Solche optische Telegraphen arbeiteten oft sehr schnell; so gelangte bei klarem Wetter eine Nachricht von Paris nach Calais in vier Minuten. Aber bei trüber Luft konnte man keine Zeichen geben. Da fanden im Jahre 1833 die Göttingischen Gelehrten Gauß und Weber, daß der elektrische Funke, der einen Draht blitzschnell von einem Ende zum andern durcheilt, zum Zeichengeben sehr geeignet

sei. Der Amerikaner Morse erfand bald darauf eine Vorrichtung, durch die der elektrische Strom mit Hilfe eines Magneten Striche und Punkte auf einen abrollenden Papierstreifen schrieb. Diese Striche und Punkte bedeuteten je nach ihrer Gruppierung Buchstaben und Worte, und so konnte man mühelos ablesen, was in demselben Augenblicke in einem weit entfernten Orte telegraphiert wurde. Nun entstanden bald in allen Ländern Telegraphenlinien (vom Jahre 1843 an), meist in unmittelbarer Verbindung mit den Eisenbahnen, zu deren Betrieb ein so schnelles Verständigungsmittel unentbehrlich war. Aber auch durch das Weltmeer blitzte bald der elektrische Funke. Schon im Jahre 1851 wurde ein sorgfältig in ein Kabel eingeschlossener Draht durch den Kanal zwischen England und Frankreich gelegt. Sechs Jahre darauf machte man sich an die Riesenarbeit, Europa mit Nordamerika durch eine Leitung von mehr als 3500 km zu verbinden. Aber erst nach mehreren verunglückten Versuchen lag (i. J. 1866) das erste Kabel sicher gebettet auf dem Meeresgrunde. Jetzt sind alle fünf Erdteile miteinander durch Kabel verbunden, um deren Herstellung sich zwei Deutsche, die Brüder Werner und Friedrich Siemens, besonders verdient gemacht haben. — Aber nicht genug, daß man in die Ferne hin schreibt, auch das gesprochne Wort trägt der elektrische Funke mit Gedankenschnelle von einem Ende des Drahtes zum andern. Durch den Fernsprecher (das Telephon) können nicht nur Bewohner derselben Stadt miteinander sprechen, als wenn sie bei einander stünden, sondern er wirkt auch auf weite Entfernungen. So kann z. B. ein Berliner mit einem Wiener, Hamburger oder Münchener mündlich verhandeln und in wenigen Minuten in Rede und Gegenrede Dinge erledigen, wozu sonst Briefe, Telegramme oder gar Reisen nötig gewesen wären. Der Fernsprecher wurde erfunden von dem Deutschen Philipp Reis (1860), verbessert von den Amerikanern Graham Bell und Edison, und in Deutschland eingeführt (seit 1877) durch den Generalpostmeister Stephan.

2. **Heizung und Beleuchtung.** Wer heutzutage an einem kalten Winterabend im behaglich geheizten Zimmer beim hellen Lampenscheine sitzt, der meint wohl, anders könne es gar nicht gewesen sein. Und doch zeigt sich auch in der Heizung und Beleuchtung unsrer Wohnräume ein gewaltiger Fortschritt. Man braucht gar nicht an die Zeiten der alten Germanen zurückzudenken, in

deren Wohnungen sich der Rauch des offen brennenden Feuers durch ein Loch im Dache den Weg suchte; nicht an die vornehmen Ritter, die am Kamin oder beim Schein des in die Wand geklemmten Kienspans herumsaßen und den Frühling herbeisehnten; nicht an die Rat- und Bürgerversammlungen im Mittelalter, die „tagen" mußten, weil sie abends ihren Saal nicht ordentlich beleuchten konnten. Nein, noch zum Anfang unsres Jahrhunderts kannten Bürger und Bauern nur qualmende und flackernde Rüböllampen oder Talgkerzen. Wollte man Feuer oder Licht machen, so schlug man mit Stahl und Stein Funken, die man auf Zunder auffing und zur Flamme anfachte. Erst allmählich kam der das Qualmen verhindernde Glascylinder auf den Lampen in Gebrauch, vom Jahre 1820 an das Reibzündhölzchen und um 1830 die Stearinkerze. Der wichtigste Fortschritt aber war die Einführung des Erdöls, des Leuchtgases und des elektrischen Lichts. — Das Erdöl (Petroleum) entquillt in mehreren Ländern, hauptsächlich in Nordamerika und in Rußland, der Erde. Während das teure Rüböl künstliche und kostspielige Lampen nötig machte, brennt das leichtflüssige, im Dochte durch die Erwärmung in brennbares Gas verdunstende Erdöl in ganz einfachen und wohlfeilen Lampen. Ihr helles Licht leuchtet allabendlich auch dem Armen. Ein jeder kann nun nach des Tages Arbeit bequem Bücher und Zeitungen lesen, und deshalb hat die Einführung der Petroleumlampe (vom Jahre 1860 an) einen großen Einfluß auf die geistige Bildung der Menschen ausgeübt. — Das durch Ausglühen der Steinkohlen gewonnene Leuchtgas in großen Behältern (Gasometern) aufzufangen, durch Röhren unterm Erdboden in die Häuser zu leiten und so ganze Städte zu beleuchten, dieser Gedanke wurde zuerst in London (im Jahre 1814) verwirklicht. Bald folgten deutsche Städte, zuerst Berlin und Hannover (1826). Jetzt sind auch die Straßen kleiner Städte allabendlich hell erleuchtet, wenn nicht durch Gasflammen, so doch durch gute Petroleumlampen, und niemand denkt mehr an die nicht so ferne Zeit, wo man seine Handlaterne mitnehmen mußte, wenn man abends einen Weg über die schlecht oder gar nicht gepflasterten Straßen machen wollte. — Das Leuchtgas ist aber mittlerweile schon übertroffen worden vom elektrischen Lichte. In mächtigen Maschinen wird ein gewaltiger elektrischer Strom er-

zeugt, der dem Blitze gleich den Unvorsichtigen töten kann. Aber durch wohlgesicherte Drähte wird der Strom in die Straßen und Häuser geleitet und bringt dort die weißstrahlenden Bogenlampen und die zierlichen Glühlampen zum hellen Leuchten. Eine Drehung des Umschalters, und ein ganzer Saal erstrahlt im hellsten Lichtglanze. Welch ein Abstand von der Zeit, da selbst das hochgebildete Kulturvolk der Römer sich mit dem rußenden Dochte der Öllampe begnügen mußte!

3. **Andre Erfindungen.** Neben diesen allerwichtigsten durch die Dampfkraft und die Elektrizität ermöglichten Erfindungen gibt es noch eine unzählbare Menge anderer, die ebenfalls einen bestimmenden Einfluß auf alle menschlichen Verhältnisse ausgeübt haben. Während die Dampfmaschine vornehmlich in der Großindustrie, in den Fabriken verwendet wird, werden oft kleine Werkstätten mittels einer Gaskraft-, Petroleum- oder elektrischen Maschine betrieben. Die Nähmaschine fehlt fast keinem Haushalte und keiner Nähterin mehr. Unsere Häuser werden durch vorzügliche Öfen, durch Warmwasser-, Dampf- oder Luftheizungen erwärmt. Das Zweirad dient nicht nur zum gesunden Vergnügen, sondern ist zum unentbehrlichen Beförderungsmittel geworden. Auch im Kriegsdienste wird es verwendet, ebenso wie der Luftballon, auf dem kühne Fahrer sich schon in jene Höhen haben hinauftragen lassen, in denen dem Menschen kaum mehr zu atmen möglich ist. Mit Mikroskopen und mit Fernröhren von früher ungekannter Stärke erforschen Gelehrte immer neue Wunder der Erde und des Himmels. Ihre Wahrnehmungen zeichnet mit unfehlbarer Treue die wunderbare Lichtbildkunst, die Photographie, die fast jedem Zweige menschlicher Arbeit zur unentbehrlichen Dienerin geworden ist und außerdem die Wände unsrer Wohnräume mit den Bildern unsrer Lieben schmückt. Man hat unser Zeitalter das „eiserne" genannt; es könnte auch das „papierene" heißen. Denn unendlich ist die Art und Zahl der Gegenstände, die aus Papier hergestellt werden. Durch sinnreiche Maschinen wird die mächtige Papierrolle binnen kurzer Zeit in Tausende von gedruckten und gehefteten Zeitungsnummern verwandelt. Andere Maschinen pressen die Papiermasse zu zierlichen Obstschüsseln, wieder andere zu stahlharten, metallisch klingenden Eisenbahnrädern. — Aus der Runkelrübe gewinnt man den weißen

Zucker, aus schwarzem Teer das farbenprächtige Anilin, aus Erde und Gestein das eisenharte, aber federleichte Aluminiummetall.

65. Folgen der Erfindungen.

1. **Das tägliche Leben.** So gibt es fast kein Gebiet des menschlichen Lebens, das nicht in neuerer Zeit durch große und kleine Erfindungen in irgend einer Weise verändert worden wäre. Früher blieb der einzelne oft sein Leben lang an die Heimat gebunden; denn das Reisen war teuer, mühselig und gefährlich. Die Erzeugnisse des Bodens mußten an Ort und Stelle verbraucht werden; denn die Versendung war schwierig, und dem Frachtwagen konnte man wenig aufladen. In ein und demselben Staate konnte daher hier Überfluß, dort Teurung und Hungersnot sein. Was man an Kleidung und an Hausrat bedurfte, wurde im Hause selbst verfertigt oder von ehrsamen Handwerksmeistern und ihren Gesellen in langsamer Arbeit hergestellt. Heute tragen Dampfschiffe und Eisenbahnen die Menschen und Güter für verhältnismäßig wenig Geld schnell und sicher nach allen Himmelsgegenden, nach den entlegensten Ländern und Orten. Unzählige Menschen wechseln wegen irgend eines Vorteils den Aufenthaltsort oder machen zur Belehrung oder zum Vergnügen große Reisen. Hunderttausende von Auswandrern versuchen alljährlich in fernen Ländern ihr Glück. Auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen befördert die Post Briefe und Pakete über die ganze bewohnte Erde in kurzer Frist gegen geringe Gebühr. Was man in dem einen Lande bedarf, wird oft in dem andern, gar jenseits des Meeres durch den Telegraphen bestellt. In Deutschland essen wir Korn aus Rußland, aus Indien, aus Amerika; bauen wir Häuser aus amerikanischem und schwedischem Holze; brennen wir zum Teil englische Steinkohlen. Unsre Erzeugnisse gehen dafür in alle Welt. Niemand webt mehr im Hause Tuch oder Leinwand, sondern was wir zur Kleidung und Hauseinrichtung brauchen, wird massenweise in Fabriken hergestellt, wohlfeiler und schöner als es die geschickteste Hand eines einzelnen könnte. Die einfachste Wohnung enthält Hausrat, der noch vor hundert Jahren ein ausschließliches Vorrecht des Reichen war.

2. **Gewerbe und Handel.** Besser und billiger als Menschenkraft arbeitet also die Maschine. Um sie herum, zu ihrer Leitung

und Bedienung, sammelten sich in den Fabriken die früher in einzelnen Werkstätten zerstreuten Meister, Gesellen und Lehrlinge. Das Fabrikwesen kam zu ungeahnter Blüte, und oft wuchsen um die Dampfschornsteine und Hochöfen herum ausgedehnte Ortschaften, wie z. B. in Essen um die Kruppsche Geschützgießerei. Der schnelle und hohe Verdienst in den Fabriken lockte auch viele Leute vom Lande in die Städte. Sie gaben die landwirtschaftliche Tätigkeit auf, später dabei durch das Recht der Freizügigkeit begünstigt. Dadurch entstand Mangel an Arbeitskräften auf dem Lande, so daß die Gutsbesitzer, besonders in den Industriebezirken, gezwungen wurden, Landarbeiter mit hohen Löhnen aus andern Gegenden heranzuziehen (Sachsengänger). Die ungeheure Erzeugung der Fabrikwaren und ihr oft schwankender Absatz verursachten mitunter starke Preisverringerungen. Dadurch sahen sich die Fabrikbesitzer gezwungen, auch die Löhne ihrer Arbeiter herabzusetzen. Diese wieder stellten zu gewinnbringender Zeit ihrerseits erhöhte Forderungen und legten, um einen Zwang auszuüben, wohl in ganzen Scharen an einem Tage die Arbeit nieder, sie streikten. Dann mußten die Fabriken stillstehen oder konnten doch weniger leisten, als nötig war. Reiche Leute wurden häufig Mitbesitzer der Fabriken (Aktionäre) und gewannen als solche Reichtümer, ohne sich an der Arbeit zu beteiligen. Dadurch entstand ein Gegensatz zwischen Besitzenden (Kapitalisten) und Arbeitern. Die Arbeiter behaupteten, nur ihnen gebühre der durch ihre Arbeit herbeigeführte Gewinn. Die fleißige unermüdliche Arbeit ihrer Hände ist gewiß unentbehrlich und ehrenwert; sie überschätzten sie aber und achteten die Klugheit, den Verstand, die Kenntnisse, das Wagnis und die Sorge der Fabrikherren und Fabrikleiter für nichts. Von redegewandten Leuten ließen sie sich vorspiegeln, sie seien die „Enterbten", und nicht eher werde ihr Elend besser werden, als bis die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung von Grund aus umgestürzt und dafür ein Staat errichtet sei, in dem alle Bürger eine Gesellschaft mit gleichen Rechten, gleichen Pflichten und gleichem Einkommen bildeten. Kaiser und Fürsten dürfe es in dieser Gesellschaft nicht mehr geben; ob jemand an Gott glauben wolle, das sei Privatsache; kein Gott, kein Fürst habe mehr zu regieren, sondern allein das Volk! Sie wollten also eine gesellschaftliche (soziale), auf Volksherrschaft (Demokratie) beruhende

Neuordnung des Staatswesens und nannten sich daher *Sozialdemokraten*. — Die „Arbeiter", wie sich die Fabrikarbeiter gern nennen, als ob sie allein es seien, die arbeiten, waren aber nicht der einzige Stand, der Unzufriedenheit zeigte. Auch andre Stände litten unter der Umgestaltung aller Arbeitsverhältnisse, vor allem der *Handwerkerstand*. Mit der Schnelligkeit, Ausdauer und Genauigkeit der Maschine konnte der Handwerksmeister nicht gleichen Schritt halten. Manche Gewerbe verloren immer mehr ihren „goldnen Boden". Das wirkte schädigend auf die sprichwörtlich ehrsame Gesinnung der Handwerker; viele verarmten und vermehrten die Scharen der Unzufriednen. — Auf den *Handel* hatten die neuen Verkehrsmittel zwar belebend eingewirkt, und der Kaufmann steht mehr denn je im Getriebe des *Weltverkehrs*. Aber je weitverzweigter der Geschäftsbetrieb wurde, desto mehr wurden auch die Kaufleute der verschiednen Länder in Wohl und Wehe voneinander abhängig. Brechen in dem einen Lande Unruhen oder Kriege aus, die den Handelsverkehr zum Stocken bringen, so kommen die Handelshäuser andrer Länder durch das Ausbleiben von Zahlungen oder durch starke Veränderungen der Preise in Verluste. Sie müssen sich dann oft für bankrott erklären, d. h. sie erklären, daß ihr Vermögen nicht mehr hinreiche, um ihre Schulden zu bezahlen, und schließen ihr Geschäft. Wem sie Geld schuldig sind, der verliert seine Forderung ganz oder zum Teil und wird deshalb wohl selbst bankrott. Kommen solche Bankrotte infolge ungünstiger Handelsverhältnisse massenhaft vor, so nennt man das eine *Handelskrisis*.

3. **Wirkungen auf das Staatswesen.** So wohltätig also die großen Erfindungen in vieler Hinsicht auch gewirkt haben, so stark sind doch die Gegensätze und die Verwirrungen, die das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität dem deutschen Volke und andern gebracht hat. Zu dem *Streben nach bürgerlicher Freiheit* und nach der *deutschen Einheit* kommen also noch folgenreiche *Wandlungen des wirtschaftlichen Lebens*. Von diesen drei Volksbewegungen wird die deutsche Geschichte nach den Freiheitskriegen hauptsächlich beeinflußt. Aber dieser Einfluß trat nicht plötzlich, sondern ganz allmählich ein und dauert jetzt noch fort. Die Wirkungen wurden jedoch schon deutlich fühlbar in dem vierten bis sechsten Jahrzehnt

unseres Jahrhunderts, gegen das Ende einer fünfzigjährigen Friedenszeit, die dem deutschen Volke nach den Stürmen der napoleonischen Kriege beschieden war.

66. Preußens Erstarkung. Innere Kämpfe.

1. **Friedenstätigkeit Friedrich Wilhelms** III. Dieser fromme und gerechte König regierte seit dem Ausgange der Freiheitskriege noch ein Vierteljahrhundert über sein Volk, und seine Regierung war für Preußen wohltätig und gesegnet. Die Wunden, welche die Franzosen seinem Lande geschlagen hatten, heilten in überraschend kurzer Zeit. Treffliche Einrichtungen brachten die Staatsverwaltung in den besten Zustand. Der besondern Fürsorge des Königs hatte sich das Militärwesen zu erfreuen. Die allgemeine Dienstpflicht, die der Kriegsminister Scharnhorst eingeführt hatte, blieb bestehen. Preußen erhielt dadurch ein so zahlreiches, treffliches Kriegsheer, daß es, obwohl die kleinste der europäischen Großmächte, doch seine Stellung unter ihnen ehrenvoll behaupten konnte. — Nicht minder rühmlich erwies sich des Königs Tätigkeit in der Sorge für den Volksunterricht, der sich über alle Stände erstrecken und auch den ärmsten Kindern zu teil werden sollte. Das preußische Schulwesen erlangte bald einen hohen Ruf und diente andern Ländern als Vorbild. — Ein gesegnetes Werk, das unmittelbar vom Könige angeregt wurde, war die Vereinigung oder Union der lutherischen und reformierten Kirche. Durch diese Vereinigung der bis dahin getrennten evangelischen Kirchen in Preußen wurde die dritte Jubelfeier der Reformation auf die würdigste Weise begangen (1817). Die meisten andern deutschen Staaten führten gleichfalls die Union ein. — Endlich förderte Preußen die Einigung des deutschen Vaterlandes durch die Gründung des Zollvereins. Bis dahin hatte jeder der deutschen Staaten an seinen Grenzen Zölle erhoben von den Waren, die aus dem „Auslande", d. h. einem andern Staate kamen, gleichviel ob das ein deutscher oder ein fremder war. Das wurde nun auf Preußens Betreiben anders. Die im Zollverein verbündeten deutschen Staaten erhoben untereinander keinen Zoll mehr, sondern nur noch von den nicht dem Zollverein angehörenden Ländern; die Zolleinnahmen teilten sie unter sich nach der Zahl der Einwohner. Bis auf

Österreich und einige norddeutsche Gebiete schloß sich bald ganz Deutschland an, zuletzt die thüringischen Staaten. „In der Neujahrsnacht des Jahres 1834 harrten auf allen Landstraßen Mitteldeutschlands die Frachtwagen hochbeladen in langen Zügen vor den Mauthäusern, umringt von fröhlich lärmenden Volkshaufen. Mit dem letzten Glockenschlage des alten Jahres hoben sich die Schlagbäume; die Rosse zogen an, und unter Jubelruf und Peitschenknall ging es vorwärts durch das befreite Land."

2. **Friedrich Wilhelm IV.** (1840—1861). Dem von seinen Untertanen wie ein Vater betrauerten König Friedrich Wilhelm III. folgte auf dem Thron sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. Er war ein Fürst von hoher Begabung und seltner Geistesbildung. Bei seinem Regierungsantritt erklärte er, daß er entschlossen sei, in den Wegen des Vaters zu wandeln und für die Erhaltung des segensreichen Friedens Sorge zu tragen, den jener errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt habe. Bei den Huldigungsfesten in Königsberg und Berlin gelobte er feierlich, „ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst zu sein, das Regiment in der Furcht Gottes und Liebe der Menschen zu führen, mit offenem Auge, wenn es die Bedürfnisse der Völker, mit geschlossenem, wenn es die Gerechtigkeit gilt". Da steigerten sich zur Begeisterung die schönen Hoffnungen, die das Volk dem neuen Herrscher entgegentrug. Auch bekundeten des Königs Handlungen die trefflichsten Absichten. Den Wissenschaften gewährte er jegliche Unterstützung. Gelehrte und geistvolle Männer zog er in seine Nähe; mit Alexander von Humboldt, dem großen Naturforscher, verkehrte er wie mit einem Freunde. In der Liebe zu den Künsten glänzt sein Name neben dem seines Zeitgenossen und Schwagers, des kunsteifrigen Königs Ludwig I. von Bayern. Wie dieser sein München mit Prachtbauten schmückte und durch seine Anregung und Freigebigkeit unzählige Meisterwerke der Bildnerei und Malerei ins Dasein rief, so ließ Friedrich Wilhelm IV. außer vielen andern Bauwerken die schönste und erhabenste Kirche, den Kölner Dom (Tafel VI) weiterbauen und in Berlin seinem Ahnen Friedrich dem Großen das großartigste Standbild errichten, das die deutsche Bildhauerkunst hervorgebracht hat. Für das kirchliche Leben, für Stiftungen der Frömmigkeit und Wohltätigkeit hatte er stets ein warmes Herz und eine freigebige Hand. „Ich und mein Haus,

wir wollen dem Herrn dienen," bekannte er laut vor den Vertretern seines Volkes.

3. **Die preußische Verfassung.** Der edle König, der redlich das Beste seines Landes erstrebte, aber freilich auch von der Machtfülle seiner Königskrone nichts den Wünschen seines Volkes opfern wollte, mußte den Schmerz erleben, daß dieses sich gegen ihn empörte. Die Mißverständnisse zwischen Fürsten und Völkern (s. Nr. 59, 2) waren immer schärfer geworden, nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, besonders in Frankreich. Da brach im Februar des Jahres 1848 in Paris eine neue Revolution aus, wobei der König Louis Philipp vertrieben und Frankreich zur Republik erklärt wurde. In Deutschland gab diese Pariser Februarrevolution sofort den Anstoß zu gewaltigen Bewegungen. Unzählige Wünsche und Forderungen wurden laut, verständige und törichte, berechtigte und verbrecherische. Stürmisch erschallte der alte Ruf nach Erweiterung der Volksfreiheit und Veränderungen der Staatsverfassung. Laut begehrte man von den deutschen Fürsten, den Bundestag abzuschaffen und das gespaltene Deutschland zu einem wohlgeordneten mächtigen Gesamtreiche zu einigen. An mehreren Orten durchbrach das Volk im Freiheitstaumel die Schranken der Ordnung, und es kam namentlich in den Hauptstädten zu gefährlichen Aufständen, so in Berlin, Dresden und Wien. Allein nirgends errangen die Aufrührer einen dauernden Sieg; allerorten wurden sie niedergeworfen, meist durch die Macht preußischer Waffen. Das Ergebnis dieser stürmischen Zeit war, daß fortan in den meisten deutschen Staaten den Bürgern Anteil an der Gesetzgebung des Staates gewährt wurde. Auch in Preußen wurde eine Verfassung nach langen mühevollen Beratungen vollendet (1850). Seitdem schwört jeder preußische König beim Regierungsantritt, daß er die Verfassung aufrecht erhalten und in Übereinstimmung mit ihr und den Gesetzen regieren werde.

4. **Die Kaiserwahl.** Aber nicht nur die einzelnen Staaten, sondern das ganze Deutschland, so wollte das deutsche Volk, sollte fortan nach einer Verfassung regiert werden. Um eine solche zu beraten, trat im Mai 1848 in Frankfurt a. M. eine große Nationalversammlung zusammen. Notwendig mußte das Reich, wenn es dauernd geordnet werden sollte, ein starkes Oberhaupt haben, das die Widerstrebenden zu unterwerfen und

sich Gehorsam zu verschaffen die Macht hatte. Diese Ansicht drang immer mehr in der Versammlung durch. Nach Vollendung des Verfassungswerkes beschloß sie, den König von Preußen als erblichen Kaiser an Deutschlands Spitze zu stellen (28. März 1849). Diese Kaiserwahl war ein großer bedeutungsvoller Schritt. Die ersehnte Einheit des Vaterlandes schien erreicht; manches deutsche Herz jubelte in froher Hoffnung auf. Aber die Nationalversammlung hatte die Herrschergewalt des neugewählten Kaisers durch die von ihr beschlossene deutsche Reichsverfassung allzusehr eingeschränkt. Andrerseits hatten viele der deutschen Fürsten keine Neigung, ihre Macht durch einen deutschen Kaiser einengen zu lassen. Österreich, dessen Einwohner zum größten Teil keine Deutschen sind, konnte ohnehin nicht dem neuen Reiche angehören. Der König von Preußen sah voraus, daß die Annahme der Kaiserkrone ihn und sein Land in viele schwere Kämpfe führen werde. Als eine feierliche Gesandtschaft der Nationalversammlung vor ihm erschien, lehnte er die Kaiserwürde ab. Jedoch bemühte sich Preußen, durch Verhandlungen mit den andern deutschen Staaten eine engere Einigung Deutschlands herbeizuführen. Dem widersetzte sich hauptsächlich Österreich, das Preußen keinen erhöhten Einfluß einräumen wollte. Es kam zwischen beiden Mächten zu heftiger Spannung; schon drohte der Krieg auszubrechen. Da entschloß man sich, um den Frieden zu erhalten, den abgeschafften Bundestag wieder einzusetzen, so mangelhaft er war. Die Neugestaltung Deutschlands war völlig gescheitert. Klar hatte es sich herausgestellt, daß die Einheit des Vaterlandes nimmer durch Reden und Beschlüsse zustande kommen werde. Es sollte unserm Volke nicht erspart bleiben, seine Einigung in hartem, blutigem Kampfe auf dem Schlachtfelde zu erringen.

67. Wilhelm I., der Große.

(Tafel VIII.)

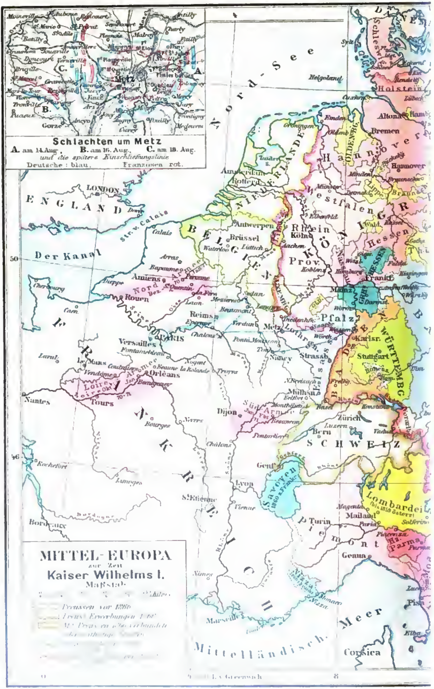
1. **Seine Bedeutung.** In jedem der drei letzten Jahrhunderte sehen wir unter den Hohenzollernschen Fürsten stets einen Herrscher besonders hervorragen. Es ist, als ob sich das göttliche Walten in schweren Zeiten, wo dem deutschen Volke ernste Gefahren drohten, stets einen Hohenzollern gewählt hätte, um Deutschland aus der Ohnmacht zu erretten, ihm Ansehen

und Macht zu erkämpfen und es wieder emporzuführen zu den Höhen von Macht und Freiheit. Wie Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst den preußischen Waffenruhm durch die Niederwerfung Schwedens begründete, wie Friedrich der Große dem deutschen Namen wieder Achtung und Anerkennung errang und Preußen zu einer Großmacht erhob, so hat Wilhelm der Große durch seine ruhmvolle Regierung, durch seine beispiellosen Siege, durch seine staunenswerten Werke des Friedens dem deutschen Volke wieder ein großes einiges Vaterland geschaffen und Deutschland aus ohnmächtiger Zersplitterung zur gebietenden Weltmacht erhoben.

2. **Seine Jugend.** Prinz Wilhelm wurde am 22. März 1797 geboren. Er war der zweite Sohn Friedrich Wilhelms III. und der unvergeßlichen Königin Luise. Schon früh, in den Tagen des Schreckens und der Niederlagen, lernte der Prinz die schweren Schicksalschläge fühlen, die das preußische Königshaus und sein armes Vaterland trafen. An den Tränen seiner Mutter und an den bekümmerten Gesichtszügen seines Vaters erkannte der Knabe das Unglück, das auf Preußen lastete. Unauslöschlich prägten sich alle jene traurigen Scenen der Flucht seinem Gemüte ein, und mit bebendem Herzen lauschte er auf die Worte der unglücklichen Mutter, als sie auf der Flucht zu ihren Söhnen sagte: „Ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtnis zurück! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern. Werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden! Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein." Wenige Jahre darauf sah Prinz Wilhelm seine über alles geliebte Mutter ins Grab sinken. Aber ihr Bild lebte weiter in seiner Seele, und die Erinnerung an diese unvergleichliche Mutter war ihm ein heiliges Vermächtnis, ein Trost und ein Sporn in den Tagen schwerer Prüfung. Schon früh zeichnete sich der Prinz durch seinen ernsten Charakter aus, durch seinen praktischen Geist und durch einen ausgeprägten militärischen Sinn. Voll Begeisterung setzte der sechzehnjährige Jüngling es durch, daß er den Krieg gegen Napoleon im Jahre 1814 mitmachen durfte. Ja, er zeigte so viel Mut und Entschlossenheit, daß ihm das eiserne

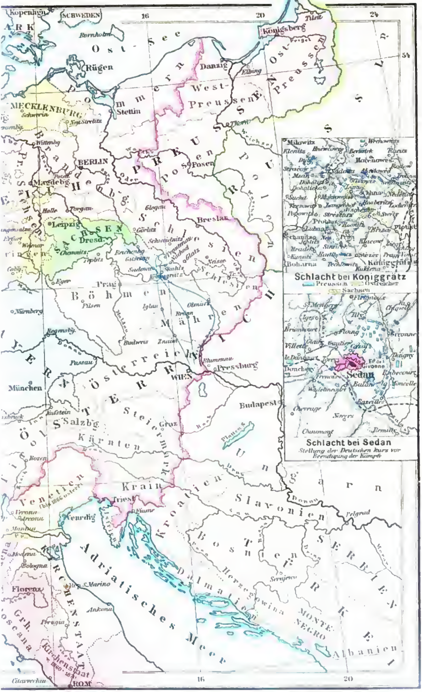
Kreuz zu teil wurde. An der Seite seines Vaters zog er mit den siegreichen Truppen in Paris ein. Im nächsten Jahre wurde Prinz Wilhelm konfirmiert, und hierzu hatte er seine „Lebensgrundsätze und Gelöbnisse" niedergeschrieben. „Ich weiß," sagte er darin, „was ich als Mensch und Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann. Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will unablässig tätig sein, meine Kräfte auf das beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht. Verderbte Menschen und Schmeichler will ich von mir weisen." Nach der Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich rückte der Prinz noch einmal ins Feld, und zum zweitenmal zog er in die französische Hauptstadt siegreich ein.

3. **Prinz Wilhelm bis zum Regierungsantritt.** Von jetzt ab widmete sich Prinz Wilhelm ganz der Pflege des preußischen Militärwesens, und mit freudigem Stolze schaute das Heer in dem ritterlichen Prinzen ein hohes Vorbild kriegerischer Tüchtigkeit. 1829 vermählte er sich mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, einer Fürstin von hoher geistiger Begabung und edelster vaterländischer Gesinnung. Zwei Kinder wurden ihnen geboren: Prinz Friedrich Wilhelm, am 18. Oktober 1831 (später Kaiser Friedrich III.), und Prinzessin Luise (später Großherzogin von Baden), am 3. Dezember 1838. Da Friedrich Wilhelm IV. kinderlos war, so erhielt Prinz Wilhelm schon im Jahre 1840 als der mutmaßliche Thronfolger den Titel „Prinz von Preußen". Er verlangte ein festes, zielbewußtes Regiment, erklärte sich im Jahre 1848 zwar mit der dem Volke gegebnen Verfassung einverstanden, wollte aber jede schwache Haltung der Regierung während der unruhigen Zeit vermieden wissen. Deshalb forderte er, daß der verderbliche Volksaufstand in Berlin mit Waffengewalt rücksichtslos niedergeschlagen würde. Die Wut der Volksverführer richtete sich nun gegen den Prinzen, und der König hielt es für geraten, ihn nach England zu schicken. Hier aus der Ferne lernte er die deutschen Verhältnisse deutlicher überblicken, und die Bestimmung des preußischen Staates in der deutschen Einheitsfrage wurde ihm klar. Als er wieder nach Preußen zurückgekehrt war, brach im Großherzogtum Baden und in Rheinbayern eine Revolution aus (1849). Der Prinz von Preußen erhielt den Befehl, den Aufstand zu



R. Voigtländer's Verlag in Leipzig.

No. IV.



Druck von Rudolf Loës in Leipzig.

unterdrücken, und in wenigen Wochen hatte er die Empörer niedergeworfen und Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Durch seine echt deutsche Gesinnung, seine Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe und Entschiedenheit hatte der Prinz bald die Herzen des Volkes für sich gewonnen, und selbst seine Gegner zollten ihm die größte Achtung. Daher waren alle deutschgesinnten Männer voll freudiger Hoffnung, als der Prinz von Preußen während der schweren Krankheit des Königs die Regentschaft im Jahre 1858 übernahm.

68. Kriege mit Dänemark und Österreich.

(Karte IV.)

1. **König Wilhelm von Preußen.** Als Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1861 starb, bestieg König Wilhelm I. den preußischen Thron. Unter großer Pracht und Feierlichkeit setzte er sich am 18. Oktober 1861, dem Jahrestage der Leipziger Siegesschlacht, in der alten preußischen Krönungsstadt Königsberg die Krone aufs Haupt. Die wichtigste Aufgabe seiner Regierung fand er zunächst in der Erhöhung der Wehrkraft seines Volkes. Allein da die Vermehrung der Zahl kriegsbereiter Truppen notwendig mit erheblichem Kostenaufwande verbunden war, so stellten sich der Ausführung der königlichen Absichten unsägliche Schwierigkeiten entgegen. „Des Volkes Lasten werden zu groß; es vermag die neue gewaltige Waffenrüstung nicht zu tragen," riefen zahlreiche Abgeordnete des preußischen Landtages. Voll ungestümer Leidenschaft eiferte man gegen die Umbildung des Heeres, gleich als wäre sie ein überflüssiger kostspieliger Schmuck, nicht aber ein Gebot der Notwendigkeit, ein unerläßliches Mittel zur glorreichen Erhebung Preußens, zur endlichen Neugestaltung und Einigung des gesamten deutschen Vaterlandes. Da bedurfte es unerschütterlicher Ausdauer, um festzuhalten und fortzuarbeiten an dem so heftig angefeindeten wichtigen Werke. Der König im Verein mit seinen Ministern Bismarck und Roon (vgl. Nr. 66 u. 68) bewährte diese Ausdauer; mit Heldenkraft überwand er alle Hindernisse, die sich ihm entgegentürmten, und wurde der Neubegründer des preußischen Heerwesens.

2. **Krieg gegen Dänemark** (1864). Die Trefflichkeit der Neugestaltung des Heeres sollte sich bald glanzvoll bewähren.

Als im Jahre 1863 der König Christian IX. von Dänemark den Thron bestieg, genehmigte er eine neue Verfassung, wodurch das mit dem deutschen Herzogtum Holstein „up ewig ungedeelt" verbundene Herzogtum Schleswig dem dänischen Staate völlig einverleibt und seiner althergebrachten Freiheiten beraubt wurde. Einen solchen Gewaltschritt durfte Deutschland nicht ungestraft lassen. Nach Beschluß des deutschen Bundestages rückten Sachsen und Hannoveraner in Holstein ein. Vor ihnen wichen die dänischen Truppen nach Schleswig. Am 1. Februar 1864 drang ein preußisch-österreichisches Heer über den Eiderfluß in das Herzogtum Schleswig ein. Die Dänen zogen sich in eine Befestigung zurück, in die Düppeler Schanzen.

3. **Die Düppeler Schanzen.** Diese Schanzen liegen an der Ostküste von Schleswig, auf einem Höhenzuge gegenüber der kleinen Insel Alsen, und gewährten den Dänen eine sehr feste Stellung. Ihre Eroberung, die schwerste Arbeit des ganzen Krieges, fiel den Preußen zu, die der Prinz Friedrich Karl befehligte, König Wilhelms I. Neffe. Sieben Wochen dauerte die Belagerung und Beschießung: da erfolgte am 18. April 1864 der Sturm. Den ganzen Tag vorher hatten die Belagerungsgeschütze ein verheerendes Feuer auf die Schanzen unterhalten; frühmorgens am Entscheidungstage begannen sie von neuem. In der Nacht waren die zum Sturme bestimmten Truppen in aller Stille in die Laufgräben gerückt. Dort harrten sie klopfenden Herzens des Zeichens, die Offiziere die Uhr in der Hand. Da um 10 Uhr morgens schweigt plötzlich der Kanonendonner, und die Stürmenden brechen aus den Gräben hervor. In wenigen Minuten sind sie an den Festungsgräben, hinein, hinüber! Vor einer Schanze hindert eine dichte Mauer von Schanzpfählen die Stürmer. Da hängt der Pionier Klinke einen Pulversack dran und zündet ihn an. Das Pulver blitzt auf: am Boden liegen die Pfähle, am Boden zerrissen aber auch der opferfreudige Held. Der Weg zur Schanze ist offen, und bald wehen auf ihr und auf allen andern die preußischen Fahnen. — Der Tag von Düppel sollte das erste Blatt in dem Lorbeerkranze König Wilhelms sein. Nachdem auch die Insel Alsen erobert und ganz Jütland besetzt worden war, schlossen die Dänen Frieden und entsagten allen Ansprüchen auf die Herzogtümer Schleswig und Holstein und auf das Herzogtum Lauenburg an der Elbe.

4. **Der Krieg gegen Österreich** (1866). Die Heereseinrichtungen des Königs hatten sich im dänischen Kriege glänzend bewährt. Die Achtung vor Preußen und seiner Macht war in allen deutschen Landen gewaltig gestiegen, und die Zahl derer, die ein einiges Deutschland unter Preußens Führung herbeisehnten, wuchs beständig. Dies Ansehen Preußens aber erregte Österreichs Mißgunst, vor allem mochte es nicht dulden, daß Preußen an Land und Leuten wachse. Als durch den glücklichen Krieg gegen Dänemark Schleswig-Holstein in den gemeinsamen Besitz beider Mächte gekommen war, wollte Österreich aus diesem Lande einen neuen deutschen Kleinstaat unter dem Prinzen von Augustenburg bilden, nur damit es nicht an Preußen fiele. Allein der Besitz Schleswig-Holsteins war für das nahgelegene Preußen zu wertvoll; denn die von zwei Meeren umschlungnen Herzogtümer enthalten treffliche Seehäfen, deren die junge preußische Kriegsflotte zu ihrem Gedeihen dringend bedurfte. Kein Wunder, daß Preußen die mit seinem Blute befreiten Lande festzuhalten und dauernd mit sich zu verbinden strebte. Diesem Plane widersetzte sich Österreich mit aller Entschiedenheit, und so verwandelte sich die Waffenbrüderschaft, die Preußen und Österreich im Kriege gegen Dänemark verbunden hatte, bald in eine bedenkliche Spannung. Auch alle die mittleren und mehrere kleine deutsche Staaten gönnten Preußen keinen Machtzuwachs und rüsteten sich, Österreich Beistand zu leisten. Wollte Preußen nicht schimpflich zurückweichen, so mußte es zum Kampfe kommen. Es galt einen Krieg von gewaltiger Bedeutung für ganz Deutschland. Durch ihn mußte es sich entscheiden, ob Deutschlands Spaltung und Schwäche unter der alten Bundesverfassung mit Österreichs Oberleitung fortdauern sollte, oder ob Preußen siegreich die ersehnte Neugestaltung des deutschen Vaterlandes herbeiführen werde.

5. **Die Besiegung der norddeutschen Gegner.** Am 16. Juni 1866 brach der Krieg aus. Rasch rückten die Preußen gleichzeitig in Hannover, Kurhessen und in Sachsen ein; in wenigen Tagen waren diese Länder in ihren Händen, ohne daß Blut geflossen war. Denn das sächsische Heer wich nach Böhmen zurück; die kurhessischen Truppen verließen ihr Land, und die Hannoveraner zogen gen Süden, um sich zu den Bayern durchzuschlagen. Allein ein preußischer Heerhaufe hielt sie durch

das Gefecht bei Langensalza (27. Juni) so lange fest, bis neu herangezogene Truppen sie von allen Seiten umringten. Da mußte das ganze hannöversche Heer, gegen 18000 Mann, die Waffen strecken. Hiermit war Preußen seiner Feinde in Norddeutschland entledigt.

6. **Die Schlacht bei Königgrätz.** Österreich hatte in Böhmen ein Heer von 250000 Mann, dem sich noch 24000 Sachsen anschlossen. Den Oberbefehl über diese gewaltige Streitmacht führte der Feldzeugmeister Benedek. Von Sachsen und Schlesien her rückten ihm die Preußen entgegen, in drei Heere geteilt. In mehreren siegreichen Gefechten drängten sie die Österreicher zurück, die sich bei der kleinen Festung Königgrätz in einer starken Stellung zur Entscheidungsschlacht versammelten. Den Oberbefehl über die gesamte preußische Heeresmacht übernahm König Wilhelm. Von dem preußischen Heere konnte sich anfänglich nur ein Teil am Kampfe beteiligen; ein andrer Teil, unter Führung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, stand noch meilenweit entfernt und konnte erst nach langem, beschwerlichem Marsche auf dem Schlachtfelde eintreffen. So waren die Österreicher beim Beginn der Schlacht viel zahlreicher als die Preußen. Dennoch begann König Wilhelm, der Tapferkeit seiner Krieger vertrauend, am 3. Juli morgens den Angriff. Das preußische Fußvolk war mit dem vortrefflichen Zündnadelgewehr bewaffnet, statt mit den alten Vorderladegewehren, wie die Österreicher sie noch führten. Aber der Feind war übermächtig. Schon war die Mittagstunde vorüber und noch waren keine Vorteile errungen, unentschieden schwankte die Schlacht. Mit Spannung schauten der König und seine Generale durch die Ferngläser, ob die Armee des Kronprinzen noch nicht anrücke. Endlich erscheint der ersehnte jugendliche Held zur rechten Stunde, wie der alte Blücher bei Belle-Alliance. Mit Ungestüm werfen sich seine Regimenter auf den Feind und fassen ihn in der Flanke und im Rücken. Die Anhöhen, die den Österreichern eine starke Stellung geboten hatten, werden in stürmendem Anlaufe genommen. Damit ist der Kampf entschieden; unaufhaltsam bringt die ganze preußische Schlachtreihe vorwärts. Der König selbst setzt sich an die Spitze. Mitten in das heftigste Granatfeuer hinein sprengt der kriegsfreudige Held. Als ihn der Minister Graf Bismarck mit den Worten anhält: „Als Ministerpräsident

habe ich die Pflicht, Ew. Majestät zu bitten, nicht die augenscheinliche Gefahr aufzusuchen," entgegnet er freundlich: „Ich kann doch nicht davonreiten, wenn meine brave Armee im Feuer steht." „Dem König gerät's!" sagten abends siegesfroh die Soldaten.

7. **Die Preußen vor Wien und der Friede.** Durch den Sieg bei Königgrätz war der Feldzug entschieden. Fast ohne Widerstand drangen die Preußen bis vor Wien, das zerrüttete österreichische Heer verfolgend. Wo es noch zu Gefechten kam, wurden die Österreicher geschlagen. Der Einzug des Siegers in die stolze Kaiserstadt stand bevor. Und da auch die süddeutschen Verbündeten Österreichs in den Gegenden am Main in mehreren Gefechten geschlagen worden waren, so erklärte sich Österreich zum Frieden bereit. Auf dem Schlosse zu Nikolsburg wurde ein Waffenstillstand geschlossen, an dessen Stelle bald der Friede zu Prag trat (23. Aug. 1866).

8. **Der Norddeutsche Bund.** In dem Prager Frieden wurde der bisherige Deutsche Bund für aufgelöst erklärt, Österreich schied aus Deutschland aus, erkannte den Bund der norddeutschen Staaten an, der von Preußen geschaffen werden sollte, und trat alle seine Rechte auf Schleswig-Holstein an Preußen ab. Außer Schleswig-Holstein wurden auch das Königreich Hannover, das Kurfürstentum Hessen, das Herzogtum Nassau und die Freie Stadt Frankfurt am Main dem preußischen Staate einverleibt. Preußen gründete nun den Norddeutschen Bund, dem alle Staaten nördlich vom Main beitraten. So hatte König Wilhelm durch zwei glorreiche Kriege Norddeutschland zu einer fest geschlossenen Macht geeinigt. Auch die süddeutschen Staaten: Bayern, Württemberg, Baden und Hessen hatten sich bereit erklärt, ihre gesamte Wehrkraft im Falle eines auswärtigen Krieges unter den Oberbefehl des Königs von Preußen zu stellen.

9. **Des Königs Ratgeber.** Diese herrlichen Erfolge verdankte König Wilhelm, außer seiner eignen Weisheit und Festigkeit, außer dem Heldenmute seines Heeres, besonders drei Männern: dem Ministerpräsidenten von Bismarck, dem Kriegsminister von Roon und dem General von Moltke. Ein Herrscher kann nicht alles allein tun. Seine größte Kunst ist, an jede Stelle der Staatsverwaltung den dafür geeignetsten

Mann zu berufen; seine größte Tugend, zu tüchtigen Männern ein festes Vertrauen zu haben. „Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, auch wo sie mir mißfallen könnte.“ Dies Gelöbnis aus früher Jugend hat König Wilhelm treulich gehalten sein Leben lang, vor allem gegen jene drei Männer, mochten Haß, Neid, Verblendung noch so sehr gegen sie toben oder arglistige Verleumdung sie umschleichen.

69. Otto von Bismarck.

(Tafel VII.)

1. **Seine Jugend.** Die Familie Bismarck ist ein altes märkisches Adelsgeschlecht. Ihre Vorfahren sind in die ehemals slavische Altmark als reisige Ritter gekommen, haben dort mit dem Schwerte Deutschtum und Christentum verbreiten helfen (s. Nr. 28, 1) und wurden mit einer Burg belehnt, die Bischofs-Marke, d. i. Bischofsgrenze, genannt wurde. Der Name Bischofsmarke ist dann zu Bismarck verkürzt worden. — Otto von Bismarck wurde am 1. April 1815 auf dem Gute Schönhausen geboren. Mit sechs Jahren kam er nach Berlin in eine Erziehungsanstalt und später aufs Gymnasium. Dann wurde er ein flotter Göttingischer Student, der viele übermütige Streiche machte und auf dem Paukboden eine gefürchtete Klinge schlug. Der „tolle Bismarck“ hieß er da bei den Kommilitonen. Aber bei aller Lebenslust ließ er es sich doch angelegen sein, gute Bücher gründlich zu studieren. Besonders liebte er die Erdkunde. Später erzählte er, daß er schon damals beim Betrachten der bunten Karte des 39teiligen Deutschlands die Torheit dieses Gebildes erkannt hätte. Nach Beendigung der Studentenzeit kam Bismarck ans Berliner Kammergericht. Bei einem Hoffeste wurde er dem Prinzen Wilhelm vorgestellt, seinem spätern König. Der reckenhafte junge Mann fiel dem Prinzen sogleich auf, und dieser fragte scherzhaft, ob sich denn die Justiz ihre Leute nach dem Gardemaß auszusuchen pflege?

2. **Deichhauptmann Bismarck.** Lange hielt Bismarck es in der Schreibstube nicht aus; er wurde Landwirt und verwaltete das väterliche Gut Schönhausen. Da war er, wie einst Held Blücher, ein unermüdlicher Reiter und Jäger; zugleich aber zeichnete er sich als tüchtiger Landwirt aus und fand in der Bewirtschaftung seines Gutes die größte Freude. — In dieser Zeit

verdiente er sich auch seinen ersten Orden. Später fragte ihn einmal ein feiner Herr etwas spöttisch: „Wofür erhielten Sie die Denkmünze da?“ — „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten,“ antwortete Bismarck kurz und stolz. Die Denkmünze war die preußische Rettungsmedaille, und Bismarck hatte sie erhalten, weil er mit eigner Lebensgefahr seinen Reitknecht vom Tode des Ertrinkens gerettet hatte. — Der in der ganzen Gegend angesehene junge Gutsbesitzer wurde Deichhauptmann und in dem ersten preußischen Landtage Abgeordneter. Da hielt er seine erste Rede. Ein Abgeordneter hatte behauptet, das preußische Volk habe sich 1813 nur erhoben, um eine Verfassung zu erlangen. Aber Bismarck widersprach: es habe sich erhoben, um die Schmach der Fremdherrschaft abzuschütteln! „Es heißt meines Erachtens,“ sagte er, „der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß Mißhandlung und Erniedrigung, welche Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen, und durch den Haß gegen die Fremdherrschaft alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen!“ Auch weiter trat er in kühnen schlagfertigen Reden allen entgegen, die er für Gegner des preußischen Königs hielt.

3. **Der Gesandte Bismarck.** Auf einen so mutigen und dabei kenntnisreichen Abgeordneten wurde der König Friedrich Wilhelm IV. aufmerksam. Er ließ sich gern mit Bismarck in Gespräche ein und fragte ihn oft um Rat. „Er hielt mich,“ sagte später Bismarck, „für ein Ei, aus dem er einen Minister ausbrüten wollte.“ Eines Tages fragte ihn der König, ob er den Posten des preußischen Gesandten am Bundestage in Frankfurt übernehmen wolle. Das war ein ganz neuer, fremder Beruf für Bismarck, aber kurz entschlossen sagte er sofort: „Eure Majestät können es ja mit mir versuchen. Geht es nicht, so ist es ja leicht, mich wieder nach Hause zu rufen.“ So wurde Bismarck Diplomat. Nach Frankfurt ging er in dem Gedanken, daß Preußen mit Österreich immerwährende Freundschaft suchen und mit ihm vereinigt Deutschland leiten müsse. Aber bald erkannte er, daß Österreich in Deutschland allein herrschen und Preußen nicht aufkommen lassen wollte. Auch in Kleinigkeiten zeigte sich das. Einmal besuchte Bismarck den österreichischen Gesandten. Der tat, als wenn der Vertreter Preußens weniger wäre als er, rauchte

seine Zigarre weiter und bot Bismarck nicht einmal einen Sitz an. Da zog dieser ruhig eine Zigarre heraus, nahm unaufgefordert Platz und bat ganz freundlich die verblüffte österreichische Exzellenz um Feuer. Seitdem wagte der Österreicher nicht mehr, Bismarck unhöflich zu behandeln. Dieser kam in Frankfurt zu hohem Ansehen, und was er seiner Regierung in Berlin riet, das geschah meist. Nach einigen Jahren wurde er Botschafter in Petersburg und dann in Paris. — Mittlerweile war der Prinz Wilhelm von Preußen König geworden und, wie wir gesehen haben, mit den Abgeordneten wegen der Umgestaltung des Heeres uneins geworden. Er bedurfte eines neuen ersten Ministers, der Preußens Beruf als deutsche Vormacht zu verfechten imstande wäre, der mit reichem Geiste, kühnem Mute und schlagfertigem Worte die widerstrebenden Abgeordneten davon zu überzeugen verstände. Keinen Besseren wußte er als Bismarck; versagte der ihm seine Dienste, so wollte er — das war sein fester Entschluß — die Krone niederlegen. Er rief Bismarck, und dieser nahm sofort das Amt an, so gefährlich es war. „Ich sehe weit genug von meinem Schlosse," sagte ihm an einem der bald kommenden schweren Tage der König, „um auf dem Platze davor Ihr Haupt fallen zu sehen, und dann fällt auch das meinige." Da brach Bismarck in die Worte aus: „Nun, Majestät, kann ich mir denn einen schönern Tod denken, als diesen oder den auf dem Schlachtfelde?"

4. Bismarck als Minister. Trotz des Widerstandes des Abgeordnetenhauses wußte Bismarck Mittel zu finden, dem Könige die Neugestaltung des Heeres zu ermöglichen. Als fast alle gegen ihn waren, rief er ihnen zu: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, — dies ist der Fehler von 1848 und 49 gewesen — sondern durch Eisen und Blut." Immer erbitterter wurden die Abgeordneten gegen den eigenmächtigen Mann, der sich so wenig um ihre Reden und ihre Meinungen kümmerte. Als es sich um den Krieg gegen Dänemark handelte, wollten die Volksvertreter dazu kein Geld bewilligen. „Wenn wir es für nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen mit oder ohne Ihr Gutheißen," sagte Bismarck. Und als dann der entscheidende Kampf mit Österreich immer näher rückte, da war im Lande fast nur eine Stimme des Zornes über den Frevler, der Deutschland

in einen Bruderkrieg stürzen wollte. Der König wurde eifrig bestürmt, ihn zu entlassen. Tief fühlte der König die furchtbare Verantwortung, die auf ihm und seinem Minister lag; aber er blieb Bismarck so treu, wie dieser ihm. Eines Tages kam Bismarck vom Könige; da hörte er hinter sich zwei Schüsse. Er wendete sich um und ergriff einen jungen Menschen, der dann, mit ihm ringend, aus nächster Nähe noch drei Schüsse auf ihn abfeuerte. Der eine verbrannte ihm den Rock; die andre Kugel schlug ihm auf eine Rippe. Der Mörder wurde verhaftet; der Arzt fand Bismarck unverletzt und sagte: „Hier ist nur eine Erklärung möglich: Gott hat seine Hand dazwischen gehabt." Bald darauf ging Bismarck mit seinem König in den Krieg gegen Österreich, entschlossen, bei unglücklichem Ausgange den Tod in der Schlacht zu suchen. Als aber das Heer siegreich heimkehrte, als aller Welt so herrlich offenbar ward, was Bismarck gewollt hatte: die deutsche Einheit, da war das preußische und deutsche Volk wie verwandelt, und alle Herzen jubelten ihm zu. Deutschlands Einheit zu festigen, war nun Bismarcks, des norddeutschen Bundeskanzlers, ganzes Streben. Im norddeutschen Reichstage sagte er: „Setzen wir Deutschland in den Sattel; reiten wird es schon können." Bald sollte Deutschland sich in einem neuen großen Kriege seine völlige Einheit erringen.

70. Helmut von Moltke.

(Tafel VII.)

1. **Die Jugend.** Der älteste bekannte Vorfahr des berühmten Generals und spätern Feldmarschalls von Moltke ist ein Ritter Matthäus Moltke, der Heinrich dem Löwen das wendische Land an der Ostsee, das jetzige Mecklenburg, hatte erobern helfen (vgl. Nr. 22, 5). Das Moltkesche Geschlecht breitete sich im Laufe der Jahrhunderte in Norddeutschland und den skandinavischen Ländern in vielen Linien aus. Helmut von Moltke wurde am 26. Okt. 1800 in Parchim in Mecklenburg geboren. Später lebte sein Vater in Holstein, wurde also dänischer Untertan. Er ließ seine Söhne im Kadettenhause zu Kopenhagen erziehen, und Helmut wurde dänischer Offizier. Später trat er mit Erlaubnis seines Königs in preußische Dienste, bei einem brandenburgischen Regimente. Nach einigen Jahren besichtigte einmal Prinz Wilhelm das Regiment. Da fiel ihm ein junger

spindeldürrer Offizier wegen seines klugen Gesichtes auf. „Wer ist das?“ fragte er. „Das ist ein junger Herr von Moltke,“ war die Antwort, „der aus Dänemark zu uns herübergekommen ist.“ Einige Monate später bekam der Prinz schriftliche Arbeiten der Offiziere jenes Regiments. Eine fiel ihm als besonders gut auf; als er nach der Unterschrift sah, fand er wieder den Namen Moltke. Da empfahl der Prinz den jungen Leutnant zum Dienste im Generalstabe. So hat Kaiser Wilhelm in jungen Jahren selbst seinen großen Feldherrn entdeckt.

2. **In der Türkei.** Moltke erwies sich der ihm geworbnen Auszeichnung würdig; er tat eifrig jeden Dienst, studierte in seiner freien Zeit fremde Sprachen, deren er zuletzt sechs beherrschte, und war ein vorzüglicher Geograph und Kartenzeichner. Voll Begierde, fremde Länder zu sehen, erbat er sich auf einige Monate Urlaub nach dem Orient. In Konstantinopel gefiel der junge kenntnisreiche Hauptmann dem türkischen Seraskier (ersten Minister) so gut, daß er die preußische Regierung bat, Moltke längere Zeit behalten zu dürfen, damit dieser in dem verwahrlosten türkischen Heere preußische Einrichtungen einführe. Endlich gab der Sultan sogar Moltke einem Pascha mit als Berater auf einem Feldzuge in Kleinasien. Aber der Pascha wollte manchmal nicht hören, was ihm der Fremde riet. Da sagte ihm dieser am Abend vor einer entscheidenden Schlacht: „Morgen, wenn die Sonne wieder hinter den Bergen untergeht, wirst du ein Heerführer ohne Heer sein.“ Genau so traf es ein: der Pascha verlor die Schlacht, sein Heer lief auseinander. Moltke ritt darauf 36 Meilen hintereinander in fast ebensoviel Stunden, eine ungeheure Leistung; aber sein Körper war so gestählt, daß er bis in sein spätes Alter Strapazen aller Art vorzüglich ertragen konnte. Er kehrte nach Konstantinopel zurück, von wo ihn der Sultan unter größter Anerkennung der geleisteten Dienste nach Deutschland entließ. Sein Aufenthalt im Orient hatte vier Jahre gedauert (1835—39).

3. **Chef des Generalstabes.** Der in solchen Erfahrungen gereifte Mann, der in fernen Landen dem preußischen Namen hohe Ehre gemacht hatte, rückte im preußischen Heere rasch auf und wurde i. J. 1858 als Generalmajor Chef des Generalstabes. Der Generalstab besteht aus den tüchtigsten Offizieren. Im Frieden liegt ihm hauptsächlich die Pflege der Kriegswissen-

schaften ob und das Entwerfen der ersten Feldzugspläne für jeden denkbaren Krieg; im Kriege selbst leitet er die Heeresbewegungen. Denn da darf nicht jede Truppe nach Gutdünken drauf losmarschieren, sondern es wird ihr von den Generalstabsoffizieren genau befohlen, wann sie morgens aufbrechen, welchen Weg sie einschlagen und wo sie abends eintreffen muß. Das alles muß aber der Generalstab richtig befehlen; wenn er Falsches anordnet, dann können die Soldaten es nicht erfüllen, kommen zu spät oder in Unordnung auf dem Schlachtfelde an, und dann kann die Schlacht verloren gehen. Moltke aber war in der Kunst der Heerführung einer der größten Feldherrn aller Zeiten. Die Truppen mußten getrennt marschieren, so daß sie sich nicht einander hinderten und sich gut verpflegen konnten. Aber vereint kämpften sie, denn die Märsche waren so berechnet, daß alle nötigen Truppen zur rechten Zeit auf dem Kampfplatze eintrafen. So genau kannte Moltke die Leistungsfähigkeit der Soldaten, so sicher berechnete er die Entfernungen, so gut schätzte er die Schwierigkeiten des Marsches, daß ihn niemals die Zuversicht auf das Gelingen seiner Pläne verließ. „Erst wägen, dann wagen," war sein Wahlspruch. Als bei Königgrätz, wie wir gesehen haben, um Mittag die Österreicher nicht wichen und nicht wankten und die preußischen Heerführer unruhig sorgten, ob wohl der Kronprinz rechtzeitig eintreffen werde, da sagte Moltke in größter Seelenruhe zum Könige: „Ew. Majestät werden heute nicht nur die Schlacht, sondern auch den Feldzug gewinnen."

71. Albrecht von Roon.

1. **Die Jugend.** Wie die Geschlechter Bismarcks und Moltkes, so ist auch das Roonsche sehr alt. Es stammt aus Holland, von wo der Vorfahr der deutschen Linie durch die spanischen Unterdrücker vertrieben wurde, als Philipp II. von Spanien die protestantischen Holländer gewaltsam zu unterdrücken suchte. Albrecht von Roon wurde am 30. April 1803 in Pommern geboren. Sein Vater war verarmt; der Knabe wurde im Kadettenhause zum Offizier erzogen. Wie Moltke hatte auch Roon eine harte entbehrungsreiche Jugendzeit; was er geworden ist, das ward er durch eigne Kraft. „Unverzagt, vorwärts mit Gott," war sein Wahlspruch. Fleißig studierte er, wenn er vom Exerzierplatz nach Hause kam. Aber er war kein blasser Stubengelehrter,

sondern ein schöner kräftiger Soldat, dessen frisches kerniges Wesen jedem wohlgefiel. In jungen Jahren wurde er schon Erzieher am Berliner Kadettenhause. Die Kadetten hatten einen gewaltigen Respekt nicht nur vor seiner dröhnenden Kommandostimme, sondern auch vor seiner riesigen Körperkraft, wenn er als Turnlehrer sich mit ihnen auf Ring- und Kampfspiele einließ und mit einem ganzen Dutzend von ihnen auf einmal fertig wurde. Aber sie liebten auch den „groben Roon" von Herzen wegen seiner treuen Sorge für sie.

2. **Beziehungen zum Königshause.** Später wurde Roon ein noch wichtigeres Erzieheramt übertragen: er mußte den Prinzen Friedrich Karl, den spätern berühmten Feldherrn, zwei Jahre auf die Universität begleiten. Der Prinz gewann ihn sehr lieb und hat sein Leben lang treu zu ihm gehalten. Auch der Prinz von Preußen wurde sein Freund und zog ihn in vielen Dingen zu Rate, besonders in Angelegenheiten des Heeres. Da hat denn Roon, der mittlerweile General geworden war, auf die Schäden des preußischen Heerwesens mit solchem Verstande und solchem Freimute hingewiesen, daß der Prinz, nachdem er die Regierung übernommen hatte, ihn zu seinem Kriegsminister machte.

3. **Roon als Kriegsminister.** Damals war das preußische Heer lange nicht so zahlreich, als es nach der Größe des Staates hätte sein sollen. Man hatte Geld sparen wollen und viele dienstfähige junge Leute gar nicht Soldat werden lassen. Die es aber waren, blieben auch nach ihrer Entlassung aus der Linie als Landwehrleute noch lange dienstpflichtig. Drohte Krieg, so wurden sie einberufen und mußten Frau, Kinder und Geschäft im Stich lassen; jene vielen zum Dienst überhaupt nicht herangezognen Leute aber blieben daheim, auch wenn sie jünger und unverheiratet waren. Das war ungerecht gegen die gedienten Leute und schädlich für die Sicherheit des Staates, denn dieser hatte im Kriege nicht so viel Soldaten, als er bei Ausbildung aller Wehrfähigen hätte haben können. Da sagte Roon: Wir müssen statt 40000 Rekruten jährlich 60000 ausbilden, und um das zu können, müssen wir um die Hälfte mehr Offiziere und Unteroffiziere anstellen. Wenn Krieg ausbricht, so müssen wir genug junge Leute ins Feld schicken können, damit wir die älteren, die Familienväter schonen. — Das war alles ganz un-

widerleglich und ist heute jedermann selbstverständlich. Aber wie wir gesehen haben (Nr. 65, 1), widersprachen damals die Landtagsabgeordneten aufs heftigste. Es bedurfte der ganzen Unerschütterlichkeit des neuen Kriegsministers, nicht nur selbst festzuhalten an dem, was er für Preußens und Deutschlands Heil unerläßlich hielt, sondern auch den König Wilhelm im standhaften Ausharren zu stärken. „Eure Majestät haben zwei Wege aus dem Wirrsal des Augenblicks," sagte ihm Roon einmal. „Der eine heißt Nachgeben, ganzes volles unbedingtes Nachgeben; Aufgeben der eignen gewissenhaften Überzeugung..... Der andere Ausweg heißt: Geltendmachung des gesetzlich berechtigten königlichen Willens!.... Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauhere Bahn, aber mit allem Glanz und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg." — Erhoben durch so tapfere Worte, wußte der König seinem treuen Diener für solchen Freimut aufrichtigen Dank auf alle Zeiten. Fest entschlossen, standhaft zu bleiben, berief er bald Otto von Bismarck ins Ministerium, auch auf Roons wiederholten Rat. Bismarck war Roon schon seit langen Jahren in herzlicher Freundschaft zugetan. Auch Moltke war mit beiden befreundet. Nun verband diese drei unter sich und mit dem Könige gemeinsame Arbeit und gemeinsamer Kampf. Ohne die Treue, die Hingebung und die Festigkeit dieser Männer, ohne ihre heldenmütige Standhaftigkeit und ihre warme Vaterlandsliebe wäre wahrscheinlich noch immer unser Deutschland in seiner alten Zerrissenheit: ein Jammer sich selbst und ein Spott der Völker. Deshalb sollte ein jeder Deutscher neben Wilhelm dem Großen auch seine drei ersten Diener und Freunde ehren und lieben: Bismarck, Moltke, Roon!

72. Der französische Krieg 1870—1871.

1. **Anfang des Krieges.** Den Kriegen von 1864 und 1866 sollten, so hoffte König Wilhelm, glückliche Friedensjahre folgen. Allein Preußens Emporsteigen hatte Neider und Feinde rege gemacht. Besonders das französische Volk begehrte laut „Rache für Sadowa", gleich als wäre durch Preußens Sieg bei Königgrätz der Ruhm der „großen Nation" verkürzt worden. In

Frankreich herrschte (seit 1852) der Kaiser Napoleon III., ein Neffe Napoleons I. Es schien eine Zeitlang, als ob er seine Herrschaft in Frankreich dauernd befestigen würde, zumal da seine Regierung das Land gut verwaltete und es den meisten Bürgern gut ging. Allein sie ertrugen doch nicht den Verlust ihrer Freiheit. Immer mehr Feinde erhoben sich in Wort und Schrift gegen den Kaiser. Da wagte dieser den verzweifelten Versuch, durch eine große kriegerische Unternehmung seinen Thron zu befestigen, und bereitete sich zu einem Kriege mit dem zu Macht und Ehren aufgestiegnen Preußen vor. Er rüstete in aller Stille zum Kriege, und als er fertig zu sein glaubte, fand er auch schnell den Vorwand, ihn anzufangen. Im Sommer 1870 wollten die Spanier den Prinzen Leopold von Hohenzollern, aus der Sigmaringer Linie, zu ihrem Könige machen. Da tat mit einem Male die französische Regierung, als wenn Preußen seine Macht auch auf Spanien ausdehnen wollte. König Wilhelm hielt sich gerade im Bade Ems auf, als der französische Gesandte zu ihm kam mit dem Verlangen, er solle dem Prinzen die Annahme der spanischen Krone verbieten. Das tat der König zwar nicht, aber der Prinz trat freiwillig zurück. Trotzdem schrieen in Paris die aufgeregten Menschenmassen auf den Straßen: „Krieg, Krieg! A bas la Prusse! A Berlin!" Nun mußte der Gesandte auf Befehl Napoleons von dem König verlangen (13. Juli), daß er den französischen Kaiser um Entschuldigung bitte. Da war des Königs Geduld zu Ende: er ließ dem Gesandten durch seinen Adjutanten sagen, „daß Seine Majestät ihm nichts weiter mitzuteilen habe". Als diese verdiente Abfertigung andern Tags bekannt wurde, da jubelte ganz Deutschland, denn ein jeder fühlte sich selbst in dem König beleidigt. Dieser fuhr sofort nach Berlin zurück. Die Fahrt war wie ein Triumphzug, und abends in Berlin wollte das Zujubeln und Hurrarufen vor des Königs Palast gar kein Ende nehmen. Da ließ der König um Ruhe bitten, denn er habe noch zu arbeiten. Wenige Minuten später lag der Platz in tiefer Ruhe. Der König aber befahl in derselben Nacht die Mobilmachung seines ganzen Heeres.

2. **Deutschlands Erhebung.** Der plötzliche Friedensbruch erfüllte das ganze deutsche Volk mit Ingrimm. Die Frühlingstage von 1813 schienen wiedergekehrt, der Geist der Freiheitskriege wachte auf. Da gab es keine Trennung mehr zwischen

Nord- und Süddeutschland, keine Uneinigkeit, worauf Napoleon gerechnet hatte; da war die Einheit des Vaterlandes mit einem Schlage vollbracht. Nicht bloß die Preußen und die übrigen Norddeutschen eilten kampfesfreudig herbei, sondern jubelnd erhoben sich auch die Bayern, die Badener und Schwaben, und stellten sich siegesgewiß unter des Heldenkönigs bewährte Führung. Durch alle Stände, alle Volksschichten ging die Bewegung. Es leerten sich die Schulbänke und die Lehrstühle; verlassen wurden die Pflugschar, der Kaufladen, die Geschäftstube; der Sohn des Fürsten und Ministers wie der ärmste Tagelöhner, der kaum waffenfähige Jüngling wie der reife Mann traten in das Heer ein. Aus dem Auslande, sogar fernher übers Meer kamen Söhne des Vaterlandes, um für Deutschland zu kämpfen; wie ein zorniger Mann war das gesamte Volk bereit, für die bedrohte Heimat alles zu wagen. „Lieb Mütterlein," rief ein bayrischer Reitersmann, „ehe der Feind zu Euch ins Land kommt, bin ich tot und mein Rittmeister ist tot, und von all meinen Kameraden lebt keiner mehr." Und alt und jung, Soldat und Bürger sangen:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

3. **Das Eiserne Kreuz.** Am 19. Juli wurde die französische Kriegserklärung in Berlin überreicht. An diesem Tage, dem Todestage seiner unvergeßlichen Mutter, der Königin Luise, begab sich der König allein und still nach Charlottenburg an ihr Grab. Die Erinnerung an die schweren Tage seiner Jugend, an die Leidenszeit und den Tod seiner Mutter, an Preußens Fall und Aufrichtung zogen durch die Seele des dreiundsiebzigjährigen Herrschers mit neuer Gewalt, aber sein frommes Herz fühlte sich in höherem Schutze. Er beschloß, an einem allgemeinen Bettage mit seinem Volke Gott um Beistand zu flehen in dem Kriege, in den er ziehen mußte. „Ich bin gezwungen," sagte der König, „infolge eines willkürlichen Angriffes das Schwert zu ziehen, um denselben mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht abzuwehren. Es ist mir eine große Beruhigung vor Gott und den Menschen, daß Ich in keiner Weise Anlaß gegeben habe. Ich bin reinen Gewissens über den Ursprung des Krieges und der Gerechtigkeit unsrer Sache vor Gott gewiß. Es ist ein ernster Kampf, den es gilt, und er wird meinem Volke und ganz Deutschland schwere Opfer auflegen. Aber ich ziehe zu ihm aus im Auf-

blicke zu dem allwissenden Gott und mit Anrufung seines allmächtigen Beistandes. Von Jugend auf habe Ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hilfe alles gelegen ist. Auf ihn hoffe Ich und fordere Ich Mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge mich vor Gott in Erkenntnis seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß Meine Untertanen und Meine Landsleute es mit Mir tun." — Am selben Tage befahl der König, daß, wie im Befreiungskriege 1813—15, so auch in diesem neuen Franzosenkriege das Eiserne Kreuz die Brust der Tapfersten schmücken sollte.

4. **Weißenburg, Wörth, Spicheren.** Napoleon hatte gehofft, Deutschland unvorbereitet zu finden. Aber kaum vierzehn Tage nach der Kriegserklärung standen drei deutsche Heere an der Grenze, zusammen 384 000 Mann, und am 4. August fand schon das erste größere Gefecht statt, bei Weißenburg. Da kämpften unter Führung des ritterlichen Kronprinzen von Preußen einträchtig nebeneinander die Gegner von 1866, Bayern und Preußen, nun treue Waffenbrüder; die Franzosen wurden besiegt. „Nun, Kamerad, das war ein heißer Tag, aber wir haben sie doch geworfen," sagte abends der Kronprinz zu einem bayrischen Soldaten. „Ja," erwiderte der, „das ging anders als 1866. Aber freilich, wenn wir damals Eure Königliche Hoheit als General gehabt hätten, dann hätten wir die Malefizpreußen sakrisch verhauen!" — Zwei Tage später stieß das Heer des Kronprinzen mit einem großen Heere der Franzosen unter dem Marschall Mac Mahon bei Wörth zusammen (6. August). Eigentlich wollten die Deutschen die Schlacht einen Tag später beginnen; ein Teil ihrer Truppen und der Kronprinz selbst waren noch zurück. Aber unversehens geriet die Vorhut mit den Franzosen zusammen. Wohl merkte der preußische General von Kirchbach, daß der Feind stärker sei als er. Aber wäre er gewichen, so hätten sich ja die Franzosen des Sieges rühmen können! Nein, nimmermehr! Standhaft harrten die Deutschen aus; immer mehr Regimenter trafen in Eilmärschen auf dem Schlachtfelde ein, ihnen voran der Kronprinz, und endlich wurde die feste Stellung der Franzosen erstürmt. In wilder Flucht eilten Fußvolk, Reiterei und Geschütze davon; erst hinter der Kette der Vogesen konnte Mac Mahon sein Heer wieder sammeln. — Ein deutscher Fürst, der die Schlacht bei Wörth mitgemacht hatte,

schrieb an seine Gemahlin: „Als das letzte Hurra erfolgte, jagten wir in die Linien hinein und hinauf in die feindliche Höhe, nachdem wir stundenlang Granaten um uns herum platzen gesehen hatten. Aber welcher Anblick in der Nähe wurde uns zu teil! Es ist nicht zu beschreiben! Ein schöner stiller Sommerabend, und mitten hinein die brennenden Dörfer und Gehöfte; zwischen Haufen Toter und Sterbender das Jubelgeschrei unserer tapfern Truppen! Die Fahnen flatterten, die Militärmusiken bliesen die Nationalhymne; alles umarmte und küßte sich vor Freude; manchem tapfern Kameraden wurde im Sterben die Hand gedrückt, doch habe ich keinen trotz der grausigen Zerstörung wimmern gehört! Zwischendurch Tausende von französischen Gefangenen, die genommenen Geschütze, um welche haufenweise die bedienende Mannschaft tot oder verwundet lag — da blieb kein Auge tränenleer! Es war der großartigste und furchtbarste Anblick und Eindruck, den man wohl im Leben haben kann. Langsam zog dann die Nacht über das furchtbare Bild herein und verwischte die entsetzliche Gegenwart." — Am selben Tage trafen die Deutschen bei Saarbrücken, am Spicherer Berg, auf ein anderes französisches Heer. Auch hier kämpfte zuerst nur die Vorhut. Aber alle deutschen Regimenter, die den Kanonendonner hörten, marschierten voll Kampfbegier auf ihn los. Zwei ostpreußische Batterien langten nach langer Fahrt in Saarbrücken an und jagten vom Bahnhofe sofort aufs Schlachtfeld. Seinen Soldaten voran stürmte der preußische General von François. Von fünf Kugeln durchbohrt sank er zu Boden und verschied mit den Worten: „Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfelde; ich sterbe gern, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht." Die Franzosen wurden völlig geschlagen. Statt daß ihre „Rheinarmee" einen Spaziergang über den Rhein nach Berlin antrat, wie die Franzosen geprahlt hatten, mußte sie sich auf die große Festung Metz zurückziehen.

73. Die Kämpfe um Metz.

1. **Furcht vor den Deutschen.** Diese Niederlagen brachten einen ungeheuern Schrecken über das französische Volk, das sich für unbesiegbar, das Eindringen des Feindes in Frankreich für unmöglich gehalten hatte. Unter dem Angstrufe „Die Preußen kommen" flohen zahlreiche Familien von Haus und Hof. Es

war ein unnötiger Schrecken; denn die Preußen taten friedlichen Bürgern nichts zuleide. Dagegen wurden die in Frankreich lebenden und angesiedelten Deutschen mit erbarmungsloser Härte aus dem Lande vertrieben.

2. **Die drei Schlachten bei Metz.** Die französischen Soldaten hatten nun zu ihrem Oberfeldherrn, dem Kaiser Napoleon, kein Vertrauen mehr. Er sah das selbst ein und übergab die Leitung seines sich bei Metz versammelnden Heeres dem Marschall Bazaine. Dieser wollte den siegreichen Deutschen nicht mehr allein gegenübertreten, sondern sich zuvor mit dem Heere des bei Wörth geschlagnen Marschalls Mac Mahon vereinigen. Deshalb bereitete er sich zum Rückzuge aus Metz vor. Der mißlang ihm aber. Die abziehenden Franzosen wurden östlich von Metz von den Spitzen des deutschen Heeres angegriffen, bei Colombey-Nouilly (14. August). Dadurch wurde ihr Rückzug verzögert. Schnell überschritten die Deutschen die Mosel und fielen den Franzosen, die dort den Rückzug fortsetzten, in die Flanke. Daraus entstand die Schlacht bei Vionville-Mars la Tour (16. August), die vollends den Abmarsch der Franzosen vereitelte. Marschall Bazaine sah sich gezwungen, westlich von Metz die Entscheidungsschlacht anzunehmen. Er wurde von der Hauptmacht der Deutschen unter Führung König Wilhelms angegriffen und gänzlich geschlagen. Das war die dritte und gewaltigste der Schlachten um Metz: die bei Gravelotte-St. Privat (18. August). Auf beiden Seiten kämpften je 180000 Mann. Die Franzosen mußten vor der todesmutigen Tapferkeit der Deutschen aus ihrer starken Stellung weichen und sich in die Festung zurückziehen.

3. **Die Reiterkämpfe bei Mars la Tour.** Die Schlacht bei Mars la Tour war eine der blutigsten des ganzen Krieges. Stundenlang stand das deutsche Fußvolk, meist Brandenburger, dem an Zahl weit überlegnen Feinde gegenüber. Fast die Hälfte der Braven lag schon tot und verwundet da; die Überlebenden hatten ihre Patronen verschossen; die Bataillone und Kompanien waren in dem wilden Kampfe durcheinander geraten; die meisten Offiziere waren gefallen. Die Franzosen erspähten ihren Vorteil und drangen mit überlegner Macht vor. Alles stand auf dem Spiele. Da opfern sich zwei Reiterregimenter, Magdeburgische Kürassiere und Altmärkische Ulanen, und galoppieren todesgewiß

gegen die feindlichen Massen. Das erste Treffen des französischen Fußvolks wird über den Haufen geritten, die Geschützlinie durchbrochen, die Bedienung und Bespannung niedergemacht. Auch ein zweites feindliches Treffen hat das gleiche Schicksal. Aber in ihrem Siegesungestüm dringt die Heldenschar noch weiter vor. Da eilen von allen Seiten französische Reiterregimenter herbei, welche die von dem stürmischen Ritt ermatteten Deutschen umzingeln und zurückschlagen. Und der Rückzug führt durch das vorhin geworfene französische Fußvolk, das sich wieder gesammelt hat und nun aus den schnell schießenden Chassepot-Gewehren ein mörderisches Feuer auf die deutschen Reiter eröffnet. Nur die Hälfte kam davon. Aber die andern hatten nicht umsonst ihr Leben dahingegeben: die Franzosen wagten an jener Stelle keinen Angriff mehr, und die Deutschen behaupteten das Schlachtfeld. — Am Abend fand bei dem Orte Vionville ein noch größeres Kavalleriegefecht statt: 5000 Reiter, Mann gegen Mann, Klinge an Klinge. Eine dichte Staubwolke verhüllte das hin- und herwogende Handgemenge; endlich flohen die Franzosen.

„Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten."

4. **Der Sturm auf St. Privat.** Den rechten Flügel der französischen Stellung bildete das auf einer Anhöhe gelegene burgähnliche Dorf St. Privat. Die preußische Garde und das kgl. sächsische Armeekorps erhielten Befehl, es zu erobern. In fester Ordnung, mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, ihres alten Ruhmes eingedenk, gingen die preußischen Garden vor, an Kraft und Schönheit die Erlesenen eines ganzen Volkes. Aber da droben von St. Privat herunter knattert aus dichtem Pulverdampfe vieltausendfach der Tod. Ganze Reihen der Preußen sinken nieder, voran die Offiziere. Doch immer wieder schließen sich die Reihen, und vorwärts geht es: Hurra, Hurra! Aber endlich erlahmt die Kraft; sie müssen Halt machen und liegend Schutz suchen, so gut sie können. Nun geht der Kugelregen über sie weg. „Aber," erzählte ein Grenadier, „wenn man ein Stück Holz in die Höhe hob — weggeschossen war's." Neuer Kanonendonner erschallt: die Sachsen sind von der andern Seite nahe an St. Privat herangekommen. Hundertundfünfzig

Geschütze speien Tod und Vernichtung in das Dorf; viele Häuser stehen in Flammen oder stürzen unter den einschlagenden Granaten zusammen, in den Trümmern ihre Verteidiger begrabend. Und nun kommt der letzte Ansturm: die Trommeln wirbeln, der Rest von Kraft wird darangesetzt, Sachsen und Preußen bringen von allen Seiten in das brennende Dorf, man sieht das Weiße in des Feindes Auge, ein wildes Handgemenge Mann an Mann, und die Franzosen fliehen.

5. **Moltke und die Pommern.** Unterdessen wogte unentschieden noch der Kampf auf dem andern Flügel der 10 km langen Schlachtlinie bei Gravelotte. Dort befand sich König Wilhelm selbst und neben ihm der General von Moltke. Die Dunkelheit nahte; da machten die Franzosen noch einen gewaltigen Vorstoß. Die Preußen gerieten ins Wanken. Mit Spannung schaute der greise Moltke nach Südosten, wo ein frisches Armeekorps im Anrücken war. Es sind die Pommern, die seit morgens 2 Uhr ununterbrochen marschiert waren, begierig, noch an den Feind zu kommen. Endlich sind sie da, zur gefährlichsten Stunde. Sogleich reitet ihnen Moltke entgegen. „Nun vorwärts, wackere Pommern!“ ruft er, zieht seinen Degen und sprengt allen voran gegen den Feind. Durch die tiefen Kolonnen geht ein vieltausendstimmiges Hurra! Alle Müdigkeit ist vergessen, vorwärts geht's! — An einer Gartenmauer sitzt König Wilhelm auf einer Leiter, die über einen toten Schimmel gelegt ist. Neben ihm stehen Bismarck und Roon, alle besorgt um das Schicksal des Tages. Da — endlich erscheint Moltke, erhitzt noch vom Kampfe: „Majestät,“ ruft er, „wir haben gesiegt; der Feind ist aus allen Stellungen geworfen.“

6. **Die Rose von Gorze.** Die Kämpfe um Metz gehören zu den größten Kriegstaten aller Zeiten. Die Weisheit des Königs und seiner Heerführer, der todverachtende Heldenmut der Offiziere und Mannschaften, die Selbstüberwindung beim Ertragen von Beschwerden, Hunger und Durst, die aufopfernde Hingabe von Gesundheit und Leben — all diese edelsten Mannestugenden führten das deutsche Heer zum Siege. 41 000 Tote und Verwundete hat es in den drei Schlachten um Metz verloren. Die Überlebenden begruben in tiefer Wehmut ihre toten Kameraden, bereit, von neuem für das Vaterland in Kampf und Tod zu gehen. Die Verwundeten aber vergaßen auch in ihren Schmerzen nicht die

Freude des Sieges. Ein Offizier lag in einem Feldlazarett in dem Dorfe Gorze. Draußen hörte er Hurra rufen und erfuhr, daß eben König Wilhelm vorbeifahre. Da schickte er eine schöne Rose dem König und ließ ihm sagen: „Ein schwerverwundeter Offizier, der schwerlich die nächsten Tage überleben wird, schickt Eurer Majestät die Rose als Siegesgruß für Gravelotte." Tief gerührt nahm der König die Blume. Der Offizier, der im Angesicht des Todes nicht seines eignen Leibes geachtet, sondern sich über den Sieg seines Königs gefreut hatte, wurde wieder gesund, und König Wilhelm konnte später dem treuen Manne noch von Herzen danken.

74. Die Schlacht bei Sedan.

1. **Der Zug nach Sedan.** Die in die Festung Metz gedrängten Franzosen wurden dort fortan festgehalten durch ein deutsches Belagerungsheer unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Der andere Teil der Sieger von Metz unter der Führung des Kronprinzen Albert von Sachsen und das Heer des Kronprinzen von Preußen marschierten westwärts auf Chalons zu, wo der Marschall Mac Mahon aus seinen bei Wörth geschlagenen Truppen und andern ein neues Heer von 150 000 Mann gebildet hatte. Auch Kaiser Napoleon war dabei. Die Regierung in Paris befahl nun Mac Mahon, die anrückenden Deutschen zu täuschen, sie nördlich zu umgehen, hinter ihrem Rücken nach Metz zu ziehen und sich dort mit dem Heere des Marschalls Bazaine zu vereinigen. Aber die Deutschen ließen sich nicht täuschen. Ihre weit umherstreifenden Reiterscharen entdeckten bald, wohin die Franzosen wollten. Sofort änderte das deutsche Heer seine Marschrichtung. Bald war es dem Feind auf den Fersen und schlug einen Teil seiner Truppen in der Schlacht bei Beaumont (30. August). Da konnte Mac Mahon nicht weiter und versammelte sein Heer um die kleine Festung Sedan, nahe der belgischen Grenze.

2. **Das Gottesgericht bei Sedan.** Im Morgengrauen des 1. September begannen die Bayern den Angriff im Süden, bei dem Dorfe Bazeilles. Allmählich schlossen sich, von dem General von Moltke meisterhaft gelenkt, im Osten die Truppen des Kronprinzen von Sachsen an, im Westen und Norden die des Kronprinzen von Preußen. Die Franzosen sind umzingelt;

rund um Sedan rollt der Donner der siegreich fortschreitenden Feldschlacht. Gegen drei Uhr nachmittags flüchtet der Feind hinter die Mauern der Festung. Sie bieten dem zerrütteten Heere keine Rettung mehr; vernichtend fallen die Granaten in die wirren, dichtgedrängten Knäuel von entmutigten, verzweifelnden Soldaten, die alles verloren sehen. Da erscheint auf den Mauern die weiße Fahne, die Bitte um Frieden. Und der tief gedemütigte Kaiser Napoleon schreibt an König Wilhelm: „Mein Herr Bruder! Da ich nicht inmitten meiner Truppen habe sterben können, so bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen.“ — Der Geschützdonner schweigt. Während die Sieger rings um Sedan an unzähligen Wachtfeuern ruhen, verhandeln in stiller Nacht Bismarck und Moltke mit den feindlichen Generalen. Und am nächsten Vormittag ergibt sich den Siegern das ganze noch übrige Franzosenheer: 83 000 Soldaten mit dem Kaiser und dem Marschall und allen Offizieren, mit 500 Kanonen und allen Adlern. 21 000 Mann waren schon während der Schlacht gefangen worden, 17 000 gefallen. Es war ein unermeßlicher Erfolg, ein Sieg ohnegleichen! Nie, so lange Kriege geführt werden, hatte eine so zahlreiche Armee vor dem Feinde die Waffen gestreckt. „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ telegraphierte König Wilhelm an seine Gemahlin. Und als der König tags darauf mit seinen Generalen zu Tisch saß, da sagte er in einem Trinkspruch: „Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.“

3. **Die Siegesnachricht in Deutschland.** Als die Siegesdepesche in Deutschland bekannt wurde, geriet alles in einen Taumel der Freude und Begeisterung. Napoleon gefangen! Sein Heer gefangen! — unbegreiflich, unglaublich und doch wahr! Aus den Werkstätten und Fabriken stürmten die Arbeiter heraus, aus den Schulen die Kinder. Groß und klein, alt und jung flutete singend und jauchzend durch die Straßen. Der eine rief's dem andern zu; Fremde drückten sich einander die Hand, und Freudentränen glänzten in vielen Augen. In Berlin Unter den Linden vor dem königlichen Palast standen Tausende dicht gedrängt. Als die Königin Augusta sich auf dem Balkon zeigte,

war des Jubels kein Ende. Und siehe, was klimmt da an dem Reiterstandbild des großen Königs empor? Ein Knabe ist's, noch welche, viele! Bald sitzt der erste vor dem alten Fritz auf dem Pferde und bekränzt mit Lorbeer die ernste Gestalt von Erz. Nicht lange, und das ganze Denkmal ist mit Blumen und Kränzen bedeckt. — So tief klingt der Jubel dieses Tages im Herzen des deutschen Volkes nach, daß der 2. September an vielen Orten alljährlich in Erinnerung an den großen Krieg festlich begangen wird.

75. Die Belagerung von Paris. Liebestätigkeit.

1. **Frankreich wird Republik.** So lange die Franzosen gemeint hatten, ein Krieg mit Preußen und Deutschland sei nur ein Spaziergang, hatten sie ihrem Kaiser Napoleon zugejubelt, daß er ihn anfing; als aber Unglück über sie kam, sollte er an allem schuld sein. Sie entsetzten ihn der Regierung, erklärten Frankreich zur Republik und verlangten von den Siegern, daß sie nun ruhig wieder nach Hause gingen, denn sie hätten ja nur gegen den Kaiser Krieg geführt. Eine „Regierung der Nationalverteidigung" übernahm die Aufgabe, „Frankreichs heiligen Boden von den barbarischen Eindringlingen zu säubern." „Keinen Zollbreit Landes, keinen Stein einer Festung" wollte man ihnen abtreten. Da nahm der Krieg seinen Fortgang.

2. **Die Belagerung von Paris.** Nach der Schlacht bei Sedan stand kein französisches Heer mehr im Felde. Dagegen war noch keine der vielen französischen Festungen erobert. Die stärkste und wichtigste davon war die Hauptstadt Paris. Auf diese zog König Wilhelm mit dem bei Sedan siegreichen Heere und schloß sie ein. Die Deutschen glaubten, die große Stadt mit ihren $1^1/_2$ Millionen Einwohnern in wenigen Wochen aushungern zu können. Das war aber ein Irrtum. Die Belagerten hatten sich nicht nur mit Lebensmitteln aufs reichlichste versehen, sondern sie verteidigten sich auch aufs tapferste. Die Bürger wurden zu „Mobilgarden" und „Nationalgardisten", und diese wuchsen zuletzt zu einem Heere an, das den Belagerern an Zahl bei weitem überlegen war, freilich nicht an Kriegstüchtigkeit. Da wurde die Belagerung von Paris zu einer Geduldprobe für die Deutschen, so im Felde wie daheim. Man scherzte wohl über die häufig wiederkehrende Meldung: „Vor Paris nichts Neues."

3. **Fürsorge für die Soldaten.** Den Soldaten aber, die in Feindesland bei Tag und Nacht, bei Wind und Wetter, Regen und Kälte Posten stehen und harten gefährlichen Dienst tun mußten, kamen von der Heimat her unzählige Beweise der Liebe und Fürsorge zu. Eßwaren, Getränke, Tabak, wärmende Kleidungsstücke und ähnliche „Liebesgaben" sandten Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Freunde und Vereine in reicher Fülle. Welch ein Jubel, wenn der Ruf erschallte: „Feldpost, Feldpost!" Damals kamen zuerst die kurz zuvor eingeführten Postkarten recht in Gebrauch. Auf dem Rücken eines Pferdes, auf dem Tornister oder dem Kochgeschirr waren sie rasch geschrieben, und dann gingen sie fort in die Heimat. Wie sehnsüchtig oft wurden dort die wenigen Zeilen erwartet, und kamen sie, wie atmete da manch bedrücktes Vater- und Mutterherz auf: „Gott sei Dank, er lebt!" — Für die Verwundeten und Kranken aber, Freund und Feind, sorgten in den durch ein rotes Kreuz vor allen Feindseligkeiten geschützten Lazaretten Ärzte, Pfleger und Pflegerinnen. Insbesondere sandten die evangelischen Johanniter-Ritter und die katholischen Malteser-Ritter freiwillige Krankenpfleger ins Feld. Großen Segen stifteten die Barmherzigen Schwestern und die Diakonissinnen, die unermüdlich und voll weiblichen Heldenmutes den Kranken Pflege und Labung, den Zagenden Tröstung brachten. In der Heimat stellte sich die Kaiserin Augusta an die Spitze all dieser Taten der Liebe. Das war das Schöne an diesem Kriege, daß er das ganze deutsche Volk in brüderlicher Liebe vereinte. Auch die deutsche Jugend wollte nicht zurückstehen. Die Schüler baten um Erlaubnis, auf den Bahnhöfen den durchfahrenden Kriegern Erfrischungen und Nahrung reichen zu dürfen. Die Mädchen schnitten in den Schulen unter Leitung der Lehrerinnen Verbandzeug, nähten Binden und zupften Charpie, womit man damals Wunden verband.

4. **König Wilhelm bei Verwundeten.** Wie die Königin daheim, so benutzte auch der König im Felde jede Gelegenheit, seinen verwundeten Soldaten durch freundliche Trostworte ihre Leiden zu erleichtern. Wie war da mit einem Male aller Trübsinn, alle Niedergeschlagenheit verschwunden, wenn der greise Heerführer sie mit seinen gütigen Blicken ansah, wenn sie seine freundliche Stimme hörten! Einmal trat der König an das

Bett eines Schwerverwundeten, der schlief. Auf dem Bette lag ein Buch, worin der junge Soldat gelesen hatte. Der König nahm es und schrieb hinein: „Mein Sohn, gedenke Deines treuen Königs! Wilhelm." Als der Verwundete erwachte und die Zeilen las, weinte er vor Freude. Wenige Tage später besuchte der König ihn wieder. Der Tod war dem Armen schon nahe. Aber als er den König erkannte, richtete er sich noch einmal auf und sagte mit letzter Kraft: „Majestät, ich werde Ihrer gedenken auch dort oben. Amen." Dann fiel er zurück und verschied. Tief ergriffen blieb der König betend vor dem Lager stehen; dann drückte er dem Toten die Augen zu und ging tränenden Auges von dannen.

76. Straßburg und Metz. Der französische Volkskrieg.

1. **Straßburg und Metz.** Während König Wilhelm mit einem großen Heere Paris belagerte, machten die Deutschen anderswo wichtige Eroberungen. Eine ganze Reihe französischer Festungen wurde bezwungen. Von besondrer Bedeutung war die Einnahme von Straßburg, das seit der Schlacht von Wörth von badischen und preußischen Truppen belagert worden war. Diese alte deutsche Stadt, die vor 189 Jahren durch die Schwäche des damaligen deutschen Reiches verloren worden war, wurde 1870 von dem einigen Deutschland wiedergewonnen (28. Sept.). Da füllte sich manches Auge mit Freudentränen, und alle sprachen: „Nun muß Straßburg unser bleiben auf immerdar!" — Vier Wochen später erzwang der Prinz Friedrich Karl die Übergabe der Festung Metz und des ganzen französischen Heeres, das seit der Schlacht bei Gravelotte dort eingeschlossen war. Wohl hatte der Marschall Bazaine noch manchen Versuch gemacht, den eisernen Gürtel, womit das deutsche Heer ihn umspannt hielt, zu sprengen; allein stets waren die ausbrechenden Franzosen in ihre Verschanzungen zurückgeschlagen worden. Da streckte (27. Oktober) die französische Armee die Waffen: 180000 Mann mit 3 Marschällen und 50 Generalen wurden kriegsgefangen, über 1400 Feld- und Festungsgeschütze, 300000 Gewehre, 53 Adler und Fahnen erbeutet.

2. **Der französische Volkskrieg.** Die Belagerung der feindlichen Festungen, welche die deutschen Heere beschäftigte, ge-

währte den Franzosen Zeit, neue Streitkräfte aufzustellen. Eine Abteilung der republikanischen Regierung unter dem Advokaten Gambetta hatte ihren Sitz in der Stadt Tours genommen und rief das ganze wehrfähige Volk unter die Waffen. In kurzer Zeit waren zahlreiche Heeresmassen gesammelt, und selbst aus andern Ländern strömten Freiwillige herbei, die unter den Fahnen der jungen Republik für den Sieg der Freiheit zu kämpfen wähnten. Auch der alte Freischarengeneral Garibaldi kam aus Italien. Von Norden, Westen und Süden her rückten diese Scharen auf Paris los, um es zu befreien. Allein sie vermochten der Mannszucht der deutschen Heere nicht standzuhalten. Nach der Einnahme von Metz wandte sich ein Teil der dortigen Belagerungstruppen gegen Nordwesten und gewann mehrere Schlachten, so bei Amiens (27. November) und bei St. Quentin (19. Januar 1871). Prinz Friedrich Karl zog gegen ein Heer, das die Feinde am Loirestrome aufgestellt hatten. Da gab es in den kalten Wintertagen eine Reihe von Gefechten; bei Orleans wurde wiederholt gekämpft, und durch die Gefechte bei Le Mans (6.—12. Januar 1871) vernichtete der Prinz die französische Loirearmee gänzlich.

3. **Der treue Bursche.** In einer dieser Schlachten bemerkte ein französischer Artillerie-Offizier, daß ein deutscher Soldat aus einem nahen Gehölz stürzte und geradeswegs auf die feuernden Geschütze zulief. Die französischen Kanoniere standen ganz verblüfft und riefen ihm zu, ob er toll sei. Aber der Deutsche lief weiter, seine Feldflasche in der Luft schwenkend. Das war dem französischen Offizier doch zu seltsam; er ließ das Feuern einstellen und den Mann herankommen. Der keuchte die Worte hervor: „Mein Leutnant liegt im Walde! Schwer verwundet! Er will Wasser. Geben Sie mir etwas!" Der Offizier verstand ein wenig deutsch. Er und seine Leute waren gerührt von dem Mute des treuen Offizierburschen und riefen: „Braver Bursche, braver Bursche, das." Alle boten ihm ihre Flaschen an. Erst als der deutsche Füsilier dankend im Holze verschwunden war, nahm die Batterie ihr Feuer wieder auf.

4. **Die Schlacht an der Lisaine.** Überall geschlagen, wagten die Franzosen noch einen überkühnen Versuch. Ein großes Heer wandte sich nach Südwesten, um den Rhein zu überschreiten und in Deutschland, zunächst in Baden, einzudringen. Ihnen konnte

nur ein kleines Heer preußischer und badischer Truppen unter Führung des Generals Werder entgegengestellt werden, etwa 40 000 Mann. Die Niederlage der Deutschen schien diesmal unvermeidlich; schon glaubten die Franzosen, den Sieg in Händen zu halten. Allein als sie den Gegner an dem zugefrornen Flüßchen Lisaine unweit Belfort angriffen, da stand die deutsche Heldenschar unerschütterlich und undurchdringlich gleich einer Mauer. „Nicht durch! Nicht durch!" lautete der deutsche Schlachtruf. Drei Tage lang dauerte die Schlacht (15.—17. Januar 1871). Endlich mußte der Feind gänzlich geschlagen zurückweichen. Bald sah er sich nicht allein im Rücken verfolgt, sondern durch neue heranrückende Preußenscharen auch in der Front bedrängt und angegriffen. Jeder Ausweg auf französischem Boden war ihm versperrt; eine Waffenstreckung wie bei Sedan stand bevor. Da ist das französische Heer, 84 000 Mann mit Roß und Wagen, auf das schweizerische Gebiet übergetreten und hat dort die Waffen niedergelegt. Die letzte französische Armee war zum Weiterkampfe unfähig gemacht.

77. Der Fall von Paris und Friede.

1. **Der Fall von Paris.** Nun leistete Paris keinen Widerstand mehr. Seit fünf Monaten war es von den Belagerern eingeschlossen. Alle Heere, von denen es Befreiung erwartet hatte, waren vernichtet. Jeder Versuch, durch Ausfälle den Kreis der Belagerer zu durchbrechen, war gescheitert. Immer stärker wurden die Verheerungen, welche die in den Festungsmauern oder in der Stadt selbst einschlagenden feindlichen Geschosse anrichteten. Endlich sah sich die Pariser Bevölkerung vom Hungertode bedroht. Schon aß man in der üppigen Stadt Pferde, Esel, Hunde, Ratten, und schlachtete die Bären und Elefanten des Tiergartens. Da endlich dachte man an Ergebung. Am 28. Januar 1871 wurde ein Waffenstillstand geschlossen, durch den alle Festungswerke um Paris den Deutschen ausgeliefert wurden. Das in der Stadt eingeschlossene Heer mußte die Waffen abgeben. Damit war sowohl der Fall von Paris, wie der ganze Krieg entschieden.

2. **Der Friede.** Sofort trat eine vom französischen Volke erwählte Nationalversammlung in Bordeaux zusammen, setzte eine neue republikanische Regierung ein und erteilte dieser

den Auftrag, den Abschluß des Friedens eifrigst zu betreiben. So kam am 26. Februar 1871 der Friede zu Versailles zustande, während die deutschen Krieger siegreich in Paris einzogen. Die dem Deutschen Reiche einst entrissenen Lande Elsaß und Deutsch-Lothringen, 263 Quadr.-M. mit anderthalb Millionen Bewohnern, mußte Frankreich an Deutschland abtreten; auch Straßburg und Metz blieben in deutschem Besitz. Dazu verpflichtete sich Frankreich, 5 Milliarden (5000 Millionen) Franken Kriegskosten zu zahlen. Nach längeren Unterhandlungen in Brüssel wurde am 10. Mai der endgültige Friedensvertrag zu Frankfurt festgestellt. — Zehn Monate hatte der Krieg, der eigentliche Kampf kaum sieben Monate gedauert; doch war er einer der ungeheuersten, die je geführt worden sind. Nie hatte Deutschland ruhmreichere Tage gesehen, nie irgend ein Volk gewaltigere Siege erkämpft, als hier das deutsche. Ohne erhebliche Niederlage hatten seine Heere 20 siegreiche Schlachten geschlagen, 150 Gefechte bestanden, 26 Festungen erobert, gegen 400 000 Gefangene gemacht, über 6700 Geschütze erbeutet. Es war „ein Krieg ohnegleichen".

78. Die Wiederherstellung des Deutschen Reiches.

1. **Das neue Deutsche Reich.** Außer dem Wiedergewinn von Elsaß und Lothringen brachte der Krieg von 1870—1871 dem deutschen Volke noch eine köstliche Frucht: er vollendete Deutschlands Einheit. Bisher hatte der Mainstrom noch eine Scheidelinie gebildet, welche die vereinzelten deutschen Südstaaten von dem unter Preußens Führung geeinigten Norddeutschland trennte. Aber durch den gemeinsam bestandenen siegreichen Kampf war jede Schranke gefallen. — Deutschlands Stämme fühlten sich inniger denn je vereinigt in dem gemeinsam verteidigten und geretteten Vaterlande; ein „einig Volk von Brüdern" wollten sie für alle Zukunft sein und bleiben. Daher baten die süddeutschen Fürsten, daß durch Aufnahme ihrer Staaten der Norddeutsche Bund zu einem Deutschen Reiche erweitert werde.

2. **Der deutsche Kaiser.** Wie das alte Reich deutscher Nation zu seinem Haupte den Kaiser hatte, so sollte im neuen Reiche die im Gedächtnis des Volkes allezeit bewahrte Kaiser-

würde wieder aufleben. Und diesmal widerstrebten die deutschen Fürsten nicht, wie im Jahre 1849. Nein: der jugendliche König Ludwig II. von Bayern forderte im Namen aller deutschen Fürsten und Freien Städte König Wilhelm den Siegreichen von Preußen zur Übernahme dieser Würde auf. Es war keine Wahl, die, wie im alten römisch-deutschen Reiche, durch Herkommen, Gunst oder Vorteil wäre bestimmt worden; nicht durch ein Geschenk des Zufalls oder durch eine Gabe des Glücks wurde König Wilhelm Deutscher Kaiser. Allvernehmlich und allverständlich hatte Gottes Stimme auf den Schlacht- und Siegesfeldern geredet; im heiligen Kampfe für des Vaterlandes Rettung hatte sich der Heldenkönig die Kaiserkrone durch unsterbliche Waffentaten erkämpft und ersiegt. Am 18. Januar 1871, dem Tage, da vor 170 Jahren das preußische Königtum gestiftet worden war, fand die feierliche Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreiches statt. Vor den Mauern des seinem Falle nahen stolzen Paris, zu Versailles in dem Schlosse Ludwigs XIV., der stets auf Deutschlands Erniedrigung und Zersplitterung ausgegangen war, in dem mit den Fahnen des siegreichen Heeres geschmückten Spiegelsaale versammelte sich ein Kreis deutscher Fürsten, Prinzen, Heerführer, Staatsmänner und Krieger um den König von Preußen. Als am Schlusse eines festlichen Gottesdienstes der Lobgesang verklungen war, verlas der König die Urkunde des Kaiserreiches, und nach ihm der Bundeskanzler Graf Bismarck die Ansprache des Kaisers an das deutsche Volk. Mit lauter Stimme rief der Großherzog von Baden: „Hoch lebe Seine Majestät der Kaiser Wilhelm!“ und die ganze Versammlung stimmte dreimal begeistert ein.

3. **„An das deutsche Volk.“** Des Kaisers Ansprache an das deutsche Volk aber lautet: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen 2c. 2c. Nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiser-

würde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde mit dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

79. Fünfundzwanzig Friedensjahre, 1871—1896.

1. **Die deutsche Reichsverfassung.** Nach der Errichtung des Deutschen Reiches berieten in Berlin die Abgeordneten des ganzen Volkes die deutsche Reichsverfassung. Danach besteht das Gebiet des Deutschen Reiches aus 26 Staaten. Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrat und den Reichstag. Der Bundesrat besteht aus den Vertretern der Regierungen aller deutschen Staaten, die zusammen 58 Stimmen führen (Preußen 17, Bayern 6, Sachsen und Württemberg je 4, Baden und Hessen je 3, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2, die 17 andern Staaten je 1 Stimme. Das Reichsland Elsaß-Lothringen hat keine beschließende Stimme). Oberhaupt des Bundes ist der König von Preußen als deutscher Kaiser. Den Vorsitz im Bundesrate führt der vom Kaiser ernannte Reichskanzler. Der alljährlich zusammentretende Reichstag geht aus allgemeinen direkten Wahlen hervor und zählt 397 Mitglieder.

2. **Gemeinsame Einrichtungen.** Kaiser Wilhelm, der Bundesrat und der Reichstag haben zusammen in den dem großen Kriege folgenden Friedensjahren viele Einrichtungen getroffen, welche die vielen bis dahin getrennten deutschen Staaten immer mehr zu einem einigen Reiche verschmelzen sollten. Zunächst wurde das Münzwesen geordnet. Die norddeutschen Staaten hatten nach Talern (= 3 ℳ), die süddeutschen nach Gulden (7 = 4 Talern) gerechnet; viele schlechte Münzen und unansehnliches Papiergeld waren im Umlauf. Noch früher hatten womöglich jedes Ländchen, sogar manche Städte eigene Währung gehabt. Nun wurde für ganz Deutschland die Markrechnung und die Goldwährung eingeführt. In schönen Gold-, Silber-, Nickel- und Kupfermünzen oder in saubern Kassenscheinen und Banknoten zahlen sich jetzt Süddeutsche und Norddeutsche, was sie einander schulden. Auch kann man die Reichsbank zur Übermittelung von Zahlungen benutzen. — Zur Erleichterung des Handels wurden die neuen, jetzt gültigen Maße und Gewichte eingeführt: als Längeneinheit das Meter, als Gewichtseinheit das Kilogramm, als Hohlmaß das Liter. — Dann wurde nach und nach die Rechtspflege neu geordnet. Zunächst führte man ein gemeinsames Strafgesetzbuch ein, denn es ging nicht, daß z. B. ein Diebstahl in dem einen deutschen Staate weniger streng bestraft wurde, als in dem andern. Zur Befestigung der Einheit diente ferner die im ganzen Reiche gleichmäßig durchgeführte Einrichtung der Gerichte. Die untersten sind die Amtsgerichte, die zur Aburteilung leichter Vergehen ein Schöffengericht bilden. Wer sich ihrer Entscheidung nicht fügen oder wer einen Prozeß über eine bedeutendere Sache führen will, der wendet sich ans Landgericht. An deren Sitzen befinden sich auch die Strafkammern und die Geschwornengerichte, von denen schwere Vergehen und Verbrechen abgeurteilt werden. Über den Landgerichten stehen die Oberlandesgerichte, und über diesen steht das eine große Reichsgericht in Leipzig, das die Prozesse in letzter Instanz entscheidet. „Leipzig hat gesprochen, der Streit ist aus." — Für die Beförderung von Briefen, Geldsendungen und Paketen sorgt die Reichspost; nur Württemberg und Bayern haben sich das Recht eigner Postverwaltung vorbehalten, führen daher auch eigne Briefmarken. Die Postverwaltung sorgt auch für Tele-

graphen und Fernsprecher. In das entlegenste Dorf kommt jetzt regelmäßig der Briefträger, Postsendungen bringend und holend. — Auch die Eisenbahnen sind entweder Eigentum des Staates oder stehen unter seiner Aufsicht, so daß die Züge von einem Ende Deutschlands bis zum andern mit zuverlässigen Anschlüssen schnell und sicher verkehren können.

3. **Heer und Flotte.** Das französische Volk bemühte sich nach dem Kriege mit dem größten Eifer, seine Kriegsmacht auf eine solche Höhe zu bringen, daß es bei der ersten Gelegenheit an Deutschland Rache für die erlittenen Niederlagen nehmen könnte. Da mußte Deutschland auf seiner Hut sein. „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das haben wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen zu schützen," sagte einst der greise Feldmarschall Moltke dem Reichstage. Das deutsche Heer ist daher wiederholt verstärkt worden. Jeder gesunde deutsche Mann ist wehrpflichtig. Das stehende Heer, die Linie, zählt im Frieden über 500 000 Mann. Die Soldaten kommen nach zweijähriger Dienstzeit (bei berittenen Truppen nach dreijähriger) auf 6 (5) Jahre zur Reserve, dann auf weitere 5 Jahre zur Landwehr ersten Aufgebotes. Gibt es Krieg, so verstärken die Reservisten zum Teil die bestehenden Regimenter, teils werden aus ihnen und der Landwehr neue gebildet. In der Landwehr zweiten Aufgebotes bleibt man bis zum 39., im Landsturm bis zum 45. Lebensjahre. Diese älteren Leute sind aber hauptsächlich nicht mehr zum Felddienst bestimmt, sondern zur Besatzung von Festungen und zu ähnlichen Leistungen in der Heimat. Wenn eines Tages der Kaiser die Mobilmachung befiehlt, so trägt der Telegraph diesen Befehl ins ganze Land, und sofort hört der Friedensfahrplan der Eisenbahnen auf. Wer nicht Soldat ist, der mag sehen, wie er weiter kommt. Von allen Orten eilen die Reservisten und Landwehrleute zu ihren Truppenteilen. Dort erhalten sie Uniform und Waffen, und in wenigen Tagen sind die Regimenter marschbereit. Dann werden sie mit ihren Wagen und Pferden in Eisenbahnzügen befördert, wohin es nötig ist. Alle Anordnungen für die Mobilmachung, alle Kriegsfahrpläne für die Eisenbahnen sind im voraus ausgedacht und ausgeschrieben; jedem Offizier oder Soldaten ist im voraus genau bestimmt, wo sein Platz im Kriege sein wird. So kann das

Deutsche Reich in wenigen Tagen mehrere Millionen waffengeübter Mannschaft ins Feld stellen. — Die Kriegsflotte besteht aus einer großen Zahl von Schiffen, von denen viele gepanzert und alle mit Kanonen versehen sind. Für Matrosen und Seesoldaten gilt eine ähnliche Dienstpflicht, wie für das Landheer. — Gegen eine solche Macht hat bisher noch kein Feind sich zu erheben gewagt, zumal nachdem Deutschland sich mit Österreich und Italien zu Schutz und Trutz gegen jede Störung des Friedens verbündet hat. Stolz konnte der Reichskanzler Fürst Bismarck einmal, als ein Krieg drohte, aller Welt zurufen: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt."

4. **Die Deutschen im Auslande. Kolonien.** Die deutsche Flotte hat, außer im Kriege, auch im Frieden eine wichtige Aufgabe. Während früher Deutsche, die als Kaufleute oder zu andern Zwecken im Auslande, jenseits des Weltmeeres lebten, schutz- und hilflos waren, so können auch sie sich jetzt auf die Macht des Deutschen Reiches verlassen. An allen wichtigern Verkehrsplätzen des Auslandes sind kaiserliche Konsuln angestellt, die jedem Deutschen Rat und Beistand gewähren. Auch die deutschen Handelsschiffe stehen überall unter dem Schutze des Reiches; sie alle tragen seine schwarz-weiß-rote Flagge. Von Zeit zu Zeit erscheinen in den fernen Meeren deutsche Kriegsschiffe, damit jedermann dort wisse, daß Deutschland jede Verletzung deutscher Rechte zu bestrafen imstande sei. — Unter Kaiser Wilhelms Fürsorge hat Deutschland auch begonnen, Niederlassungen im Auslande, Kolonien, zu gründen. Als Amerika entdeckt worden war, als Spanier, Portugiesen, Franzosen und Engländer dort und auch in andern Erdteilen mächtige Reiche gründeten, da brachte Deutschland der Dreißigjährige Krieg ins tiefste Elend. In seiner Ohnmacht und Zerrissenheit mußte es zusehen, wie andre sich die Welt teilten. Auch der Große Kurfürst vermochte das nicht zu ändern (s. Nr. 41, 2). Nur ein Erdteil war noch größtenteils unbekannt: Afrika. Diesen bis dahin „dunkeln" Erdteil haben in den letzten Jahrzehnten mutige Reisende erforscht: die Deutschen Nachtigal (1863—74) und Wißmann (1880—87), der Engländer Livingstone (1853—73), der Amerikaner Stanley (1871—89) und andre. Sie fanden dort neben unwirtlichen Steppen die fruchtbarsten Landstriche. Von mehreren dieser Gegenden ergriff Deutschland Besitz: im Osten

von Deutsch-Ostafrika, dem weiten Lande zwischen dem Meere und den großen Landseen und dem Riesenberge Kilimandjaro, an der Westküste von Kamerun, im Süden von Deutsch-Südwestafrika. Ferner wurden unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt: Kaiser-Wilhelms-Land, der Bismarck-Archipel und andere Inseln in der Südsee. An Größe übertreffen diese Kolonien zusammen das Mutterland bei weitem; Deutsch-Ostafrika allein ist fast doppelt so groß als Deutschland.

5. **Fürsorge für den Arbeiterstand.** Eine Hauptaufgabe seines Regentenberufes fand der volksfreundliche Kaiser Wilhelm I. in der Fürsorge für das notleidende niedere Volk, die sogenannten arbeitenden Klassen. Wir wissen schon, daß die großen Erfindungen außer vielen guten Folgen auch manche Verwirrungen herbeigeführt haben (s. Nr. 65). Diese wurden nach dem Kriege fühlbarer denn je. Es entstanden vielerlei Klagen, berechtigte und unberechtigte, und das Schlimmste war, daß von mancher Seite die ärmeren Klassen aufgereizt wurden, sich mit Gewalt, durch Umsturz der bestehenden Staatsordnung, zu helfen. Ja, verbrecherische Menschen faßten sogar den Plan, den greisen Kaiser zu ermorden! Obwohl ein solcher Mordversuch (2. Juni 1878) beinahe gelungen und der schwer verwundete Kaiser monatelang ans Krankenlager gefesselt war, ließ sich der edle Monarch nicht verbittern. Sein eifrigstes Bemühen war fortan, die Ursachen berechtigter Klagen abzustellen und den meist unbemittelten Arbeitern bei Krankheit, Unfällen, Arbeitsunfähigkeit und im Alter das Recht auf Hilfe zu gewähren. „Wir halten es für Unsere kaiserliche Pflicht," rief er den versammelten Volksvertretern zu (1881), „dem Reichstage die Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung so sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauerhafte Bürgschaften seines innern Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." Und Fürst Bismarck mahnte: „Geben Sie dem Arbeiter, so lange er gesund ist, Arbeit; wenn er krank ist, Pflege; wenn er alt ist, Versorgung!" — In dieser weisen Fürsorge für Notleidende ist

das Deutsche Reich unter Führung Kaiser Wilhelms I. und seines großen Reichskanzlers allen andern Ländern vorausgeeilt.

80. Die ersten drei deutschen Kaiser.

(Tafel VIII.)

1. **Kaiser Wilhelm I.** (—1888). Die bei der feierlichen Übernahme der deutschen Kaiserwürde ausgesprochenen Gelöbnisse und Hoffnungen hat Kaiser Wilhelm herrlich erfüllt. Der sieggekrönte Kriegsheld erwies sich nach dem glorreich bestandenen Kampfe als nicht minder ruhmreich waltender Friedensfürst. Kaiser Wilhelm erreichte ein so hohes Alter, wie es sehr selten einem Menschen zu teil wird. Und doch ist er bis in dieses hohe Alter hinein, ja bis zum Tode nicht müde geworden, mit der unvergleichlichsten Pflichttreue den Geschäften seines hohen Berufes obzuliegen. Noch am Tage seines Todes, als seine Tochter, die Großherzogin von Baden, ihn bat, sich zu schonen, erwiderte er ihr: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein." — Er starb am 9. März 1888, ein hochgesegneter Fürst von 91 Jahren, ein wahrhaft großer Herrscher, mit dem im Kriege wie im Frieden nur wenige Fürsten aller Zeiten zu vergleichen sind. Von tiefster Rührung ergriffen, teilte Fürst Bismarck dem Reichstage den Tod des ehrwürdigen Kaisers mit. „Die heldenmütige Tapferkeit," sagte er, „das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren — mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unsrer Nation sein, welches der aus unsrer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat!"

2. **Kaiser Friedrich III.** (1888; 9. März bis 15. Juni). Dem ersten Kaiser folgte auf dem Throne sein Sohn Friedrich III., geb. 18. Oktober 1831. Bei seinem Regierungsantritte verhieß er, „in den Wegen des glorreichen Vaters zu wandeln und dessen Werk fortzuführen." Das deutsche Volk, das den Helden von Königgrätz, Wörth und Sedan, den schönen, stattlichen, leutseligen Prinzen, den edeln Förderer alles Guten und Großen seit lange ehrte und liebte, kam dem neuen Kaiser voll begeisterten Vertrauens entgegen. Doch dem edeln Fürsten war es nicht mehr vergönnt, die hochherzigen Herrschergedanken zu

verwirklichen, von denen er beseelt war. Schon vor seiner Thronbesteigung schwer erkrankt, starb er, ein hartgeprüfter Dulder, nach einer Regierung von 99 Tagen, 56 Jahre alt. „Lerne leiden ohne zu klagen", das war eine seiner letzten Mahnungen an seinen Sohn und Nachfolger.

3. **Kaiser Wilhelm II.** (seit 1888). Wie seine berühmten Ahnen aus dem Hohenzollernstamme, der Große Kurfürst und der König Friedrich der Große, stand Wilhelm II. beim Antritt seiner Regierung in der Vollkraft der Jugend (geb. 27. Jan. 1859). Durch seines Großvaters und seines Vaters Vorbild wurde er für seinen großen Beruf trefflich vorbereitet. Unter dem Einfluß seiner hochgebildeten, für Kunst und Wissenschaft begeisterten Mutter Viktoria gewann er als Prinz frühe ein lebhaftes Interesse für alle geistigen Güter des Lebens, vor allem für Literatur, Musik und Malerei. Seine Schulbildung empfing er auf dem Gymnasium zu Kassel, nach der Reifeprüfung studierte er zwei Jahre auf der Universität Bonn, lernte dann die Staatsverwaltung gründlich kennen und wurde durch den Fürsten Bismarck mit den schwierigen Fragen der Politik vertraut gemacht. Am 27. Februar 1881 vermählte sich Prinz Wilhelm mit Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Augustenburg, der Tochter des Herzogs von Augustenburg, einer Prinzessin von echt deutschem Wesen. Im glücklichsten Familienleben fand der Prinz Muße, sich auf den Herrscherberuf gründlich vorzubereiten. Vor allen Dingen war er Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Früher, als er erwarten konnte, hatte ihn Gott dazu berufen, den Thron seiner Väter zu besteigen. Als Kaiser Wilhelm II. den deutschen Reichstag zum erstenmal um seinen Thron versammelte, umstanden ihn einmütig sämtliche deutsche Bundesfürsten. Der Kaiser feierte in seiner Thronrede vor allem das Gedächtnis seines erlauchten Großvaters, des Reichsgründers Wilhelm I., dem er in seiner Herrschertätigkeit nachzustreben entschlossen sei. Er wiederholte die Versicherung, „nach außen hin Frieden zu halten mit jedem, soviel an Mir liegt. Deutschland bedarf weder neuen Kriegsruhms noch irgend welcher Eroberungen, nachdem es seine Berechtigung, als einige und unabhängige Nation zu bestehen, endgültig erkämpft hat." Vor dem preußischen Landtage erklärte er dann feierlich: „Ich trete an die Mir durch Gottes Fügung gestellte Aufgabe mit der Zuversicht des

Pflichtgefühls heran und halte mir dabei das Wort des großen Friedrich gegenwärtig, daß in Preußen der König des Staates erster Diener ist.“ Mit Ernst und Entschlossenheit hat Kaiser Wilhelm II. das Erbe der Hohenzollern übernommen, und mit Pflichttreue in rastloser Arbeit widmet er sich der Regierung. Die Friedenspolitik des großen Kaisers weiß er mit kräftiger Hand weiter zu führen. Dem Heere und vor allem der Marine ist seine besondere Fürsorge gewidmet, denn von der Stärke unsrer Kriegsmacht hängt es ab, ob Deutschland seine Stellung in der Welt behaupten kann. Die den Engländern gehörende Insel Helgoland hat Kaiser Wilhelm für Deutschland wieder erworben. Mit den Herrschern aller Staaten sucht er das beste Einvernehmen zu unterhalten. Ein Freund der Künste und der Wissenschaften, zeigt er großen Künstlern und Gelehrten stets seine besondere Gunst. Große Bauwerke von nationaler Bedeutung sind unter seiner Regierung beendigt worden, vor allen das neue Reichstagsgebäude in Berlin, das neue Reichsgerichtsgebäude in Leipzig und der für die Handelsschiffahrt und die Kriegsflotte überaus wichtige Kaiser-Wilhelm-Kanal. — So steht das Deutsche Reich in zunehmender Festigung da, einig, mächtig und frei. Möge es unter Kaiser Wilhelm II. in Frieden und Wohlfahrt, oder, wenn nötig, in siegreichem Kampfe zu dauernder Herrlichkeit erblühen!

Zeittafel.

vor Chr.

118. Die Wanderung der Cimbern und Teutonen.
58. Cäsars Kampf mit Ariovist in Gallien.

nach Chr.

9. Die Schlacht im Teutoburger Walde.
375. Die Völkerwanderung.
410. Alarich plündert Rom.
429. Geiserich gründet das Vandalenreich in Afrika.
449. Die Angelsachsen ziehen nach Britannien.
451. Die Hunnenschlacht auf den catalaunischen Ebenen.
476. Untergang des weströmischen Reiches.
493. Theoderich der Große besiegt Odoaker.
568. Die Langobarden setzen sich in Italien fest.
711. Untergang der Westgoten in Spanien.
732. Die Mauren werden bei Tours und Poitiers besiegt.
754. Bonifatius wird erschlagen.
768—814. Karl der Große.
800. Karl wird römischer Kaiser.
843—911. Die Karolinger in Deutschland.
933. Die Ungarnschlacht bei Merseburg; Heinrich siegt.
955. Die Schlacht auf dem Lechfelde; Otto der Große siegt.
1077. Heinrich IV. demütigt sich vor Gregor VII. in Canossa.
1096—1099. Der erste Kreuzzug.
1138—1254. Die Hohenstaufen.
1162. Friedrich Barbarossa zerstört Mailand.
1176. Friedrich wird bei Legnano besiegt.
1184. Das Pfingstfest zu Mainz.
1190. Barbarossas Kreuzzug.
1268. Konradin wird hingerichtet.
1273. Rudolf von Habsburg wird Kaiser.
1278. Schlacht auf dem Marchfelde.
1356. Die Goldene Bulle.
1414—1418. Die Kirchenversammlung zu Konstanz.
1440. Erfindung der Buchdruckerkunst.
1483, am 10. Nov. Luther in Eisleben geboren.
1517, am 31. Okt. Beginn der Reformation.
1521. Der Reichstag in Worms.
1525. Der Bauernkrieg.
1525. Die Reformation im Herzogtum Preußen.
1539. Die Reformation in Brandenburg.
1618—1648. Der Dreißigjähr. Krieg.
1630. Gustav Adolf landet in Pommern.

1631. Zerstörung Magdeburgs.
1632. Gustav Adolf fällt bei Lützen.
1634. Wallenstein wird ermordet.
1640—1688. Der Große Kurfürst.
1656. Schlacht bei Warschau.
1660. Friede zu Oliva.
1674—1678. Krieg zwischen Ludwig XIV. und dem Deutschen Reich.
1675. Der Große Kurfürst siegt über die Schweden bei Fehrbellin.
1679. Der Große Kurfürst schließt den ungünstigen Frieden zu St. Germain m. Ludwig XIV.
1681. Ludwig XIV. raubt Straßburg.
1683. Die Türken vor Wien.
1685. Aufhebung des Edikts von Nantes. Der Große Kurfürst nimmt die französischen Protestanten auf.
1688. Der dritte Raubkrieg oder der pfälzische beginnt.
1688—1713. Friedrich III., von 1701 ab: König in Preußen.
1713—1740. Friedrich Wilhelm I.
1740—1786. Friedrich der Große.
1740—1742. D. erste schlesische Krieg. Friedrich siegt bei Mollwitz (1741).
1744—1745. D. zweite schles. Krieg. Friedrich siegt bei Hohenfriedberg (1745).
1756—1763. Der Siebenjähr. Krieg.
1757. Friedrich siegt bei Prag. Seine Niederlage bei Kollin. Seine Siege bei Roßbach und bei Leuthen.
1758. Friedrich besiegt die Russen bei Zorndorf.
1759. Schlacht bei Kunersdorf.
1760. Friedrich Siege bei Liegnitz und bei Torgau.
1763. Friede zu Hubertusburg.
1772. Die erste Teilung Polens.
1786—1797. Friedrich Wilhelm II.
1789. Die französische Revolution.
1797—1840. Friedrich Wilhelm III.
1804. Napoleon wird Kaiser der Franzosen.
1805. Die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz.
1806. Auflösung des Deutschen Reiches.
1806. Preußens Niederlage bei Jena und Auerstädt.
1807. Friede zu Tilsit.
1809. Österreichs Freiheitskampf.
1810. Die Königin Luise stirbt.
1810. Aufhebung der Gutsuntertänigkeit.
1812. Napoleons Zug nach Rußland.
1812. (30. Dezbr.) General York schließt einen Waffenstillstand mit den Russen.
1813—1815. Die Befreiungskriege.
1813. Blücher siegt an der Katzbach.
1813. (16.—19. Okt.) Die Völkerschlacht bei Leipzig.
1814. Einzug der Verbündeten in Paris.
1815. Napoleon verläßt Elba und kehrt nach Frankreich zurück. Blücher und Wellington besiegen ihn bei Belle-Alliance.
1817. Die Union der lutherischen u. reformierten Kirche i. Preußen.
1833. Erfindung d. elektrischen Telegraphen.
1834. Der deutsche Zollverein.
1837. Die erste große deutsche Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden.
1840—1861. Friedrich Wilhelm IV.
1848. Die Februarrevolution in Frankreich.
1849. Der König von Preußen lehnt die deutsche Kaiserkrone ab.
1861—1888. Wilhelm der Große.
1864. Der dänische Krieg. Erstürmung der Düppeler Schanzen.
1866. Der österreich. Krieg. Schlacht b. Königgrätz. Friede zu Prag.
1867—1871. D. Norddeutsche Bund.
1870—1871. Der große deutsch-französische Krieg.

1870. (August) Die Siege b. Weißenburg, Wörth und Spicheren. Die Schlachten bei Metz: Mars la Tour und Gravelotte.
1870. (1. Sept.) Schlacht bei Sedan. (2. Sept.) Gefangennahme Napoleons.
1871. (18. Jan.) Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreiches.
1888. (9. März) Kaiser Wilhelm I. stirbt.
1888. (9. März bis 15. Juni) Kaiser Friedrich III.
Seit 1888 Kaiser Wilhelm II.

Vaterländische Gedenktage.

18. Januar	1701.	Preußen wird ein Königreich.
18. „	1871.	Wiederherstellung des Deutschen Reiches: König Wilhelm I. von Preußen deutscher Kaiser.
24. „	1712.	Friedrich der Große geboren.
27. „	1859.	Kaiser Wilhelm II. geboren.
9. März	1888.	Kaiser Wilhelm I. stirbt.
22. „	1797.	König Wilhelm I. von Preußen, deutscher Kaiser, geboren.
10. Mai	1871.	Friede zu Frankfurt a. M.
15. Juni	1888.	Kaiser Friedrich III. stirbt. Wilhelm II. deutscher Kaiser.
18. „	1675.	Schlacht bei Fehrbellin.
18. „	1815.	Schlacht bei Belle-Alliance.
3. Juli	1866.	Schlacht bei Königgrätz.
6. August	1870.	Schlacht bei Wörth.
17. „	1786.	Friedrich der Große stirbt.
18. „	1870.	Schlacht bei Gravelotte.
26. „	1813.	Schlacht an der Katzbach.
1. u. 2. Septbr.	1870.	Schlacht und Kapitulation von Sedan.
28. „	1870.	Übergabe von Straßburg an die Deutschen.
18. Oktober	1813.	Schlacht bei Leipzig.
22. „	1858.	Kaiserin Auguste Viktoria geboren.
27. „	1870.	Übergabe von Metz an die Deutschen.
31. „	1517.	Beginn der Reformation.
10. November	1483.	Luther geboren.

Die römisch-deutschen Kaiser.

I. 768—911. Die Karolinger.

768. Karl der Große (800 römisch-deutscher Kaiser).
814. Ludwig der Fromme († 840).
843. Ludwig der Deutsche.
876. Karl der Dicke.
887. Arnulf.
899. Ludwig das Kind.

I. a. 911. Konrad I. der Franke.

II. 919—1024. Die sächsischen Kaiser.

919. Heinrich I. der Finkler.
936. Otto I. der Große.
973. Otto II.
983. Otto III.
1002. Heinrich II. der Heilige.

III. 1024—1125. Die fränkischen (salischen) Kaiser.

1024. Konrad II.
1039. Heinrich III.
1056. Heinrich IV.
1106. Heinrich V.

III. a. 1125. Lothar der Sachse († 1137).

IV. 1138—1254. Die hohenstaufischen (schwäbischen) Kaiser.

1138. Konrad III.
1152. Friedrich I. Barbarossa.
1190. Heinrich VI.
1198. Philipp von Schwaben († 1208) und Otto IV.
1215. Friedrich II.
1250. Konrad IV. (und Wilhelm v. Holland † 1256).

IV. a. 1254. Das Interregnum.

V. 1273—1347. Die Kaiser aus verschiedenen Häusern.

1273. Rudolf von Habsburg († 1291).
1292. Adolf von Nassau.
1298. Albrecht I. von Österreich.
1308. Heinrich VII. von Luxemburg († 1313).
1314. Ludwig der Bayer (und Friedrich der Schöne von Österreich † 1330).

VI. 1347—1437. Die Kaiser aus dem Hause Luxemburg.

1347. Karl IV.
1378. Wenzel.

VI. a. 1400. Ruprecht (von der Pfalz).

1410. Sigismund.

VII. 1438—1806. Die Kaiser aus dem Hause Österreich.

1438. Albrecht II. († 1439).
1440. Friedrich III.
1493. Maximilian I.
1519. Karl V.
1556 (1558). Ferdinand I.
1564. Maximilian II.
1576. Rudolf II.
1612. Matthias.
1619. Ferdinand II.
1637. Ferdinand III. († 1657).
1658. Leopold I.
1705. Joseph I.
1711. Karl VI. († 1740).
1742. (Karl VII.)
1745. Franz I.
1765. Joseph II.
1790. Leopold II.
1792—1806. Franz II.

Die Hohenzollern.

I. 1415—1701. Die Kurfürsten von Brandenburg.

1415. Friedrich I.
1440. Friedrich II. Eisenzahn.
1470. Albrecht Achilles.
1486. Johann Cicero.
1499. Joachim I. Nestor.
1535. Joachim II. Hektor.
1571. Johann Georg.
1598. Joachim Friedrich.
1608. Johann Sigismund.
1619. Georg Wilhelm.
1640. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.
1688. Friedrich III. (seit 1701 König Friedrich I.).

II. Seit 1701. Die Könige von Preußen.

1701. Friedrich I.
1713. Friedrich Wilhelm I.
1740. Friedrich II. der Große.
1786. Friedrich Wilhelm II.
1797. Friedrich Wilhelm III.
1840. Friedrich Wilhelm IV.
1861. Wilhelm I. (seit 1871 Kaiser).

III. Seit 1871. Die deutschen Kaiser.

1871. Wilhelm I.
1888. Friedrich III.
Wilhelm II.

Das preußische Königs- und deutsche Kaiserhaus.

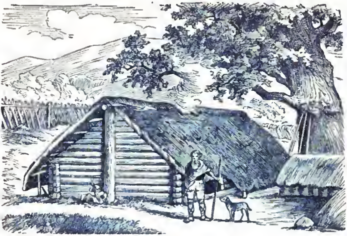
König Friedrich Wilhelm III., vermählt mit Luise (von Mecklenburg-Strelitz).
† 1840. † 1810.

Friedrich Wilhelm IV., geb. 1795; König 1840; † 1861.	**Wilhelm I.**, geb. 22. März 1797; König von Preußen seit 2. Jan. 1861; Deutscher Kaiser 18. Jan. 1871; vermählt mit Augusta von Sachsen-Weimar; † 9. März 1888.	Charlotte, vermählt an Nikolaus, Kaiser von Rußland.	Karl gest. 1883.	Albrecht gest. 1872.
			Friedrich Karl, geb. 1828, 1870 General-Feldmarschall, † 1885.	Albrecht, geb. 1837, Prinzregent von Braunschweig 1885.
			Friedrich Leopold.	

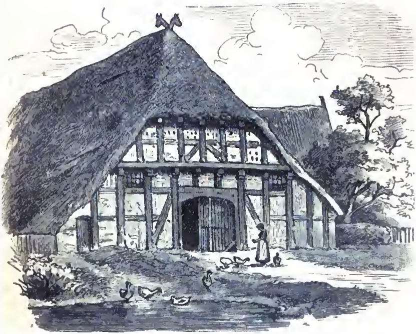
Friedrich III., geb. 18. Okt. 1831; Deutscher Kaiser u. König von Preußen 9. März 1888; vermählt mit Viktoria von England; † 15. Juni 1888.	Luise, vermählt an Friedrich, Großherzog von Baden.

Wilhelm II., geb. 27. Jan. 1859; Deutscher Kaiser u. König von Preußen 15. Juni 1888; vermählt mit Auguste Viktoria v. Holstein-Augustenburg, geb. 22. Okt. 1858.	Charlotte, geb. 1860, verm. an Bernhard, Erbprinzen von Sachsen-Meiningen.	Heinrich, geb. 14. August 1862, vermählt mit Irene von Hessen-Darmstadt.	Viktoria, geb. 1866, vermählt an Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe.	Sophie, geb. 1870, vermählt an Konstantin, Kronprinzen von Griechenland.	Margareta, geb. 1872, vermählt an Prinz Friedr. Karl von Hessen.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 6./V. 1882.	Eitel-Friedrich, 7./VII. 1883.	Adalbert, 14./VII. 1884.	August Wilhelm, 29./I. 1887.	Oskar, 27./VII. 1888.	Joachim, 17./XII. 1890.	Viktoria, 13./IX. 1892.



Germanische Siedelung.



Niederdeutsches Bauernhaus.



Eine große Ritterburg. (Der Hohentwiel.)



Burgtor. (Äußere und innere Ansicht.)



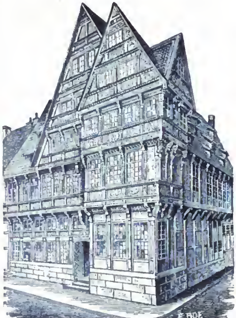
Festes Ritterhaus.



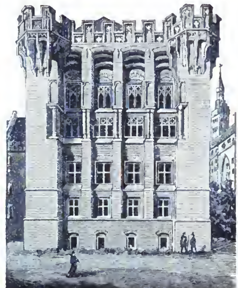
Hof eines bürgerlichen Patrizierhauses.



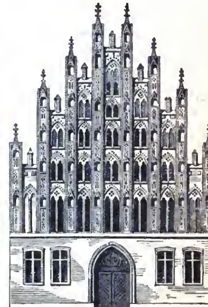
Stadt im Mittelalter.



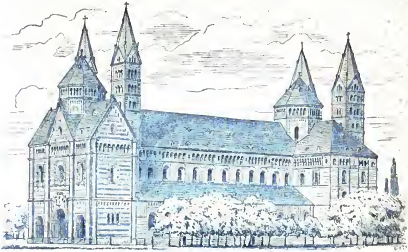
Haus in Hildesheim (Holzbau).



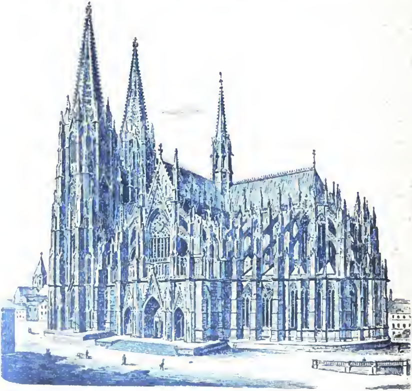
Schloß Marienburg (Backsteinbau).



Haus in Greifswald (Backsteinbau).



Dom zu Speyer.



Dom zu Köln.



Kaiser Karl der Große.



Kaiser Friedrich I. (Barbarossa.)



Martin Luther.



Feldmarschall von Blücher.



Fürst Bismarck.



Feldmarschall Graf von Moltke.



Friedrich Wilhelm I. (der Große Kurfürst).



König Friedrich II. (der Große).



Königin Luise.



Kaiser Wilhelm I.



Kaiser Friedrich III.



Kaiser Wilhelm II.

Hohenzollern.

Bearbeitung für Lehrer-Bildungsanstalten.

Andrä-Ernst, Grundriß der Weltgeschichte. Ausgabe für Lehrer-Bildungsanstalten. 4. Auflage.

I. **Das Altertum.** gr. 8°. (V, 90 S.) 1903. Halbleinenband . . . . M. 1.50.

Dazu Geschichtskarten 1—5, Bildertafeln 1—4, Kulturbilder 1—4.

II. **Das Mittelalter** und **die Neuzeit.** gr. 8°. (VIII, 282 S.) 1903. Ganzleinenband . . . . M. 2.50.

Dazu Geschichtskarten 6—12, Bildertafeln 5—12, Kulturbilder 5—16, Heimatgeschichte.

Bearbeitungen für höhere Mädchenschulen.

J. C. Andrä, Lehrbuch der Geschichte für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. 7. Auflage, bearbeitet von Dr. R. Seehaußen.

I. **Das Altertum.** gr. 8°. (IV, 108 S.) 1906. Gebunden M. 1.50.

Dazu Geschichtskarten 1—5, Bildertafeln 1—4, Kulturbilder 1—4.

II. **Das Mittelalter** und **die Neuzeit.** gr. 8°. (VIII, 248 S.) 1906 . . . . Gebunden M. 2.50.

Dazu Geschichtskarten 6—12, Bildertafeln 5—12, Kulturbilder 5—16, Heimatgeschichte und der Anhang: Kurze Geschichte der deutschen Dichtung.

Andrä-Sevin, Abriß der Weltgeschichte. Vereinfachte Ausgabe des „Lehrbuchs der Weltgeschichte". 6. Auflage. gr. 8°. (VII, 298 S.) 1905 . . . . Gebunden M. 3.—.

Dazu Geschichtskarten 1—12, Bildertafeln 1—12, Kulturbilder 1—16, Heimatgeschichte.

Andrä-Sevin, Kurzer Lehrgang der Geschichte für höhere Mädchenschulen. Nach dem „Lehrbuch der Weltgeschichte" bearbeitet. 6. Aufl. (208 S.) 1905 . . . . Gebunden M. 2.40.

Dazu Geschichtskarten 1—12, Bildertafeln 1—12, Kulturbilder 1—16, Heimatgeschichte.

Dieser „**Kurze Lehrgang**" ist durch die Preußischen Bestimmungen für das Mädchenschulwesen vom 1. Mai 1894 veranlaßt, die ausdrücklich knappe Leitfäden verlangen. Im übrigen entsprechen sowohl „Lehrbuch" wie „Abriß" den amtlichen Anforderungen.

Verzeichnis der kostenfreien Beigaben.

I. Geschichtskarten.

1. Das südwestliche **Asien u. Ägypten.**
2. **Palästina** u. die Sinai-Halbinsel. Mit 2 Nebenkarten: Die 12 Stammgebiete von Israel; Plan von Jerusalem.
3. **Griechenland.** Mit 2 Nebenkarten: Böotien; Umgebung von Athen.
4. **Alt-Italien.** Mit 2 Nebenkarten: Das alte Rom und Gegend um Rom.
5. Die Entwickelung des **römischen Reiches.**
6. **German. Reiche** um 526 n. Chr.
7. Das Reich **Karls des Großen.**
8. Das Deutsche Reich und die **Hohenstaufen.** Mit 1 Nebenkarte: Länder der Staufen, Welfen und Askanier.
9. **Deutschland**, seine Einteilu… **zehn Kreise**, nebst Angabe der …risch merkwürdigsten Orte vom …gange des Mittelalters bis Friedrich den Großen.
10. **Brandenburg-Preußen** 1415–
11. Europa zur Zeit **Napoleons I.** 2 Nebenkarten: Schlachtfelder Leipzig und Waterloo.
12. Mitteleuropa zur Zeit Kaiser **Wilhelms I.** Mit 3 Nebenkarten: Schla… felder von Königgrätz, Metz, Sed…

Diese 12 Haupt- und 12 Nebenkarten sind als **„Kleiner historischer Schulatl…** zu 60 Pf. käuflich.

II. Tafeln zur Geschichte der Baukunst u. Bildhauerei.

1. **Die Assyrer u. Ägypter.** 16 Abbild.
2. **Die Griechen I.** 15 Abbildungen.
3. **Die Griechen II.** 8 Abbildungen.
4. **Die Römer.** 11 Abbildungen.
5. **Altchristliche und romanische Bauten.** 11 Abbildungen.
6. **Muhammedanische und byzantinische Bauten.** 10 Abbildungen.
7. **Die Gotik.** 10 Abbildungen.
8. **Italienische Renaissance.** 4 Ab…
9. **Deutsche Renaissance.** 5 Ab…
10. **Barock, Rokoko.** 3 Abbildu…
11. **Das neunzehnte Jahrhunder…** 4 Abbildungen.
12. **Das neunzehnte Jahrhund…** II. 7 Abbildungen.

III. Bilder zur Kulturgeschichte,

davon 8 in Farbendruck, mit erläuterndem Text.

1. **Bau einer Pyramide.** 2. **Olympische Spiele.** 3. **Römische Seeschlacht.** 4. …**mischer Triumphzug.** 5. **Pfahlbauten.** 6. **Germanische Ansiedelung.** 7. **Ung…schlacht.** 8. **Kirchenbau im heidnischen Lande.** 9. **Gerichtstag.** 10. **Austritt z… Kreuzzuge.** 11. **Schützenfest.** 12. **Deutsche Stadt i. 16. Jahrh.** 13. **Wallensteins Lag…** 14. **Im Zeitalter des Rokoko.** 15. **Freiwillige in Breslau.** 16. **Die erste Eisenbahn.**

IV. Landes- und Provinzialgeschichte.

27 Hefte, meist zu je 1 Druckbogen mit Geschichtskarte und Landeswappen, durch gummierten Falz zum Einkleben in das Lehrbuch vorbereitet.

Königreich Preußen, Herzogtum Braunschweig, Fürstentümer Waldeck, Schaumburg-Lippe und Lippe.

1. **Ost- und Westpreußen.** Von Dr. H. Düring.
2. **Brandenburg.** Von Dr. H. Düring.
3. **Pommern.** Von Dr. E. Lange.
4. **Posen.** Von Gymnasiallehrer Dr. Rethfeld.
5. **Schlesien.** Von Seminar-Oberlehrer Ernst.
6. **Sachsen.** Von Rektor Prof. Dr. J. W. Otto Richter.
7. **Schleswig-Holstein.** Von Dr. Ernst Schlee, Direktor des Realgymnasiums zu Altona.
8. **Hannover** und Herzogtum **Braunschweig.** Von Professor Dr. Viereck in Braunschweig.
9. **Westfalen**, die Fürstentümer **Waldeck, Schaumburg-Lippe, Lippe.** Von Dr. Edmund Lange.
10. **Hessen-Nassau.** 2 Hefte.
    a) **Hessen.** Von Rektor A. Gild in Kassel.
    b) **Nassau.** Von Oberlehrer A. Güth in Wiesbaden.
11. **Rheinprovinz.** Von Gymnasiallehrer Dr. Rethfeld.
12. **Hohenzollern.** V. Gymn.-Obl. K. Plathner in Sigmaringen.
15. **Königreich Bayern.** Von Töchterschuldirektor Schröter in Speyer.
16. **Die bayrische Rheinpfalz.** Von Prof. Dr. Chr. Mehlis in Neustadt a. d. H.
17. Königreich **Sachsen.** Von H. Wek und G. Stegert.
18. Königreich **Württemberg.** V… Rektor Dr. E. Kleemann.
19. Großherzogtum **Baden.** Von Pr… E. Schmitt in Baden-Baden.
20. Großherzogtum **Hessen.** Von P… F. Soldan in Darmstadt.
21. Großherzogtümer **Mecklenburg-Schwerin** und **Mecklenburg-Strelitz.** Von Gymnasiallehrer Salow in Friedland i. M.
22. Großherzogtum **Oldenburg.** Von Professor Dr. K. Meinardus.
23. **Thüringen**, umfassend das Großherzogt. **Sachsen-Weimar-Eisenach**, die Herzogtümer **Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha**, … Fürstentümer **Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß ä. L., Reuß j. L.** Von Prof. Dr. Alfred Schulz.
24. Herzogtum **Anhalt.** Von Direktor Dr. Wickenhagen in Dessau.
25. Freie Stadt **Hamburg.** V. Oberlehrer Dr. Schwenkow in Hamburg.
26. Freie Stadt **Bremen.** R. Gymn.-L. Dr. E. Dünzelmann in Bremen.
27. Freie Stadt **Lübeck.** Von Prof. Dr. Max Hoffmann in Lübeck.
28. Reichsland **Elsaß-Lothringen.** Von Gymnasialdirektor Dr. Karl Kromayer in Weißenburg.

Die Hefte der **Landes- und Provinzialgeschichte** werden den Sendungen an die Sortimentsbuchhandlungen beigelegt; die Schüler sind berechtigt, deren kostenfreie Verabfolgung zu den von ihnen gekauften neuen Lehrbüchern, soweit zu diesen Hefte gehören, zu verlangen. Zu Exemplaren, die als gebraucht gekauft sind, werden sie nicht geliefert. Überhaupt sei vor dem Ankauf der oft veralteten, schmutzigen oder unvollständigen gebrauchten Exemplare gewarnt!

Andere Exemplare der landesgeschichtlichen Hefte kosten 20 Pfennig, eine **Gesamtausgabe** von 29 Heften in einem Bande 4 Mark.

Eine **Ergänzung** zu allen **Geschichtslehrbüchern** bilden:

Giese, Dr. A., Oberlehrer in Berlin, **Deutsche Bürgerkunde.** Einführung in die allgemeine Lehre vom Staate, in die Verfassung und Verw... Preußischen Staates und in ... verbesse...

Giese, D... gemein... des ... 1902...

Hevin ... schrif...

Bd. 1. Di... di... P...

" 2. D... P... be...

" 3. D... G... 3.

" 4. B... A... 1.

" 5. D... s... d... S...

J... gefälliger...

zu ver... etwaig... mäßig... diese ... einen ...

sprechend honoriert.